3 1761 07972439 9

HMod
Y 1567 ko

KOLONIALGESCHICHTE DER NEUZEIT

EIN ABRISS

VON

VEIT VALENTIN

MIT ZWEI FARBIGEN KARTEN

563148
15.5.53

TÜBINGEN
VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
1915

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

COPYRIGHT 1915 BY J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK), TÜBINGEN.

DRUCK VON H. LAUPP JR. IN TÜBINGEN.

Vorwort.

Dieser Abriß der Kolonialgeschichte der Neuzeit ist ein Versuch, die Studierenden, die Lehrer und den weiteren Kreis der Geschichtsfreunde in ein Gebiet der neueren Historie einzuführen, das der Forschung wie der Bildung bei uns noch immer weniger nahe liegt. Ich habe diesen Versuch auf Anregung des Herrn Verlegers, Herrn Dr. Paul Siebeck, gewagt, und ich bin dieser Anregung um so lieber gefolgt, als ich durch die Zeitereignisse in meinen seit Jahren betriebenen Quellenstudien über die deutsche Revolution von 1848/49 gehemmt wurde, und mir die Probleme der neueren Kolonialgeschichte aus einer zuerst 1912 gehaltenen, dann im letzten Winter wiederholten Spezialvorlesung vertraut waren.

Ich hätte aber die Aufgabe einer knapp zusammenfassenden Darstellung nicht auf mich genommen, wenn ich nicht den vorliegenden Stoff unter einem neuen wissenschaftlichen Gesichtspunkt hätte gestalten können.

Die kolonialen Unternehmungen der europäischen Völker beschäftigen eine große Zahl von Einzelwissenschaften: der Geograph, der Ethnologe, der Nationalökonom befassen sich mit den Problemen der Landesabgrenzung, der Bodengestaltung, der klimatischen Bedingungen, der anthropologischen Art und der sozialen Zustände der Eingeborenen, endlich der Besiedelungs- und Wirtschaftsverhältnisse.

Was ist nun das Geschäft des politischen Histori-

kers? Er muß von allen diesen Einzeldisziplinen lernen, um imstande zu sein, die Fragen seiner Wissenschaft zu beantworten; er muß einen genauen Begriff von dem Wert haben, den ein überseeisches Gebiet an sich besitzt, um die Bedeutung beurteilen zu können, die diesem Gebiete für ein europäisches Volk zugekommen ist. Diese Bedeutung ist der eigentliche Gegenstand der historischen Forschung; sie ist etwas von Grund aus Politisches.

Um aber nun zu diesem letzten und höchsten Punkt zu gelangen, muß der Historiker große Schwierigkeiten überwinden. Sie liegen in der Natur des kolonialgeschichtlichen Stoffes: wir haben da eine große Fülle von Einzeltatsachen, von Geschehnissen lokaler Natur, wir haben eine merkwürdige Verschlingung der Entwickelungslinien und eine verwirrende Fülle von Schauplätzen und Menschen, mit denen uns kein unmittelbarer Zusammenhang verbindet. Jedes kolonialgeschichtliche Faktum gehört zwei Welten an, der mutterländischen und der überseeischen, es ist damit Glied von zwei an sich heterogenen historischen Entwickelungsreihen — und so entsteht eine Unstimmigkeit, die schwer aufgelöst werden kann.

Ich unterscheide nun drei Betrachtungsweisen, durch die man des Stoffes und seiner Schwierigkeiten Herr zu werden versucht: die erste Betrachtungsweise geht aus von der geographischen Verteilung der Kolonien, die zweite geht aus von der kolonialen Arbeit der einzelnen Nationen, die dritte geht aus von der Epochenbildung des gesamtgeschichtlichen Verlaufes.

Die bisher vorhandene kolonialgeschichtliche Literatur wendet eine dieser drei möglichen Betrachtungsweisen an. Ich habe nun den neuen Versuch gemacht, eine Vereinigung der drei Betrachtungsweisen herbeizu-

führen und zwar im Standpunkte des politischen Historikers.

So behandele ich in dem ersten Kapitel die Epochen der neueren Kolonialgeschichte und komme da, an Supan anknüpfend, zu einer Einteilung, die als maßgebendes Prinzip die Vorherrschaft der Einzelnationen einnimmt. In der Aufeinanderfolge von spanisch-portugiesischer, holländischer, französisch-englischer Kolonisation ist die Grundlage gegeben für die weitere Entwickelung, die dann zuerst die englische Vorherrschaft und darauf den Wettbewerb aller aufstrebenden Mächte bringt. Kjellén verdanke ich den glücklichen Ausdruck »planetarisch«. Diese Epocheneinteilung, die den großen geschichtlichen Gegensatz von alten Kolonialmächten und neuen Weltmächten zergliedert und verfeinert, erscheint mir am natürlichsten und praktischsten; jede andere, die das maßgebende Prinzip aus der Entwickelung der politischen Ideen nimmt, ist meines Erachtens mehr gewagt, als treffend — so etwa, wenn man den Gegensatz von imperialistischer und merkantilistischer Kolonisation durchführen wollte. Denn, vom politischen Standpunkte aus, hat sich nur der Stil der Kolonisation und nicht der Sinn der Kolonisation geändert. Der koloniale Gedanke, wie ich unter Ablehnung ökonomischer Auffassungen immer wieder betone, ist seit Beginn der Neuzeit ein Ausfluß des Staats- und Machtgedankens gewesen, und so ist die Kolonisation der letzte und strengste Gradmesser nationaler Kraft und nationalen Selbstbewußtseins geworden.

Mit dieser grundlegenden Fragestellung bin ich dann nach der Epocheneinteilung an die Behandlung der Einzelnationen gegangen. Ich habe hier, jedesmal im Zusammenhang ihrer geschichtlichen Gesamtentwickelung, zeigen wollen, was die Kolonisation für ihre historische Richtung, für ihr historisches Schicksal, für ihre historische

Ehre bedeutete; bei der Einzelbesprechung der Kolonien habe ich endlich die dritte der drei Betrachtungsweisen angewandt und bin nach der geographischen Verteilung vorgegangen.

So ist, nach meiner Auffassung, »Kolonialgeschichte« die unter einem eigenartigen Gesichtspunkte gewonnene Vereinigung von Geschichte der Kolonialvölker, Geschichte der Kolonisation und Geschichte der Kolonien.

Eine Kolonialgeschichte, keine Kolonialpolitik wollte ich schreiben. Für die Bewertungen, wie sie die politische Historie vornimmt, sind aber freilich alle Erkenntnisse der Kolonialpolitik von großer Wichtigkeit, und je mehr sich die Betrachtung der Gegenwart näherte, desto notwendiger erschien es, Siedelungs-, Bevölkerungs- und Wirtschaftsprobleme anzuschneiden, um den politischen Wert einer Kolonie im historischen Gesamtbilde herauszuarbeiten. Von allem Systematischen habe ich aber grundsätzlich abgesehen; die Erörterung der Einteilungsprinzipien der Kolonien — also die Unterscheidung etwa in Siedelungskolonien, Ausbeutungskolonien, koloniale Stützpunkte — so fesselnd sie sein mag, habe ich vermieden. Ich lege Gewicht auf diese strenge Abgrenzung der Kompetenz. Der Historiker wird ja immer geneigt sein, in jeder Einzelkolonie einer Nation wieder einen besonderen Fall zu sehen und das Eigentümliche dieses Falles zu betonen.

Diese Richtung auf das Individuelle in der Kolonisation ermöglicht aber wiederum eine neue Art von allgemeiner Erkenntnis, die mir als das letzte Ziel meiner Darstellung vor Augen gestanden hat, nämlich eine vergleichende Charakteristik der Kolonialvölker und ihrer Arbeit.

Bei einem so gewaltigen Stoffe, der in die verschiedensten Wissensgebiete hineinreicht, wird man es begreiflich finden, daß dem Verfasser einzelne Abschnitte

innerlich und quellenmäßig vertrauter sind, andere dagegen ferner stehen. Das Literaturverzeichnis legt über die oft schwer zugänglichen Grundlagen und Hilfsmittel Rechenschaft ab: es ist keine Sammlung von Titeln, sondern eine kritische Zusammenstellung dessen, was mir wirklich Nutzen brachte, so verschieden natürlich der wissenschaftliche Wert im einzelnen ist.

Die beiden Kartenskizzen wollen den großen historischen Gegensatz von alten Kolonialmächten und neuen Weltmächten veranschaulichen. Aus praktischen Gründen verbot es sich, auf der ersten Karte auch das alte vorrevolutionäre Kolonialreich Frankreichs, sowie das alte vor dem Abfall der Vereinigten Staaten vorhandene Kolonialreich Englands zur Darstellung zu bringen. Die Skizzen sind nach meinen Angaben von unserem Universitätszeichner unter Benützung des Levyschen Schemas angefertigt worden, auf das mich Herr Professor L. Neumann in Freiburg in dankenswerter Weise aufmerksam gemacht hat.

Endlich noch ein Wort über die Schreibung überseeischer Namen. Ich habe hier weder unsere ältere Gewohnheit mitgemacht, die fremde Orthographie ehrfürchtig zu übernehmen, noch auch unsere neuere, die fremden Namen gewaltsam einzudeutschen. Es gibt meines Erachtens eine auf Gefühl und Uebung beruhende Unauffälligkeit der Schreibung, die nicht falsch sein kann, weil sie eben nicht im deutschen Sprachzusammenhang stört.

Freiburg i. Br., Pfingsten 1915.

Veit Valentin

Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . . III—VII

Standpunkt des politischen Historikers. Drei Betrachtungsweisen. — Verhältnis zur Kolonialpolitik. — Vergleichende Charakteristik der Kolonialvölker.

Erstes Kapitel. Die Epochen der modernen Kolonialgeschichte . . . . . 1— 17

Was ist Kolonisation? S. 1. — Die spanisch-portugiesische Epoche S. 3. — Die holländische Epoche S. 5. — Die französisch-englische Epoche S. 7. — Die britische Epoche S. 9/11. — Die Völkerwanderung der Weißen und ihre Gegenströmungen S. 17.

Zweites Kapitel. Die spanische Kolonisation . . . . 18— 40

Das Spanien der katholischen Könige. Columbus S. 19. — Herkunft, Anschauungen und Pläne des Columbus S. 21. — Die Entdeckung von Amerika S. 23. — Die Gewinnung des spanischen Kolonialreiches. Ferdinand Cortez S. 25. — Mexiko, Peru, Chile. Die Welser in Venezuela S. 27. — Wesen der spanischen Expansion. Das Kreolentum S. 29. — Die Indianer. Schutzpolitik der Regierung. Die geistlichen Missionen S. 31. — Die Verwaltungsorganisation S. 33. — Die Bedeutung der Kolonien für das Mutterland S. 35. — Die Abschließungspolitik und ihr Scheitern S. 37. — Die Losreißung der spanischen Kolonien S. 39.

Drittes Kapitel. Die portugiesische Kolonisation . . 41— 53

Wert der kolonialen Leistung der Portugiesen S. 41. — Vasco da Gama. Versuche, Indien zu beherrschen S. 43. —Der bewaffnete Indienhandel S. 45. — Wirkung auf das Mutterland. Der Negerhandel S. 47. — Jüngste Zustände in den afrikanischen Kolonien S. 49. — Brasilien als portugiesische Kolonie S. 51. — Brasiliens Selbständigkeit. Gesamtergebnis S. 53.

Seite

Viertes Kapitel. Die holländische Kolonisation . . . 54—68

Die neue Richtung der Holländer S. 55. — Die ostindische Kompagnie: ein politisches Kampfmittel S. 57. — Ihre Organisation. Ihre Erfolge in Indien und Afrika S. 59. — Die westindische Kompagnie. Graf Moritz in Brasilien S. 61. — Der Niedergang Hollands S. 63. — Das Ende der Kompagnie. — Der Kolonialbesitz des Königreiches S. 65. — Der Kultuur-Stelsel. Bedeutung des ostindischen Besitzes S. 67.

Fünftes Kapitel. Die französische Kolonisation . . . 69—101

Bedeutung der Beziehung zu England S. 69. — Das erste und das zweite Kolonialreich. Die Anfänge S. 71. — Kanada. Westindien. Die Kompagnien. Louisiana S. 73. — Koloniale Katastrophen S. 75. — Glanz und innere Schwäche der vorrevolutionären Kolonisation S. 77. — Neue Anfänge. Der Senegal. — Algerien S. 79. — Bedeutung von Algerien. Die Besetzung. Verwaltungsprinzipien S. 81. — Bedingungen der Ansiedelung. Die Landpolitik S. 83. — Napoleon III. Die Elsaß-Lothringer. Verwaltungsentwickelung S. 85. — Angliederung oder Autonomie? Ergebnisse S. 87. — Tunesien. — Westafrika S. 89. — Das Kongogebiet. Oboc. Die Krise von Faschoda S. 91. — Die Inseln im Indischen Ozean. Madagaskar S. 93. — Indochina S. 95. — Ozeanien. Allgemeiner Charakter der französischen Kolonisation S. 97. — Marokko S. 99. — Gegensatz von Kolonialpolitik und Revanchepolitik S. 101.

Sechstes Kapitel. Die englische Kolonisation . . . 102—167

Entdeckungsfahrten. Englands Aufschwung. Nordamerika S. 103. — Die staatsbildenden Kräfte der Kolonisation: das Puritanertum S. 105. — Die Neu-Englandstaaten. Kolonien autonomer und autoritativer Herkunft S. 107. — Verwaltung und Wirtschaft der nordamerikanischen Kolonien S. 109. — Die inneren Gegensätze. Der Machtgedanke im Mutterland S. 111. — Das amerikanische Selbstgefühl und die Politik des Mutterlandes S. 113. — Losreißung und Staatsgestaltung S. 115. — Westindien. Jamaika S. 117. — Kanada: das ältere französische und das neuere englische Kanada S. 119. —

Seite

Selbstverwaltung. Landverteilung. Das »größere Kanada« S. 121. — Die Dominion von Kanada S. 122. — Indien: das Problem S. 123. — Epochen indischer Geschichte. Die ostindische Kompagnie S. 125. — Aufgabe des englischen Staates? Lord Clive S. 127. — Der Kampf um Indien. Uebernahme durch den Staat S. 129. — Das Kaisertum. Die Verwaltung. Einheimische Gewalten S. 131. — Die englische Dekadenz und die nationalindische Bewegung S. 133. — Indien als Basis der englischen Weltstellung. England in Ostasien S. 135. — Australien. Entdeckung. Die Deportationszeit S. 137. — Zusammensetzung der Bevölkerung. Die jüngeren Kolonien S. 139. — Die Goldfunde. Aufschwung, Selbständigkeitstrieb, politischer Ehrgeiz S. 141. Zusammenschluß. Der Commonwealth 143. — Neuseeland S. 143/45. — Afrika: der Sklavenhandel S. 147. — Der politische Sinn der Bekämpfung der Sklaverei. Die Sierra Leone S. 149. — Südafrika. Die Buren S. 151. — Der große Trek: selbständige Burenstaaten S. 153. — Entwickelung der Kapkolonie. Gold- und Diamantenfunde S. 155. — Cecil Rhodes. Niederwerfung der Burenstaaten S. 157. — Die südafrikanische Union. — Aegypten S. 159. — Der Sudan. Ostafrika S. 161. — Verwaltung des Kolonialreiches. Der ältere Imperialismus S. 163. — Der jüngere Imperialismus. Chamberlain S. 165. — Zwiespälte: Kolonialbrite und Home-Engländer S. 167.

Siebentes Kapitel. Die russische Kolonisation . . . 168—172

Wesen der asiatischen Expansion S. 169. — Sibirien und Zentralasien: Jagd nach der Grenze S. 171. Der Gegensatz zu England S. 172.

Achtes Kapitel. Die Kolonisation der Vereinigten Staaten 173—180

Das Neuland: seine Verteilung. Die Staatenbildung S. 175. — Hawaii, Samoa. Die spanische Erbschaft S. 177. — Die Vereinigten Staaten und der Machtgedanke S. 179.

Neuntes Kapitel. Die Kolonisation kleinerer Staaten 181—192

Höhepunkte der Kolonisation im 17. und 18. Jahrhundert. — Die Ostseemächte. — König Leopold II. S. 181.

Seite

— Die Internationale Afrika-Gesellschaft. Der Kongo S. 183. — Die Berliner Afrikakonferenz. Der Kongostaat S. 185. Der neutrale Kongostaat wird Kolonie des neutralen Belgien S. 187. — Die Wirtschaftsentwickelung. — Die Kongogreuel S. 189. — Einspruchsrecht der Signatarmächte. — Die italienische Kolonisation S. 191.

Zehntes Kapitel. Die deutsche Kolonisation . . . . 193—215

Beruf der Deutschen zur Kolonisation S. 193. — Staatlose Expansion des Deutschtums. — Die koloniale Bewegung S. 195. — Der Kolonialverein. Die Besitzergreifungen in Afrika S. 197. — Neuguinea. Englands Mißgunst S. 199. — Bismarcks Stellung zur Kolonisation. — Neue Richtung seit 1890 S. 201. — Der Helgolandvertrag. Die Kolonialverwaltung S. 203. — Togo. Kamerun S. 205. — Deutsch-Südwestafrika S. 207. — Deutsch-Ostafrika S. 209. — Afrikanische und pazifische Weltstellung — Das Kiautschougebiet S. 211. — Entwicklung und Bedeutung Tsingtaus S. 213. — Die Gegenströmung gegen die Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises: die Kolonisation der asiatischen Völker. — Allgemeine geschichtliche Bedeutung der Kolonisation S. 214.

Anhang I. Quellen und Literatur 216
Anhang II. Vergleichende Uebersicht des Bestandes des Kolonialbesitzes 223
Anhang III. Gesamt-Uebersicht der Einzel-Kolonien . . 224
Anhang IV. Zeittafel: 1. die alten Kolonialmächte. 2. die neuen Weltmächte.
Anhang V. Kartenskizzen: 1. die alten Kolonialmächte. 2. die neuen Weltmächte.

Berichtigung.

S. 8 Zeile 16 von unten lies Hawaii.
S. 65 » 2 » » » Residentien.

Ergänzung zu Seite 190.

Die Anerkennung der Annexion des Kongostaates durch Belgien (15. November 1908) erfolgte seitens des Deutschen Reiches durch eine Note vom 18. November 1908, seitens Großbritanniens durch eine Note vom 27. Juni 1913.

Erstes Kapitel.

Die Epochen der modernen Kolonialgeschichte.

Kolonisation ist im letzten und höchsten Sinne der Machtausdruck des reifgewordenen modernen Staates. Sie beginnt, geschichtlich betrachtet, mit dem Abenteuer und der Entdeckung Einzelner und sie wächst an zur wirtschaftlichen Unternehmung, zur seemännischen Entfaltung, zur wirtschaftlichen und geistigen Expansion mit militärischen Machtmitteln. Die Kolonisation kann somit angesehen werden als letzter Gradmesser nationaler Kraft und nationalen Selbstbewußtseins. Jede der europäischen Großmächte hat Kolonisation versucht; für jede lag auf diesem Gebiete die strengste Prüfung ihrer sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte. Die Abwandlung der neuzeitlichen Geschichte, die Kämpfe um politische Geltung und Hegemonie in Europa sind ohne die Kenntnis des kolonialen Wettbewerbes nicht zu verstehen.

Wir unterscheiden eine Anzahl Epochen der neueren Kolonialgeschichte und gewinnen uns so eine Vorstellung von dem Stoff und seinen Problemen. Rein chronologisch die Ereignisse der Kolonialgeschichte zu verfolgen, wäre ein verwickeltes und verwirrendes Unterfangen. Denn die Bedeutung der kolonisatorischen Leistungen, die besonderen Gründe der Versuche und des Scheiterns der einzelnen nationalen Unternehmungen lassen sich nur aus dem besonderen Zusammenhang der nationalen Schicksale erkennen. Es wird sich also

empfehlen, zuerst den Ablauf der kolonialen Ereignisse im Großen zu betrachten, um dann die kolonisatorischen Unternehmungen der einzelnen Nationen im Einzelnen zu verfolgen.

*

Die erste Epoche ist die spanisch-portugiesische. Die Anfänge gehen auf die Portugiesen zurück: ihre verwegenen Seefahrten, kaufmännisch und abenteuerlich zugleich, bekommen im ausgehenden Mittelalter eine neue Bedeutung. Von jeher hatten sie die Nordwestküste Afrikas gestreift; nun legte sich vor das Abendland im Osten der starke Block des islamitischen Großstaates — der alte Weg nach Indien wurde erschwert und dann endgiltig versperrt. Konnte nicht — das war jetzt die Forderung — Indien auf dem Seewege, von Afrika her erreicht werden? So bekamen die portugiesischen Unternehmungen ein großes weltweites Ziel; ihr Charakter selbst ist noch durchweg mittelalterlich und romantisch. Der junge Prinz Heinrich will große ritterliche Taten vollbringen, die Gott und den Damen gefallen. 1415 hat er wie ein Kreuzfahrer das afrikanische Ceuta erobert; die Geschichte hat ihn mit dem Beinamen des Seefahrers geehrt. Die Canarischen Inseln, die Azoren, Madeira werden besetzt und besiedelt, die Küste Afrikas an verschiedenen Punkten berührt. Das große Geheimnis war, ob jenseits der mächtigen Wüste, die man als die Grenze kannte, sich fruchtbares Land befände. Handelsbeziehungen der Mauren deuten darauf, man wagt sich südlicher — Kap Verde, das grüne Vorgebirge, wird entdeckt, ein Name von historischer Denkwürdigkeit. Man hat die Schätze Indiens nicht erreicht, auf dem Seeweg, noch nicht; aber die Schätze Afrikas sind entdeckt. Sklaven und Goldstaub kommen nach Portugal, Forts werden gebaut, hölzerne

Kreuze und steinerne Wappenpfeiler werden an den Küsten errichtet, der Herrscher an der Kongomündung läßt sich taufen, und der König von Portugal legt sich den Titel Herr von Guinea bei. Der Portugiese Bartholomäus Diaz erreicht dann das Kap der guten Hoffnung.

Der große Gedanke, den Seeweg nach Indien zu finden, lockt zum Wettbewerb. Spanien, nach langen inneren Kämpfen geeinigt, gekräftigt und nationaler Machtentfaltung entgegengereift, überflügelt unerwartet und schnell den portugiesischen Nachbar. Kolumbus entdeckt Amerika: er glaubt den Ostrand Asiens berührt zu haben und hält Haïti für Nippon. Alexander VI. vermittelt zwischen dem älteren Erfolge Portugals und den neuen, noch gar nicht übersehbaren Aussichten Spaniens. Die berühmte Demarkationslinie teilt das heidnische unentdeckte Neuland mit seinen märchenhaften Schätzen in eine westliche und östliche, in eine spanische und eine portugiesische Hälfte. Eine höchst denkwürdige Handlung! Die oberste Autorität der alten Welt und der alten Zeit entscheidet über eine völlig anders geartete Zukunft, über das Schicksal ferner geschichtlich mit Europa unverbundener Menschen, über nie geschaute, unbegriffene Zonen. Aber diese Entscheidung, so plump und so verwegen sie ist, so sehr sie bestritten und verändert wird, ist schließlich doch autoritativ: sie giebt den Ausgangspunkt und das Kampfobjekt der nächsten Epoche. Sie ist zudem die erste mathematische Grenze in der Weltgeschichte und vorbildlich geworden für die neuzeitliche Methode der aufteilenden Eroberung.

Mit schnellen Schritten gehen Entdeckung, Besitzergreifung und Ausbeutung weiter: die Spanier nehmen eine der kostbaren sogenannten »westindischen« Inseln nach der andern, sie legen die Hand auf das mittelamerikanische Festland, sie schreiten nach Mexiko nord-

wärts, nach Peru und Chile südwärts: immer bereit, neue Menschenkraft an das kühne Soldaten- und Eroberer-werk zu setzen.

Die Portugiesen erreichen indessen das große ursprüngliche Ziel: Indien. Vasco da Gama landet 1498 in Calicut. Faktoreien und Forts werden gegründet, freundschaftliche und kaufmännische Beziehungen werden angeknüpft. Das kaufmännische Moment ist bei den Portugiesen das überwiegende, und so kommt es hauptsächlich zu einer punktweisen Kolonisation. Aber es ist doch sehr bezeichnend, daß ohne Einsatz der ganzen staatlichen Kraft die Dauer fraglich ist: Goa wird 1510 erobert, und d'Almeida schreibt, daß man der Herr der See sein müsse, um der Herr Indiens zu sein. Er schlägt die Flotte der Türken, der Araber und des Sultans von Aegypten. Die Ausdehnung geht nach Hinterindien weiter, greift nach den Sundainseln und Molukken hinüber und umzieht auch das östliche dem indischen Ozean zugewandte Afrika. Sogar mit China werden Handelsbeziehungen angeknüpft. Und hier in Ostasien stoßen nun die zwei christlichen Kolonialmächte wiederum feindlich aufeinander, sie greifen über und antworten durch Uebergriffe. Ein neuer Vertrag rückt die Meridiangrenze etwas nach Osten. Die Spanier bemächtigen sich der Philippinen und Marianen und nehmen so Teil an der ostindischen Welt; dafür sind die Portugiesen in Brasilien Teilhaber der westindischen.

Das Ergebnis ist: Spanier und Portugiesen haben durch ihre Fahrten und Unternehmungen den europäischen Kulturkreis mächtig erweitert, sie haben die Hand auf gold- und silberreiche Länder gelegt, sie haben den katholischen Glauben ausgebreitet und so eine Umgestaltung der europäischen Lebensbedingungen und der europäischen Machtverhältnisse vollzogen. Afrika, Asien, Amerika sind aufgeschlossen; ihr Leben ist nur

eben gerade berührt und zum kleinsten Teile wirklich bekannt, aber es ist gleichsam der Vorhang von ihm weggezogen, und der verlockende Anblick, die verlockende Kunde ruft Rivalen auf diesen Kampfplatz der großen Welt.

*

Die zweite Epoche ist die holländische (1598 bis 1670); das Ringen der vereinigten Niederlande um ihre Freiheit und ihre Selbstbestimmung gibt diesem Zeitraum seinen Sinn. Holland ist die führende Macht in dem Kampf gegen das Uebergewicht des Hauses Habsburg. Philipp II. hatte durch Personalunion die spanischen und die portugiesischen Besitzungen vereinigt: eine wahrhaft erdrückende Macht und doch auf die Dauer kraftlos gegen ein Volk, das um den ganzen Sinn seines Daseins zu kämpfen wußte. Die Holländer haben ihren Freiheitskrieg gegen Spanien auf allen Meeren ausgefochten, und die Portugiesen, deren Kolonien von den Spaniern schlecht genug geschützt wurden, waren dabei die Verlierenden. Gleichzeitig mit den Holländern erstarkt der nationale Gedanke in England, in Frankreich: auch diese gegen die habsburgische Umklammerung sich aufbäumenden Mächte entwickeln Kolonialinteressen, Dänemark und Schweden folgen. Träger der Kolonisation werden jetzt die Handelsaktiengesellschaften, die als »Kompagnien« berühmt geworden sind. Kaufmännische Genossenschaften übernehmen den auswärtigen Handel und mit ihm den kriegerischen Schutz der Seeschiffahrt und die kolonisatorische Tätigkeit in überseeischen Ländern. So vermeidet der Einzelne ein erdrückendes Risiko, und der absolute Staat sichert sich durch die Monopolstellung, die er verleiht, das letzte Wort und das oberste zusammenhaltende Interesse. Diese Handelskompagnien, die holländisch-indische in erster Linie, entfalten eine großartige Tätig-

keit. Holland setzt sich in den Besitz der Gewürzinseln, siedelt sich in Formosa an, nimmt Ceylon, Mauritius, dann als Etappenstationen nach Indien St. Helena und das Kap. In Amerika können die Spanier ihren Besitzstand im wesentlichen behaupten, soweit er kontinental befestigt ist; an den leichter zugänglichen westindischen Inseln setzen die Konkurrenten erfolgreich ein. Die Flibustier, Freibeuter aus allen Nationen, abenteuerliche Schleichhändler und Seeräuber, nisten sich auf den kleinen Antillen ein und jagen den Spaniern ihre kolonialen Gewinne ab. England steht noch bescheiden im Hintergrund, kaum selbst über Piraterie hinausgewachsen; es beginnt mit St. Christopher, Barbados, Antigua, Tobago, Jamaika. In Frankreich erstrebt der große Coligny Rio de Janeiro für seine Hugenotten; Martinique und Guadeloupe werden wirklich französisch. Historisch viel bedeutungsvoller als die Wechselfälle der westindischen Romantik sind aber die Siedelungskolonien in Nordamerika. Neuholland, Neufrankreich, Neuengland entstehen, Zufluchtsorte wagemutiger Volksgenossen dieser aufstrebenden Nationen. Hier in Amerika versagen die Holländer zuerst. Sie haben auf die Dauer doch nicht so viel staatliches Selbstgefühl und überquellende Volkskraft wie die jüngeren stärkeren Kolonialmächte.

*

Der Wettbewerb dieser beiden, Englands und Frankreichs, erfüllt die nächste, die dritte Epoche, die französisch-englische (1670—1783). Frankreich ist die vorwärtsdrängende Macht, die mit einem glühenden politischen Ehrgeiz die beherrschende Weltstellung erstrebt. Colbert vollendet, was Richelieu begonnen hat: er ist der Schöpfer des französischen Kolonialreiches. In Vorderindien werden Faktoreien errichtet, in Siam wird der holländische Einfluß zurückgedrängt, Mada-

gaskar wird erstrebt. Von den kleinen Antillen werden weitere erworben, St. Croix, St. Lucia, in Guyana wird Cayenne erobert und mit dem anspruchsvollen Namen Aequatorialfrankreich geschmückt, in Kanada wird der Kampf gegen die Irokesen im Bunde mit den Huronen durchgeführt: Waldläufer und Missionare sichern den Franzosen die Herrschaft im Land der oberen Seen; am Mississippi begründen sie ihr Louisiana, in Afrika die Senegalkolonie.

Und dagegen erhebt sich nun England: alle europäischen Kriege von Ludwig XIV. bis auf Friedrich den Großen werden in beiden Indien um die koloniale Vormacht zwischen England und Frankreich mitausgekämpft. Frankreich muß an dem unseligen Versuche, den europäischen Kontinent unter seine Hegemonie zu zwingen, scheitern; und während es ihm mißlingt, die erste Landmacht in Europa zu werden, wird England die erste Seemacht in der großen Welt.

In Vorderindien schreitet die englische Kompagnie allmählich von der punktweisen Gründung, von Ausbeutungsfaktoreien zur militärischen Eroberung; zu den Neuenglandsstaaten in Nordamerika kommen mehrere neue: Nordkarolina, benannt nach König Karl II., Neu-Amsterdam, den Holländern abgenommen, wird New-York genannt, dann der Quäkerstaat Pennsylvanien, Delaware, Connecticut; dazu im Norden, jenseits der französischen Besitzungen Neufundland, Neuschottland, Neubraunschweig. Von Spanien behält es im Utrechter Frieden Gibraltar und Menorca.

So stehen sich die beiden bevorzugten Nationalstaaten Europas, England und Frankreich, als ewige ozeanische und kontinentale Konkurrenten gegenüber. Frankreich meint den Besitz und die Aussichten über See gering anschlagen zu können, da es Europa doch für seinen sicheren Bezirk hält. England hält Frank-

reich aber auf dem Kontinent durch die schwächeren aufstrebenden Mächte gebunden und gewinnt dabei eine Position draußen nach der andern. Im Pariser Frieden von 1763 gibt Frankreich Kanada preis und behält nur die kleinen Fischereistationen St. Pierre und Miquelon. Von den kleinen Antillen bekommt England St. Vincent, Dominika und Tobago. Die ostindische Kompagnie Frankreichs wird aufgelöst — England ist auch unbestrittener Herr in Vorderindien. Damals hat England seine erste Weltmachtsposition gehabt; die Umformung beginnt mit dem Abfall der 13 Staaten von Nordamerika. Dieses große Ereignis verlegt den Schwerpunkt des englischen Kolonialreiches von Amerika nach Asien. England beginnt die asiatische Macht zu werden, die es seitdem in immer umfassenderem Sinne geworden ist. Die indische Stellung Englands erhält durch die Ausdehnung über die Südsee eine neue Stütze: Neuseeland, Australien, Hawai werden entdeckt, erforscht, besetzt und besiedelt.

*

Die vierte Epoche ist die britische (1783—1876). Sie beginnt mit einem letzten grandiosen Ringen zwischen Frankreich und England um die Vormachtstellung in der Welt. Napoleon I. ergreift noch einmal die Tradition des alten königlichen Frankreich; man kann sagen, daß der königliche Absolutismus ihm die letzten Möglichkeiten des Gelingens noch gerade vor seinem Sturze genommen hat. Aber Napoleon, der Aegypten erobert und Indien ins Auge faßt, hat für eine kurze Zeit doch diesen europäischen Kontinent unter seine Faust gezwungen und, indem er ihn absperrte und alle seine Kräfte zusammenballte, den Kampf mit England in einer unerhört großen Art aufgenommen. England ist dann auf allen Linien der Gewinner geblieben; Frank-

reich und alle seine kontinentalen Verbündeten, Vasallen und Opfer müssen die Kosten bezahlen. England bekommt Helgoland und die indischen Plätze von Dänemark, Malta vom Malteserorden, Kapland und Ceylon von Holland, das französische Westindien. Java gibt es allein heraus und das besetzte Buenos Aires kann es nicht halten. Mit Portugal ist es aber durch Kriegsbündnis und Handelsverabredung im dauernden Einverständnis, sodaß der Rest der portugiesischen Besitzungen in Afrika und Südamerika als britische Dependenzen für weiterhin anzusehen sind. Keiner der europäischen Kulturstaaten kann dieser imponierenden Kraftentfaltung gegenüber aufkommen, gelähmt und geschwächt, wie sie durch die lange Kriegsperiode sind. Nur zwei Mächte ragen in der ozeanischen Welt neben England als eine Drohung auf: die Vereinigten Staaten und Rußland. Die amerikanische Republik ist für England ein unheilverkündendes Beispiel: sie dehnt sich auf dem nordamerikanischen Kontinent immer mehr nach Westen, sie kauft von Napoleon Louisiana, sie bedroht Kanada. 1812—1814 ist Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten. Napoleon hofft von dieser Seite her Erleichterung, und England muß in einem schnellen Frieden die Unbesiegbarkeit des Tochterstaates anerkennen. Amerika ist aus der europäischen Bevormundung herausgewachsen. Die spanischen Kolonien in Südamerika fallen ab und konstituieren sich als selbstständige Staaten; England erkennt sie zuerst an und triumphiert dadurch nachträglich noch einmal über Napoleon und seine Vasallen.

Aber in Asien entwickelt sich jetzt ein Kolonialreich, das der Seeherrschaft nicht bedarf, um sich auszudehnen: Rußland streckt sich über den ganzen asiatischen Kontinent, in ewigen Kämpfen mit kriegerischen Nomaden, durch die Möglichkeiten des Pelzhandels, durch die

Leichtigkeit militärischer Triumphe immer weiter gelockt. Schon unter Katharina II. sind die Aleuten besetzt worden. Bis nach Alaska und Californien dringt die Pelzraubwirtschaft der Russen vor. Es gibt eine russisch-amerikanische Kompagnie, die von der Regierung des Zaren ein Monopol hat. Durch die Weite des Gebiets und die günstigen Möglichkeiten, die neue Meeresküsten diesem schweren Kontinentalstaat bieten, wächst der politische Ehrgeiz ins Große: Alexander I. will den nordpazifischen Ozean in eine russische See verwandeln, er stößt auf England in Kanada und auf die Vereinigten Staaten.

Niemals ist aber die große Welt britischer gewesen als nach 1815. Frankreich hat in die Restaurationszeit fast nichts an Kolonien mitgenommen; es schafft sich durch die Eroberung Algiers für das verlorene Aegypten einen Ersatz, und es wird bald ein kolonialpolitisches Schlagwort, daß sich Algier und die Senegalkolonie die Hand reichen müssen, über die Wüste Sahara hinweg. Aber noch herrscht eine gewisse Ruhe, und durch die Antisklavereibewegung werden gerade die tropischen Kolonien plötzlich entwertet. Die ethische Bekämpfung der Sklavenhaltung geht auf Deutsche und Quäker in Nordamerika zurück. Die englischen Philanthropen haben den Gedanken aufgenommen, und die englische Regierung hat ihn politisch und geschäftlich glänzend ausgenutzt. England fand hier einen willkommenen Anlaß, sich überall als der Vormund und Protektor einzumischen. Gerade weil seine Ueberlegenheit nach den napoleonischen Kriegen so unbestritten ist, ist es jetzt weniger zu neuen Unternehmungen geneigt: es richtet sich zu Hause ein auf die Weltherrschaft und baut das Gewonnene aus. Mit Frankreich zusammen übernimmt es käuflich den Besitz der kleineren Konkurrenten Holland und Dänemark an der Guineaküste; im Süden Afrikas dringt es

langsam vor, ficht eine Anzahl Kaffernkriege aus, muß widerstrebend die holländischen Kolonistenstaaten der Buren, Transvaal und Oranjefreistaat, anerkennen, ohne aber jemals den Gedanken der Oberherrschaft aufzugeben; es gewinnt sich einstweilen Schutzstaaten, die einschnüren und eindämmen: Natal und Griqualand. Im Osten Afrikas sticht es Frankreich beim Sultan von Sansibar aus, und endlich gelingt es ihm, die ganze französische Arbeit um Aegypten, die im Suezkanal zuletzt noch ihr Größtes geleistet hat, für sich nutzbar zu machen; und Aegypten, wo sich England behutsam durch geschäftliche und politische Transaktionen eindrängt, eröffnet dann wieder gewaltige Aussichten nach dem nahen und fernen Orient.

Den Weg nach Indien sichert sich England durch eine planmäßig ausgebaute Kette von Kohlenstationen, dem unentbehrlichen Hilfsmittel der aufkommenden Dampfschiffahrt. Wenn sich England an anderen Punkten zurückhält, wenn es etwa für Kanada 1838 beschränkte Autonomie bewilligt, um der Ablösung vorzubeugen, so wird die militärische Eroberung von Vorderindien jetzt in einer Reihe von glänzend durchgeführten Feldzügen vollendet. Hier entsteht der britische Imperialismus, denn die Behauptung dieser Position wird entscheidend für das Dasein Englands als Weltmacht. Rußland nähert sich immer mehr vom Norden, es erobert den Kaukasus und Turkestan, es beansprucht den Pamir. In Persien und Afghanistan kreuzen sich die Interessen der beiden Weltmächte am empfindlichsten; 1837, im Heratkrieg, stehen sie sich schon mit offener Feindlichkeit gegenüber. Und der Gegensatz setzt sich fort im asiatischen Osten, der noch in der fremden Pracht seiner farbigen Kultur abgeschlossen dasteht. England schlägt Bresche in die chinesische Mauer: es führt den Opiumkrieg gegen China und gewinnt Hong-

kong. Aber Rußland kommt vom Norden bedrohlich nahe, es besetzt das Amurland und Sachalin. Frankreich endlich stellt sich in Hinterindien wieder ein und imponiert durch brillante Feldzüge. Cambodja, Cochinchina, Annam und Tongking werden missioniert, kaufmännisch erschlossen, beansprucht und besetzt, Siam wird bedrängt und bevormundet. Aber England bleibt auch hier nicht aus: es entwickelt seine Besitzungen an der Malakkastraße, die Straits Settlements, die jetzt eine besondere Bedeutung gewinnen zwischen China und Australien. Nur von den Inselgruppen der Südsee sichern sich einige die Franzosen.

*

Die letzte Epoche der modernen Kolonialgeschichte, in der wir uns heute befinden, ist die planetarische, seit 1876. Der ganze Planet wird jetzt von kolonisierenden Staaten verteilt und beherrscht, die britische Vorherrschaft wird mehr und mehr in Frage gestellt und ihres inneren Sinnes beraubt. Die Kolonisationstätigkeit ist jetzt bewußt imperialistisch. Man kann im Lauf der kolonialen Entwicklung einen Gegensatz zwischen merkantilistischer und imperialistischer Richtung verfolgen. Die Staaten, die kaufmännisch kolonisieren, denen es im wesentlichen auf den materiellen Gewinn ankommt, können wohl augenblickliche Erfolge erzielen, aber das Erworbene nie als einen wirklichen Besitz behaupten. Nur die Staaten, die ihre ganze geschichtliche Ehre und ihre ganze nationale Kraft an die Kolonisation setzen, können die Herrschaft in der großen Welt so sehr zu einem Stück ihres eigenen Seins machen, daß sie mit ihr zusammen wachsen und blühen und sie erst aufgeben, wenn sie sich selbst zum Niedergange neigen. Die letzte Epoche der Kolonialgeschichte ist erfüllt von dieser Erkenntnis. Es handelt sich nicht

mehr um eine wählerische Ausbeutung kostbarer tropischer Länder, sondern um eine von der Not diktierte, mit rastlosem, unbarmherzigem Eifer durchgeführte Aufteilung der gesamten Erdoberfläche durch die Angehörigen der weißen Rasse, um eine rücksichtslose Bekämpfung und Unterwerfung Eingeborener niederer Rassen: die militärische Gewalt hat immer und überall das letzte Wort. Der weiße Mann siedelt sich an, baut Straßen und Eisenbahnen, zwingt zur Arbeit, und nur durch diese Mittel können die neuen weißen Millionen leben und genießen. Zum erstenmal in der Entwickelung der Menschheit entsteht ein Zusammenhang von allen mit allen: Weltinteressen, Weltverkehr, Weltpolitik.

Die neue Epoche ist durch die Kolonisationsbestrebungen des Deutschen Reiches miteingeleitet worden. Das war für die damalige Welt eine Ueberraschung. Sie kannte die deutsche Geschichte schlecht, wenn sie unserem Volk keine kolonisatorische Fähigkeit und Kraft zutraute. Die Tätigkeit der Hansa und des deutschen Ordens sagt den Wissenden genug, und auch über See haben die Deutschen ja immer wieder Versuche gemacht: die Welser und Fugger im 16., der Graf von Hanau und der große Kurfürst im 17., die ostindischen Handelsgesellschaften Karls VI. und Friedrichs des Großen im 18. Jahrhundert. Die kontinentalen Konflikte und die Problematik ihrer Staatsform haben aber dann die Deutschen völlig beschäftigt. Was nach der Reichsgründung begann, steht mit diesen alten Versuchen in keinem inneren Zusammenhang. Patrioten und Politiker haben schon frühe unserm Vaterlande den Ruhm und die Arbeit überseeischer Besitzungen gewünscht. Missionare und Kaufleute sind dann vorgedrungen und haben, oft zu ihrem Schaden und zu ihrer Gefahr, den Schutz einer geachteten Flagge vermißt. Das offizielle Deutschland hat sich sehr mit Recht durchaus zurück-

gehalten und erst in dem Augenblicke stark und entschieden zugegriffen, als es die Gunst der Umstände zuließ, und als die Eigenschaften der persönlich Beteiligten den Erfolg sicherten. So wird das Deutsche Reich behutsam und bescheiden aus dem Schutzherrn seiner Untertanen zum Schutzherrn überseeischer Gebiete, und aus dem Schutzherrn zur Kolonialmacht.

Die achtziger Jahre, in denen sich dies vollzog, sind angefüllt von den lebhaftesten und erfolgreichsten Bestrebungen anderer. Der Herzog von Brabant, später Leopold II., beginnt seine Gründung des Kongostaates — ein kolonialgeschichtlicher Sonderfall, der nur möglich war infolge des Zusammenwirkens großer persönlicher Eigenschaften und internationaler Eifersucht. Italien wirft sich auf das nordöstliche Afrika, unter dem Zwange seiner überquellenden Volkskraft, und findet nach manchen Fehlschlägen endlich in Tripolis ein weites Bestätigungsfeld seines nationalen Ehrgeizes. Frankreich bringt alle Niederlassungen in Nord- und Westafrika in einen großen politischen Zusammenhang, Portugal wird wach und gedenkt zu spät eine Brücke von der Westküste Afrikas nach der Ostküste zu schlagen, es wird von dem befreundeten England unter Kriegsdrohungen zurückgedrängt. England nimmt das Meiste und Beste: den Sudan, Uganda, Nigeria, Betschuanaland, es unterwirft die Burenrepubliken, gewinnt Sansibar, das Emporium des afrikanischen Ostens, muß aber zu seinem eifersüchtigen Schmerze sehen, wie Deutsch-Ostafrika an den Kongostaat reicht und so die Kap-Kairo-Linie zerstört. Der Reichsgedanke wird in Britannien wach, spinnt sich von einem Kolonialzentrum nach dem anderen weiter und ergreift, gerade durch den Mitbewerb anderer angestachelt, bereits den nahen und den fernen Osten. In ganz Afrika sind jetzt die Grenzen gezogen: und jede dieser Grenzen in Marokko, am Niger, am Nil, am Kongo

bedeutet eine Kriegsgefahr. Die alten Kolonialmächte treten ganz zurück. Spanien verliert seine letzten wertvollen Besitzungen an die Vereinigten Staaten und verkauft die bedeutungslos gewordenen Inselgruppen, die Karolinen und die Nachbarinseln, an das deutsche Reich. Holland hält sich noch auf seinem indischen Archipel, der zu kostbar ist, als daß ein Weltstaat ihn einem andern gönnen könnte. Die Vereinigten Staaten treten in die Reihe der Kolonialmächte ein und treffen im stillen Ozean auf Japan, den Blenderstaat, der sich auf dem asiatischen Kontinent festsetzt und Rußland zurückdrängt. China beginnt seinen gewaltigen Kampf um die Gestaltung seiner unerschöpflichen Volkskräfte, und dieser Kampf ist es, der den Weltmächten in der Aufteilung Einhalt gebietet. Frankreich und England treffen und reiben sich in Hinterindien, Rußland und England in Zentralasien. Die Krisen in der großen Welt folgen schnell aufeinander: es handelt sich immer um das Gleiche, um Hinterländer, um Einflußsphären, um wirtschaftliche Bedingungen und politische Bevormundung. Von dem afrikanischen Kreis ist die Kriegs- und Konkurrenzgefahr nach dem ostasiatischen hinüber und dann nach dem islamitischen zurückgewandert. Rußland und England haben sich über Persien, England, Deutschland und die Vereinigten Staaten über Samoa, Deutschland und Frankreich über Marokko verständigt. Das Deutsche Reich ist bei allen diesen Konflikten der jüngste und der kraftvollste Teilhaber gewesen, und so ist um seine Weltgeltung der erste Weltkrieg im eigentlichen Sinne entstanden, der erste Krieg, der den ganzen Planeten bewegt, so wie ihn die weiße Rasse kolonisatorisch aufgeteilt hat.

*

Was sind die Hauptergebnisse der modernen Kolonisation? Die Kolonisation hat ein neues Zeitalter der

Völkerwanderung eröffnet. Die Weißen haben sich überall verbreitet. Amerika und Australien sind europäisiert; Afrika wird fast ganz von den Weißen beherrscht. Sie können sich an bestimmten Punkten dauernd ansiedeln, an anderen teilweise und mit Eingeborenen vermischen, wieder an anderen sind sie auf die bloße Ausbeutung angewiesen. Asien ist der eigentlich schwierige und rätselhafte Erdteil; nur der gemäßigte Klimagürtel ist dauernd für Weiße besiedelbar: er ist in russischen Händen oder unter der Herrschaft fremdrassiger Völker; Mischkolonien sind im Gebiete dieser Völker vorhanden oder möglich. Die größere Masse des asiatischen Kontinents wird von Europäern militärisch und kaufmännisch beherrscht; die Souveränität der fremdrassigen Völker erhält sich nicht ohne Mühe, Anfeindung und Hilfe in der Türkei, in Persien, in China.

Diese Völkerwanderung der Weißen hat Gegenströmungen hervorgerufen: die Verbreitung der Schwarzen über Amerika, die Verbreitung der Gelben in Australien, Amerika und Indien, die Verbreitung der Inder in Afrika. Unglaublich viel Menschen- und Naturwerte sind durch die koloniale Expansion früherer Jahrhunderte zerstört worden. Wälder sind untergegangen, Tierarten sind ausgestorben, primitive Menschenrassen sind dezimiert, versklavt oder ausgerottet worden. Der prunkende Bau der europäisch-amerikanischen Zivilisation ruht auf dem Trümmerhaufen, der übrig geblieben ist bei der Vernichtung von Gesundheit, Glück, Sitte, Kultur schwächerer Rassen. Aber in der unausgesetzten Reibung dieser Kämpfe, bei diesem ewigen Wettbewerb untereinander sind die europäischen Nationen das geworden, was sie sind: sie sind einheitliche stolze Völker, die den Staats- und Machtgedanken als den Atem ihres Lebens erkannt haben, die an den notwendigen Aufstieg der einen und an den notwendigen Niedergang der andern glauben und

ihrer geschichtlichen Ueberlieferung und ihrem politischen Selbstbewußtsein alle Kampfesopfer zu bringen bereit sind. Denn diese Opfer der Gesamtheit allein sind es gewesen, die in den letzten Jahrhunderten immer mehr die Sicherheit, die Ordnung, die Achtung vor der Persönlichkeit ermöglicht haben; auf ihnen beruht unsere technische Arbeit, unsere künstlerische und wissenschaftliche Schöpferkraft, unsere Weltanschauung und unsere geistige Freiheit.

Zweites Kapitel.

Die spanische Kolonisation.

Daß Spanien eine große koloniale Macht wurde, hat man als die Folge von Zufälligkeiten angesehen; den inneren Beruf zur überseeischen Entwicklung hat man ihm nicht zuerkennen wollen. Vom rein ökonomischen Standpunkt aus mag darin manches Richtige sein. Das Spanien des 15. Jahrhunderts zeigt wenig kaufmännische und maritime Initiative. Aber gerade der Aufschwung Spaniens scheint doch zu beweisen, daß der geschäftliche Unternehmungsgeist nicht das einzige, ja nicht einmal das wichtigste der Momente ist, die koloniale Machtentfaltung bedingen.

Die katholischen Könige Ferdinand und Isabella hatten die Gegensätze der Landschaften und der Einwohner, die auseinanderstrebende historische Richtung der Teile Spaniens, die Stärke der provinzialen Sondergewalten bis zu einem gewissen Grade überwunden, und diese politische und geistige Einheit bedurfte nur großer Aufgaben, um sich zu befestigen und zu entfalten. Militärisch und landwirtschaftlich war der Grundcharakter der Reiche: ein stolzer, kriegslustiger Adel, arme Bauern, Gewerbfleiß nur in dem rührigeren Catalonien und im Süden bei den seidenwebenden Mauren, Handel und Schiffahrt in wenigen Hafenplätzen; Juden und Italiener, auch Franzosen machten Geldgeschäfte, vermittelten die Einfuhr fremder Waren, stellten Leute für Luxushandwerke, versuchten durch alles das diese schwere, steife,

lässige spanische Art und Lebensgestaltung etwas beweglicher und geschmeidiger zu machen.

Ein Italiener ist es denn auch gewesen, der die katholischen Könige auf überseeische Unternehmungen wies. Columbus, Christoforo Colombo, Cristóbal Colón, ist in Genua sehr wahrscheinlich 1446 geboren, als der Sohn eines Wollwebers — in Genua, der alten Rivalin Venedigs um den Preis der Seeschiffahrt. In eigener Sache, wie in fremden Diensten hatten die Ligurer seit Jahrhunderten das Meer befahren; als Schiffsbauer, als Admirale, als Entdecker waren sie vornan — hartnäckig, habgierig, tückisch, aber in einzelnen Volksgenossen zu ungewöhnlicher Größe gesteigert.

Mit vierzehn Jahren ging Columbus auf die See, erst mit dreißig hatte er den atlantischen Ozean kennen gelernt. Er diente auf englischen Schiffen, fuhr nach Guinea und soll bis nach Island gesegelt sein. Was kam damals einem Schiffskapitän an Nachrichten zu Ohren? Wie war die Stimmung auf See? Die Entdeckungen der Portugiesen hatten die schiffahrende Welt in eine hastige und heiße Erregung versetzt. Jede Nebelbank im Westen des Ozeans wurde für ein neues, reiches Land gehalten; viele wollten geschnitzte Hölzer oder Schilfrohre aufgefangen haben, woraus also sicher die Nähe des Landes zu schließen wäre. Man versuchte sich in Berechnungen, vertiefte sich in Projekte, verirrte sich in Phantasien. Auf den Weltkarten der Zeit finden sich im Westen immer Andeutungen des unbekannten Landes; eine Insel Antilia kehrt dabei häufig wieder. Die Insel Zipangu, von der Marco Polo spricht, zwischen Ostasien und Europa, schien bei der Kugelgestalt der Erde leicht erreichbar. Aus den antiken Schriftstellern gewann man zudem die Vorstellung von der geringen Menge Wasser im Vergleich zu der Menge Erde auf der Erdoberfläche. Man meinte auch, das irdische Paradies müsse auffindbar

sein; es gibt darüber merkwürdige Lehren: es sei von menschlichen Ungeheuern belebt, erhebe sich gewaltig zu riesigen Bergmassen bis in die Mondsphäre, sodaß es von der Sintflut nicht bedeckt worden sei, habe aber trotzdem ein wundervoll liebliches Klima.

Mit all diesen Berichten, Behauptungen, Spekulationen antiker und mittelalterlicher Herkunft befaßt sich Columbus. Einen entscheidenden Einfluß auf seine Vorstellungen hat nach der alten und nicht erfolgreich widerlegten Anschauung der florentinische Astronom und Physiker Toscanelli; von ihm stammt ein Brief an einen Portugiesen, durch den er hoffte den König von Portugal zur Ausführung seiner Ideen zu bringen. Columbus verschaffte sich ein Duplikat des Briefes, und darin ist nun alles ausgesprochen, woran er bis zu seinem Tode fest geglaubt hat: es sei möglich durch eine Fahrt westwärts das Land der Gewürze und der Edelsteine, das Land wohlhabender Städte und reicher Provinzen, das Land mächtiger Könige und Fürsten, das Land des Großkhans zu finden — also »Indien«. Mit solchen Plänen angefüllt kommt Columbus 1483 nach Portugal und, weil man hier den Phantasten abweist, geht er nach Spanien.

Seine Briefe zeigen uns, wie er auf die Menschen gewirkt hat, halb wie ein Zauberer, halb wie ein Prophet.

»Ich habe mit wissenschaftlichen Männern, Geistlichen und Weltlichen, Lateinern und Griechen, Juden und Mauren und vielen Andern verkehrt. Dazu gab mir der Herr den Geist der Erkenntnis. In der Schiffahrtkunde gab er reiche Fülle; von der Sternenkunde gab er mir, was ich brauchte und auch von der Geometrie und Arithmetik. In dieser Zeit habe ich alle Arten von Schriftwerken studiert: Geschichtswerke, Chroniken, Philosophie und andere Wissenschaften.«

Ein anderes Mal schreibt er an die spanischen Könige: »Die heilige Trinität bewog Eure Majestäten zu

dem Unternehmen nach Indien, und durch ihre unendliche Gnade wählte sie mich, um es Ihnen zu verkündigen. Deshalb kam ich als ihr Botschafter zu Euren Majestäten wie zu den mächtigsten Fürsten der Christenheit, welche sich im Glauben übten und so viel für seine Verbreitung taten . . .«

Wir haben noch Excerpte von Columbus aus biblischen und antiken Autoren, deren Prophezeiungen er auf sich bezieht. Ja er trieb den Glauben an seine göttliche Sendung so weit, daß er den Gedanken faßte, den Ungläubigen den Besitz des heiligen Grabes zu entreißen. —

Jahrelang hat er auf die Entscheidung der Könige gehofft und abwechselnd in Cordoba und Sevilla gelebt, immer mehr vertieft und versenkt in seine verwegenen Hoffnungen: eine glühende Natur, aber gehüllt in träumerischen Ernst. Der Schwung und die Schwärmerei seiner Rede ließ die Hörer innerlich erzittern.

Und welche Forderungen stellte er an die Krone! Er verlangte Rang und Würde eines Almiranten, Erhebung in den Adelstand, das Vizekönigtum in neuen Ländern, ein Zehntel aller Einkünfte daraus; er wollte der einzige Richter in allen Prozessen zwischen Spanien und den neuen Ländern sein und endlich noch einmal ein Achtel des Gewinnes haben, wenn er ein Achtel der Ausrüstungskosten bestreite. Man begreift, daß die spanischen Majestäten mit erstauntem Hochmut die verwegenen Ansprüche dieses abenteuerlichen Schwärmers aufnahmen. Die Königin Isabella, so wird es ausgeschmückt, war ihm günstig, aber seine Forderungen erschienen zu hoch. Man wollte handeln. Columbus handelte aber nicht, sondern zog ab, um nach Frankreich zu gehen. Da wird er eingeholt, zurückgebracht, es wird ihm zugestanden, was er will, und die Fahrt wird vorbereitet, die weltgeschichtliche Fahrt von 1492,

die das Märchen der Jahrhunderte geworden ist. Wir kennen sie seit der Kindheit; sie bleibt immer wundersam und ist zugleich Geschichte großen Stils: denn das Tagebuch Columbus ist zum größten Teile wörtlich erhalten und läßt uns alles bis ins einzelne verfolgen. Auf den Canarischen Inseln wird er einen Monat aufgehalten, um das beschädigte Steuer des einen Schiffes zu bessern; dann geht es weiter nach Westen in das Unbekannte. Columbus führt doppelte Berechnung; die kleineren Zahlen öffentlich im Schiffsjournal, die großen wahren heimlich. Er traut sich allein den Mut zu, die Weite der Fahrt zu messen und zu wissen. Die Deklination der Magnetnadel beobachtet er als erster; täglich mehren sich Anzeichen und Vermutungen — ein dunkler Horizont, Nebel ohne Wind, schwimmender Tang. Die Mannschaft murrt wiederholt, wegen des Kurses, wegen des Windes. Die Spanier schelten auf den Ligurer. Er bleibt fest, schert sich nicht um Klagen und sagt, er werde unter allen Umständen versuchen, die Insel zu erreichen. Dem Glücklichen, der zuerst das Land sieht, verspricht er eine Pension. Hoffnung und Niedergeschlagenheit wechseln. Man fischt Zweige auf, auch einen Stab, der im Feuer bearbeitet ist. Und dann in der Nacht zum 12. Oktober sieht Columbus einen nahen Lichtschein, und am frühen Morgen ist das Land erreicht, die Insel Guanahani, eine der Bahama-Inseln, die Columbus San Salvador nennt. Dem Heiland weiht er das erste Stück der neuen Welt.

Die Entdeckungsfahrt geht weiter, nach Haïti, Cuba (»Hispaniola«). In Spanien wird er mit den höchsten Ehren empfangen; sein Wappen, das er als Grande empfängt, enthält außer dem Familienwappen die Wappen von Castilien und Leon und die goldenen Inseln in blauen Meereswogen. Und der berühmte Gedächtnisvers entstand: A Castilla y León Nuevo Mundo dió Colón.

Ich berühre nicht die weiteren Reisen des Columbus. Sein Leben ging zu Ende in Enttäuschungen, Verrat, Irrtum und Schuld. Auf die Persönlichkeit kommt es hier an, die am Anfange der Kolonialgeschichte der Neuzeit mächtig und bedeutungsvoll steht: ein hochgespannter Willensmensch ist er gewesen, der einen Idee mit maßloser mystischer Inbrunst hingegeben. Er hat sich in vielem verrechnet, aber er hat auch vieles im einzelnen treffend und vorzüglich beobachtet; er hat seine Tat nicht gering geschätzt und seinen Lohn ungeschmälert haben wollen. Ein korrekter und nützlicher Vizekönig der spanischen Krone konnte er nicht sein, weil er eine geniale Entdeckernatur war, nicht nur im Sichtbaren, sondern auch im Geistigen. Das Ende, das ihn wegnahm, zerrissen vom Zorn und Sehnsucht, ist das erschütternde Schicksal eines Führers der Menschen.

*

In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erweiterten zahlreiche Entdecker das spanische Kolonialreich über die Inseln, nach Mittel- und Südamerika, aber ebenso nach Norden, nach Mexiko, Florida und weiterhin. Spanien zeigte, daß es eine ungeheure Ausdehnungskraft besaß. Man hat berechnet, daß jährlich 160 000 Menschen nach den Kolonien abströmten, bei einer Bevölkerung von wenigen Millionen eine sehr große Zahl. Der abenteuerliche Sinn des Volkes war durch die Erzählungen, durch die phantastischen Ausschmückungen in einen wahren Taumel versetzt. Man glaubte an das Dorado, an das Goldland. Mit Schwert, Kreuz und leeren Taschen, so machten sich diese Tausende auf ihren Glücksweg, Ritter und Räuber, Kreuzritter und Raubritter, soldatische verwegene Naturen, die von Herrschaft und Reichtum träumten. Sie stellten sich an das Steuerruder, durchbrachen die Urwälder,

durchschritten fieberschwangere Sümpfe, drangen durch Bergtäler in die fernsten Hochländer, raubten, vergewaltigten, unterwarfen und machten Beute.

Die Ritterromane haben auf das spanische Geistesleben damals einen sehr starken Einfluß geübt; 1508 erschien der Amadis von Gallien und dann unzählige Nachbildungen und Nachahmungen, die überaus beliebt waren. Diese ganze unwahrscheinliche, grausame und üppige Welt schien nun in dem neuen Indien in greifbare Nähe und Wirklichkeit getreten zu sein. 1543 hat Karl V. die Einfuhr von solchen Romanen nach Amerika verboten, und zwölf Jahre später trugen die Cortes darauf an, daß alle solche Bücher auch in Spanien verbrannt werden sollten — der beste Beweis für ihre verheerende Wirkung.

Bedurfte es romanhafter Ausschmückung? Was hat diese Zeit für Schicksale gesehen! Da ist Ojeda, der Entdecker Venezuelas — Klein-Venedig nannte er das Land nach den Pfahldorfresten — Ojeda, der im Kampf mit den Eingeborenen alle seine Begleiter verlor, sich selbst nur durch seinen Riesenschild vor den Giftpfeilen schützte und dann im Elend starb; da ist Nicuesa, der sich aus den Sümpfen des Goldlandes Veragua entkräftet zu Balboa schleppte; der aber versagte ihm die Landung und zwang ihn aufs Meer zurück, wo er unterging. Balboa selbst ist der erste, der Mittelamerika durchquerte und an den neuen Ozean kam, den er den stillen nannte — Balboa geriet in Streit mit seinem Statthalter und wurde enthauptet. Da ist endlich auch jener Juan Ponce de Leon, der Statthalter von Cuba, der auszog, um das Land mit dem Bronnen der ewigen Jugend zu entdecken, die Insel Bemini, und der auf dieser Fahrt Florida erreichte.

Ferdinand Cortez, der Eroberer von Mexiko, ist die sympathischste Gestalt unter den Conquistadores: ein

wirklicher Edelmann, überlegen, schweigsam, wissenschaftlich gebildet, von guter Haltung und unermüdlicher Kraft, schlagfertig in seinen Aeußerungen zudem — unter Spottreime konnte er eine zugespitzte Antwort in Versen setzen. Stark, klar, einfach war er in allen seinen Lebensäußerungen. Wir haben seine Berichte an Karl V. über seine große Unternehmung, eine der wertvollsten Quellen für die Geschichte der Zeit. Seine ganze Energie, seine Schlichtheit und seine unbefangene Sachlichkeit stecken darin.

Die Grundstimmung dieser Berichte ist das große Staunen über die Absonderlichkeit und Wunderbarkeit der Dinge, in die der Eroberer mit seinen Leuten so plötzlich hineinkommt. Er ist feinfühlig und klug genug, um sofort zu wissen: hier ist kein lächerliches oder gemeines Barbarentum, sondern eine zwar wunderliche, aber feine und eigenartige Kultur. Mit der liebevollen Hingabe des geistigen Menschen schildert dieser zielsichere Feldherr die Hauptstadt des neuen Landes, ihre Lage zum Gebirge, ihr Klima, die Bauart der Straßen, die nur zur Hälfte fest und zur anderen Hälfte Kanal sind, die Sitten der Indianer, den ständigen Markt mit seinen Säulenhallen, wo 60 000 Käufer zusammen kommen; er zählt alles auf, was verkauft wird und rundet so sein Bild zu einer Schilderung des ganzen gesellschaftlichen Lebens. Höchst anschaulich ist auch seine Beschreibung von dem Riesenbau des indianischen Haupttempels, einem Komplex, in dem 500 Menschen Platz finden können, und der überragt wird von einem Turm, der höher ist als der Turm der Kathedrale von Sevilla. Cortez hat sich mit allem beschäftigt, was das Dasein der Eingeborenen berührte, die für ihn Schutzbefohlene und Untertanen, und erst notgedrungen Feinde und Opfer waren. Ihre kunstreiche Wasserleitung hat er besonders bewundert, und er schickte,

um zu zeigen, wie gewandt und anstellig diese Heiden waren, zwei aztekische Taschenspieler nach Rom, die Papst Clemens VII. unterhalten sollten.

Auch sonst sind wir in der Eroberung von Mexiko vorzüglich orientiert. Bernal Diaz heißt der Begleiter des Cortez, der dies ganze denkwürdige Ritterepos farbig und wirksam und sogar nicht ohne Kritik erzählt.

Eifersucht und Zwist ist eine in der Geschichte der Conquistadores immer wiederkehrende Erscheinung. So hat auch Cortez seine Fahrt nach Mexiko begonnen gegen den ausdrücklichen Willen seines Vorgesetzten Velasquez, des Statthalters von Cuba. Man hatte gute Tauschgeschäfte in Veracruz gemacht und dachte nun, das wahrhafte Goldland endlich erreichen zu können. Nach der Landung von Veracruz läßt Cortez die Schiffe verbrennen — dieser sagenhafte Grad von äußerstem Heldenmut wird hier geschichtlich verwirklicht. So zieht er also dem ganz Unbekannten mit seinen paar Hundert Soldaten abenteuerlich entgegen. Zuerst scheint alles zu glücken, als ob die beispiellose Kühnheit beispiellos belohnt werden sollte. Aber die Mexikaner merken bald, daß die Spanier nicht die Abkömmlinge alter Götter waren, sondern mit sehr menschlichen Absichten und Leidenschaften in die Fremde kamen, und als nun gar durch das Erscheinen eines zweiten Heeres der Konflikt zwischen Cortez und seinem Statthalter klar wird — da erfolgt ein gefährlicher Umschwung.

Cortez kann sich nicht mehr in der Hauptstadt halten, er schlägt sich unter furchtbaren Verlusten über die durchstochenen Dämme ins Freie: ein grandioses Notturno. Dieser heroische Verzweiflungskampf gegen eine aufflammende feindliche Welt war eine militärische Leistung ersten Ranges. Cortez kehrt zurück, belagert die Stadt 75 Tage lang, sie wehrt sich verzweifelt, und er zieht als Herr über Leichenhaufen ein. Das Vizekönig-

tum Neu-Spanien wird eingerichtet, und Cortez ist der erste Vizekönig. In dem neuerbauten Mexiko wird an der Stelle des Haupttempels eine prunkende Kathedrale errichtet.

Die Expedition nach Peru ist in allem das Gegenstück zu der mexikanischen. Pizarro hat sie vollbracht, eine rechte Landknechtsnatur, mit dem Degen aus der untersten Volksschicht emporgekommen; unter all den beutegierigen, skrupellosen Blutvergießern ist er am rohesten vorwärts geschritten, über das Grab eines wundervollen altertümlichen, sich selbst genügenden Staatswesens, aber ebenso über seine eigenen Freunde und Waffenbrüder hinweg. Ueber $4^1/_2$ Millionen Dukaten soll er erbeutet haben. Es wird berichtet, daß der gefangene Inka versprach, das Gemach, in dem er eingekerkert war, neun Fuß hoch mit Gold anzufüllen, um sein Leben und seine Freiheit zu gewinnen. Pizarro nahm dies Anerbieten an und stellte dann den Unglücklichen vor ein Scheingericht, das ihn enthaupten ließ. Almagro, Pizarros Gefährte, versuchte noch weiter im Süden noch reichere Länder zu finden. Aber Chile enttäuschte die Spanier. In einem blutigen und wüsten Räuberdrama fanden beide Entdecker ihr Ende.

Unter den Unternehmungen zweiten Ranges, die sich bis in die nordamerikanische Prärie, an den Mississippi, über ganz Mittel- und Südamerika ausstreckten, interessiert uns noch am meisten der Versuch des deutschen Handlungshauses der Augsburger Welser am Orinoco. Zwei Deutsche hatten 1548 von Karl V. eine Belehnung über dieses Land erhalten, in dem man auch hier wieder das wahre Dorado vermutete; sie ging zwecks Tilgung kaiserlicher Schulden 1531 an die Welser über, als ein Kronlehen, das die Belehnten nun in Besitz zu nehmen hatten. Sie schickten Landsknechte hin unter bewährten Führern — auch ein Vetter Ulrich v. Huttens, Philipp, war darunter, — ein Sohn des Handlungshauses ging selbst hinüber; aber

das Unternehmen scheiterte traurig an den Schwierigkeiten des Landes und dem wenig loyalen Verhalten spanischer Gewalthaber.

*

Wir haben uns nun als die beiden wichtigsten historischen Fragen die folgenden vorzulegen: was machte Spanien aus diesem Kolonialreich? Und was wurde es selbst durch seine Kolonien?

Spanien hat in dem neuen Lande eine alte Gesellschaft gegründet. Es hat seine historisch erwachsenen Zustände und Verhältnisse nach Möglichkeit in die Kolonien übertragen. Wir sehen also vor allem zahlreiche Adlige, die als ritterliche Glücksucher, wenn es gut gegangen war, zusammengedrängt in den Städten wohnten, um von dem Ertrage riesiger Majorate ein Herrenleben zu führen. Vielen ist das Abenteuern in der neuen Welt natürlich auch mißglückt. Hunderte von Entdeckungsfahrten waren ohne jeden Erfolg. Und kaum ein Drittel der Glücksritter ist wiedergekommen. Das zweite Element, das aus dem alten Spanien in das neue Spanien hinüber verpflanzt wurde, ist der übermächtige Klerus, der auch hier mit den weitgehendsten Privilegien ausgestattet war und sich so der Hauptaufgabe spanischer Expansion, der Heidenbekehrung widmete. Dazu kamen endlich die allmächtigen königlichen Beamten. Das ganze System war auf Unterwerfung und Herrschaft zugeschnitten: jenseits der Meere sollte sich ein neues Stück Spanien entwickeln, dessen Dasein nur den überkommenen Geist und die überkommene Art des Mutterlandes zu unterstützen und zu kräftigen hatte. Der Boden als solcher hatte für die Spanier keinen Reiz. Nur einmal, 1523, ist von einem Auditeur des Gerichtshofes von San Domingo eine systematische Bodenkultur großen Stiles für Florida ernsthaft geplant worden. Karl V. hat diesen Gedanken

vergebens gefördert. Das Ansiedelungs- und Anbauungsmotiv trat sonst ganz zurück. Wer hinaus ging, der wollte reich werden und nicht selbst landwirtschaftliche Arbeit tun. Die meisten Hidalgos, im Anfange besonders, wollten ja auch wiederkehren und mit dem erbeuteten Reichtum neue Familien in Spanien gründen. Jahrhundertelang haben die dankbarsten Provinzen Südamerikas, Buenos Aires, Caracas u. a. brach gelegen, weil sie keine Goldschätze versprachen. Die Auswanderung aus Spanien bedurfte eines speziellen Erlaubnisscheines der Krone; man mußte sich in Sevilla einschiffen und durfte nur nach einer bestimmten Provinz reisen — Auflagen, die für den weniger Bemittelten und Umsichtigen beinahe Hindernisse bedeuteten. Allmählich bildete sich durch Vermischung mit den Indianern eine ansehnliche kreolische Bevölkerung. Denn die Eingeborenen wurden keineswegs als minderwertig und widerwärtig verachtet. Hat doch eine Tochter des mexikanischen Kaisers Montezuma durch Heirat aztekisches Blut in die ersten Grandenfamilien Spaniens getragen.

Um so verhängnisvoller war aber nun, daß dieser sozialen Achtung eine politische Aechtung entsprach. Jeder, der in Amerika geboren war, selbst von weißen Eltern, wurde von allen großen Aemtern ausgeschlossen. Die Majoratsherren der spanisch-kreolischen Städte waren also zur Ohnmacht und zum Müßiggang verdammt. Die ganze Gesellschaft bekam in ihrem Aufbau einen zugleich aristokratischen und indolenten Zug. Alles drängte sich zu Advokaten- oder geistlichen Stellen, man schätzte Titel, Orden und alle Aeußerlichkeiten symbolischer Ehrung sehr hoch, während eigene Arbeit in Handel und Agrikultur für verächtlich galt. So entwickelte sich das typische Kreolentum: genußsüchtig, weichlich, faul, hochmütig. Das Mutterland fand diese Eigenschaften im Interesse seiner Oberherrschaft nütz-

lich. Durch die Einführung der Neger als Sklaven kam noch ein drittes Rassenelement hinzu und es entstand eine Fülle von Varietäten. Das schwarze Blut wurde von Anfang an gründlich verachtet, und damit verlor auch das indianische an Wert. Eine kastenmäßige, von Feindschaft und Verdächtigungen belebte Abschließung der Gesellschaft war die Folge. Die spanische Regierung sah die Fülle der trennenden Momente nicht ungern, und sie brachte ein neues dadurch hinein, daß sie einzelne intelligente Individuen mit einem Patent ausstattete, das ihnen die Rechte von Weißen verlieh. So waren die geborenen Führer der Mischlinge mit den Interessen der herrschenden Rasse verbunden.

Die große Aufgabe und dauernde Schwierigkeit der spanischen Kolonialherrschaft war die Lage und das Schicksal der breiten Schichten der indianischen Bevölkerung. Columbus hatte auf der zweiten Reise keine Goldschätze erbeuten können und er brachte deshalb Eingeborene mit, die er als Sklaven verkaufen wollte. Die spanischen Könige befahlen, sie sämtlich in Freiheit zu setzen; denn sie seien Untertanen wie andere Spanier auch. 1512 stellte ein Erlaß König Ferdinands allen denen, die sich zum Christentum bekehrten, Freiheit in Aussicht; wer es nicht täte, sollte als Feind behandelt und als Sklave verwandt werden. Es erfolgte dann die große Landverteilung. Zu jeder »encomienda« sollten eine Anzahl Indianersippen gehören und der Besitzer eines solchen Lehnsgutes, der »encomendero«, hatte Schutzpflichten: die Indianer waren seine an die Scholle gebundenen Arbeiter, die er zu bekehren und zu kultivieren hatte. Es war ihm verboten, sie vom Boden zu entfernen und sie zu verkaufen. Nur zu bestimmten Arbeiten waren die Indianer zwangsverpflichtet; als solche Frohnden galten die Maiskultur, der Brückenbau und die Erhaltung der Straßen.

Das berühmte Gesetz von 1542 schuf einen neuen Zustand. Die Indianer wurden unmittelbar unter die Krone gestellt, aber gewissermaßen zu Untertanen zweiter Klasse gemacht, also in einen Grad von Unmündigkeit versetzt, der sie dauernd von den Spaniern trennte. So durften sie z. B. keine Schulden über 5 Piaster machen. Ihr Besitz konnte ihnen nicht weggenommen werden u. a. Sie waren also wirtschaftlich gebunden, sie waren festgenagelt auf ihrer augenblicklichen Gesellschaftsstufe.

Eine volle Unabhängigkeit der Eingeborenen ist auch geplant gewesen, aber sie war eben praktisch ausgeschlossen durch die in den natürlichen und historischen Umständen begründete Schwäche ihrer Stellung.

Eine entscheidende Rolle in der Indianerfrage spielten nun die geistlichen Missionen. Der eifersüchtige Wettbewerb zwischen Franziskanern und Dominikanern wurde bedeutungsvoll. Die Franziskaner vertraten mehr die Interessen der spanischen Krone und hielten die Eingeborenen zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen an. Die Dominikaner setzten sich warm für die Indianer ein und schützten sie gegen Mißhandlungen und Uebervorteilung. Der Dominikanerpater Las Casas ist es denn auch gewesen, der im Interesse der Indianer die Einfuhr von Negersklaven befürwortete. Las Casas hat in aufopferungsvoller Weise seine Lebenskraft den kolonialen Aufgaben gewidmet und wiederholt und unermüdlich weitblickende Reformvorschläge gemacht; so hat er auch die Ansiedelung von Farmern im Großen angeregt.

Im Ganzen muß man das Urteil fällen, soweit sich die Dinge übersehen lassen, daß die Schutzpolitik der spanischen Regierung für die Indianer großartig und gerecht war. Das Sympathische daran ist der ritterliche und sachliche Zug. Spanien hat mit seinen Untertanen weder gehandelt noch hat es sie verhandeln lassen. Frauen und Kinder sind immer als Schutzbefohlene ge-

halten worden und die Leibeigenschaft Kriegsgefangener war eine verhältnismäßig humane Haussklaverei. Auch die Negersklaverei war in den spanischen Kolonien humaner als anderswo.

*

Die Missionsgründungen der geistlichen Orden haben besonders im 17. und 18. Jahrhundert geblüht. Es sind in ihrer Art großartige Organisationen, die mit souveräner Psychologie auf die menschlichen Persönlichkeitsgefühle und Gemeinschaftsempfindungen aufgebaut sind. 1567 kamen die Jesuiten nach Spanisch-Amerika. Sie gewannen schnell Ansehen und Reichtum und ließen nun erst systematisch der Eroberung durch Gewalt die geistliche Eroberung folgen, die »conquista espiritual«. Sie bewährten sich so, daß die spanische Regierung ihnen die Fürsorge für die Indianer im La Plata-Gebiet, ihre Unterwerfung und Zivilisierung förmlich übertrug. Und so dehnte sich ihr geistliches Reich immer weiter. Die reinste Verwirklichung jesuitischer Grundsätze stellt der »Jesuitenstaat« Paraguay dar. Das geistliche und das soziale, das wirtschaftliche und politische Moment, das Interesse und das Ideal verbinden sich in diesen Schöpfungen zu einer Gesamtheit, die von Intelligenz funkelt und künstlerisch bewundernswert ist. Vergegenwärtigen wir uns einen solchen Gemeinschaftsstaat: gleichmäßig angelegte Straßen, gleichgebaute Hütten, ein Gemeinschaftsland, wo jeder erwachsene Indianer morgens und abends eine Stunde lang Arbeit leisten muß, deren Ertrag zur Hälfte dem Kult, und zur Hälfte dem Arbeiter fällt. In der Mitte der Mission liegt die Kirche und das Haus des Missionars; weit im Land verstreut sind die Haciendas der Viehzüchter. Kleine Forts mit Besatzungen schützen die Mission militärisch, die Missionare tun alles, um die Indianer vor jeder Be-

rührung mit anderen Weißen zu schützen: es wird die Indianersprache gesprochen, es wird Tanz und Musik getrieben, jeder Einzelbesitz und Einzelwille ist in der Gemeinschaft aufgelöst, es wird gelernt, gearbeitet, gelebt und gestorben unter höherer Leitung; die Jesuiten sind Generalbevollmächtigte der weißen Kultur sozusagen, sie sind die Schöpfer und Herren dieser Zwischenstaaten, sie vereinigen das Vertrauen der Regierung mit der Achtung und Liebe der indianischen Bevölkerung.

Die Verwaltung der Kolonien war folgendermaßen organisiert. Es gab zwei Vizekönigreiche Neu-Spanien (Mexiko) und Peru, von denen Peru als das vornehmere galt, sodaß ein Vizekönig von Neu-Spanien dorthin avancieren konnte. Den Vizekönigen waren 29 Gouverneure unterstellt. Es gab 9 Gerichtsbezirke; die geistliche Verwaltung gliederte sich in 4 Erzbistümer, denen 24 Bischofssitze unterstellt waren. Der König von Spanien war kraft päpstlicher Verleihung der oberste Herr der amerikanischen Kirche. Die Vizekönige hatten ursprünglich vollständige königliche Machtvollkommenheit; sie wurden aber bald sehr beschränkt auf eine mehr oder weniger zeremonielle große Repräsentation. Sie hielten Hof, waren von Pagen bedient, gaben glänzende Feste und empfingen, besonders am Tage ihres Amtsantrittes, prächtige Geschenke. Die leitende Kolonialbehörde in der Heimat war der Indienrat. Von ihm gingen alle Verwaltungs- und Gesetzgebungsmaßregeln aus.

Der Gesamtcharakter der spanischen Verwaltung, die im 17. und 18. Jahrhundert noch im Einzelnen verändert wurde, ist merkwürdig geschlossen. Es war in diesem System etwas Festes und Folgerichtiges; gewiß mutet es fremd und starr an, aber es ist dem spanischen Staat doch gelungen, sich in der neuen Welt mit seiner ganzen Eigenart durchzusetzen und so imponierend zu behaupten, daß

man außerhalb von dem Wert und der Entwickelung der spanischen Kolonien wenig wußte, und sich mit der Scheu vor diesem Geheimnis die Achtung vor der Kraft des Staates verbinden mußte, der das erreicht hatte.

Was haben nun die spanischen Kolonien für das Mutterland bedeutet? Die spanischen Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts haben die Behauptung aufgebracht, daß Spanien trotz der Millionen an Gold und Silber von seinen Kolonien mehr Schaden als Vorteil gehabt habe. Es ist das, soweit wir urteilen dürfen, eine historisch unbegründete Auffassung. Wir hören, daß jährlich über 100 Schiffe, von 400 bis 500 Tonnen Gehalt, hinüberfuhren, und daß die Kaufleute bis zu 200 % Gewinn gemacht haben! Und dies war zur Zeit Karls V., da die Ausnutzung des Kolonialbesitzes noch in ihren Anfängen war. Eine einzige heimkehrende Flotte hat einmal 1000 Millionen Maravedis zurückgebracht! Und Sevilla ist durch die Kolonien eine Stadt von kleinen Königen geworden.

Spanien ist ja im 16. Jahrhundert überhaupt ein Land von glänzender wirtschaftlicher Blüte: sein Handel und Gewerbefleiß erfreut sich eines ungewöhnlichen Glanzes, die Wollindustrie ernährt allein ein Drittel der Bevölkerung. Nur deshalb war Spanien im stande, so große Opfer an Kraft und Gut zu bringen, und die Vorteile waren denn auch recht beträchtlich und mehrten sich ständig; das ganze Leben der Nation bekam durch die Weite des Wirkungskreises einen unvergleichlichen Antrieb. Die Folgen des gewaltigen Edelmetallzuflusses, der zunächst viele Einzelne reich machte, ist hier nicht zu untersuchen. Die durch das amerikanische Gold und Silber hervorgerufene Preissteigerung verteuerte und lähmte am Ende die spanische Industrie, und so kann man sagen, daß die Kolonien das Mutterland zunächst mächtig vorwärts

schoben, um dann, als der Rückschlag erfolgte, die heimische Volkswirtschaft mit zu belasten. Mit Philipp II. beginnt schon dieser Niedergang; allgemeingeschichtlich ist er gewiß nicht in bloß ökonomischen Vorgängen, sondern in der verhängnisvollen und selbstmörderischen Großmachtspolitik Philipps zu begründen. Hätte Philipp II. seine Aufgabe weniger in der Ueberbrückung des konfessionellen Zwiespaltes auf dem europäischen Kontinent gesucht, so wäre wohl ein stärkerer und lebendigerer Zusammenhalt von Mutterland und Kolonien und eine wohltätigere Wechselwirkung zwischen beiden möglich gewesen.

Wenn Spanien politisch und geistig aus seinen Kolonien spanische Provinzen machen wollte, so sah es sie auch wirtschaftlich nur als seine Domäne an. Der Monopolgedanke suchte sich in strengen Ausschließungsbestimmungen durchzusetzen. Fremde Ideen, fremde Waren, fremde Reisende — alles wurde mit drakonischen Maßregeln bedroht. Fremde Schiffe, die sich in spanischen Gewässern fanden, wurden versenkt, fremde Matrosen, die landeten, wurden hingerichtet oder zur Zwangsarbeit in den Minen verurteilt. Die Erzeugnisse der Kolonien wurden rein nach den Bedürfnissen des Mutterlandes befördert. Was das Mutterland nicht gebrauchen konnte, oder was mit der einheimischen Produktion konkurrierte, wurde geradezu wieder ausgerottet, wie etwa der Weinstock.

Zur Beaufsichtigung des amerikanischen Handels wurde in Sevilla die berühmte Casa de contratación begründet — eine wirtschaftspolitische Behörde mit zentralen Befugnissen. Jedes Schiff, das für Amerika bestimmt war, wurde von ihr inspiziert. Auch hier, wie in so manchem, hat Karl V. eine freiere Gestaltung erstrebt: er wollte das Monopol von Sevilla beseitigen. Es hat dann dennoch weiter bestanden und ist 1720 nach Cadiz verlegt worden, als der Guadalquivir ver-

sandete. An dem Einfuhrmonopol wurde nicht gerüttelt; dagegen hat die Ausfuhr nach den Kolonien zeitweilige Erleichterungen erfahren. Die kanarischen Inseln durften von Anfang an direkt nach Amerika exportieren, und alle bedeutenden Ozeanhäfen Spaniens und seiner Nebenländer wurden zeitweilig dazu ermächtigt. Karl V. bemühte sich um niederländische und deutsche Kaufleute. Um dem amerikanischen Handel Regel und Sicherheit zu geben, wurde die Ausfuhr auf zwei Schiffskarawanen im Jahr beschränkt. Die eine war die »Flotte«, die Silberflotte, mit dem Ausgangspunkt Veracruz; die andere hieß die Galleonen mit dem Ausgangspunkt Porto Bello am Isthmus von Panama. Die Warenpreise wurden in den Einschiffhäfen genau festgesetzt, und so hoffte die Staatsautorität den Geist der Spekulation und des Wettbewerbes auszuschalten. Es ist interessant, wie die kaufmännischen Gesellschaften in Lima, Mexiko und Cadiz einen Ausgleich dadurch zu erzielen versuchten, daß sie durch dürftige Versorgung des heimischen Marktes die Lieferpreise auf künstlicher Höhe hielten. So wurden erhebliche Geschäfte gemacht, ohne daß die Produktion und mit ihr das gesamte Wirtschaftsleben das entsprechende Maß von Belebung empfingen.

Die Monopolgesetze der spanischen Krone wurden später praktisch undurchführbar, als die aufstrebenden Seemächte Holland, England und Frankreich die spanische Meerherrschaft zerbrachen. Die Kontrebande und die Piraterie, die »Freiheit« der See schwächte und störte die spanische Kolonialherrschaft auf das empfindlichste. Dieses so unkaufmännische Reich wurde durch die kapitalistische Unternehmung beweglicherer Nationen ausgehöhlt. Die majestätische Fassade hielt sich noch lange, aber die Arbeit wurde zum überwiegenden Teile von Fremden getan. 1610 schätzte man 160 000 Fremde in Castilien. Und so wurde auch

der amerikanische Handel zum größten Teile von den Fremden gemacht. Frühe hat Frankreich schon geplant, sich den spanischen Kolonialbesitz anzugliedern. Es hat Anteil an den Galleonen gewonnen, es hat den Neger-Asiento an die französische Guineakompagnie übertragen lassen. England hat ihm dann den Rang abgelaufen, ist 1711 in den Negerasiento eingetreten und hat sich so das Privileg des schwarzen Handels für Südamerika gesichert. Der Schmuggel, durch den z. B. ein Platz wie Buenos Aires, der Stapelplatz peruanischer Produkte, groß geworden war, wurde jetzt durch eine berechtigte ausgebreitete Handels- und Gründungstätigkeit ersetzt.

*

Unter dem bourbonischen Königtum ist der Versuch gemacht worden, das alte Zwangssystem in der Verwaltungs- und Handelspolitik abzubauen, soweit es nicht von selbst zerfallen war. Die Kolonien blühten damals auf, freilich wesentlich mit Hilfe der Fremden, ohne daß das Mutterland die staatliche Kraft besessen hätte, sein Ansehen dadurch zu stärken. Ablösungstendenzen wurden schon damals laut: die Vertreibung der Jesuiten machte in den Kolonien einen sehr schlechten Eindruck, die Kreolen fühlten sich zurückgesetzt, der Freiheitskrieg der Vereinigten Staaten war ein verlockendes Beispiel. Als dann Spanien von Frankreich in seine Kriege und Schicksale hineingerissen wurde, da wurde der Geist der Selbständigkeit in den Kolonien immer stärker. In London gründeten die Unzufriedenen einen Geheimbund, die Gran reunion americana. England machte den denkwürdigen Versuch, sich in Südamerika festzusetzen. Dieselbe Flotte, die das holländische Kapland besetzt hatte, wagte auch einen Handstreich auf Buenos Aires. Aber General Beresford, der gelandet war, konnte sich nicht gegen einen Aufstand der Pa-

trioten halten. Als dann die Bourbonen von Napoleon enttront wurden, waren die Kolonien in einer neuen Schwierigkeit. Mit den nationalen Junten in Spanien hatten sie ebensowenig inneren Zusammenhang wie mit dem napoleonischen Prätendenten. Die Kreolen traten jetzt mit ihren Interessen ganz in den Vordergrund: sie waren zugleich Träger liberaler Gedanken und Vertreter der nationalen Selbständigkeit der Kolonien. Die Revolution brach aus. Venezuela und Buenos Aires erklärten zuerst ihre Unabhängigkeit, es folgten dann Uruguay, Paraguay, Bolivia und Colombia, Chile; Peru, der Hauptsitz des spanischen Einflusses, leistete am längsten Widerstand. Bolivar und San Martino sind die Führer in diesen abwechslungsreichen, dramatisch zugespitzten Kämpfen. In Mexiko, das zuerst ruhig gewesen war, gestaltete sich die Bewegung zu einem Aufstand der Eingeborenen, sodaß Kreolen und Spanier genötigt waren, zusammen zu halten. Nach dem endgültigen Erfolge der südamerikanischen Staaten traten aber die Kreolen zu den Eingeborenen über, und damit war das Schicksal der spanischen Herrschaft entschieden.

Als die Bourbonen den spanischen Thron wiedererlangt hatten, machten sie ernsthafte Versuche, sich ihr Kolonialreich zu erhalten. Ich gehe auf die Wechselfälle, die Kämpfe der Vizekönige und die Rückwirkung der spanischen Revolution von 1820 nicht weiter ein. Die süd- und mittelamerikanischen Republiken haben eine schwere Zeit des Ueberganges durchmachen müssen seit ihrer Befreiung, die durch die Anerkennung Englands und der Vereinigten Staaten bestätigt und gesegnet wurde. Alle die neuen konstitutionellen Bildungen paßten auf die vorhandenen Verhältnisse ziemlich schlecht; die dünne weiße Oberschicht und die großen indianischen Massen klafften auseinander. Schwärmerei, nationalistische Phrase, persönliche Leidenschaften, soldatische

Willkür machten die Entwickelung dieser neuen Staaten sehr schwierig. Unbildung und Halbbildung arbeiten im Innern gegeneinander; Kämpfe um territoriale Abgrenzungen, Staatsstreiche Ehrgeiziger und zweifelhafte Finanzoperationen wechseln bunt ab. Die Entscheidungen lagen schließlich immer in der Hand theatralischer Generale mit napoleonischen Allüren. Der Priester Hidalgo und Kaiser Iturbide von Mexiko, der Diktator Flores in Ecuador, der Diktator Francia in Paraguay: das sind die abenteuerlichen Figuren aus diesen Konflikten. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde aber die wirtschaftliche Bedeutung und Zukunft Süd- und Mittelamerikas für die beginnende Weltwirtschaft immer wichtiger. Die Industrie, von fremdem, meist englischem Kapital gestützt, drang ein; das weite, dünn bevölkerte Land wurde ein Hauptziel der europäischen Auswanderung. Die Spekulation, besonders die kühnere, ging sehr gern nach Südamerika. Das Land bedeckte sich schnell mit einem ansehnlichen Eisenbahnnetz. Man erkannte, daß hier Bodenschätze zu heben und große landwirtschaftliche Gewinne zu machen waren. Heute sind diese Staaten, besonders die ABC-Mächte, Argentinien, Brasilien und Chile, sehr ernst zu nehmen.

Der ursprüngliche Gedanke, die spanischen Kolonien nach Art der nordamerikanischen Republik als Vereinigte Staaten von Südamerika selbständig zu machen, konnte nicht verwirklicht werden. Ihre gemeinsame Herkunft und ihre gemeinsamen Interessen dem übermächtigen Staate im Norden gegenüber hält sie aber zusammen. Besonders seitdem die Vereinigten Staaten selber eine Kolonialmacht geworden sind und den Spaniern die letzten überseeischen Besitzungen von Wichtigkeit abgenommen haben, hat sich ein gewisses Mißtrauen in Südamerika entwickelt. Das Vorgehen der Vereinigten Staaten gegen die Republik Colombien, und die Art,

wie sie sich des Panamagebietes bemächtigt haben, konnte diese Stimmung nur verschärfen.

Auf der anderen Seite sind aber auch panamerikanische Interessen lebendig, die in Kongressen und öffentlichen Organen an den Tag treten.

Spanien, das alte Mutterland, steht bei diesen neuen, glänzenden Schicksalen und Aussichten der Tochterländer melancholisch abseits. Die Statistiken zeigen, daß Spanien an dem Handel Perus und Chiles heute nicht mehr Anteil hat, als Schweden und weniger als Italien. Aber diese ökonomische Erwägung sagt eben doch nicht alles und nicht einmal das wichtigste. Noch keine Weltmacht hat sich dauernd auf ihrer Höhe halten können. Jeder Blüte ist ein Abstieg und ein Niedergang gefolgt, und für jede Führernation bricht, wenn ihr Welttag einmal heraufgestiegen ist, auch der Weltabend an. Und es ist und bleibt doch etwas Großes, daß das spanische Volk einem halben Weltteil seine Sprache, seine Kultur und seinen Geist auf einen glänzenden Weg mitgegeben hat.

Drittes Kapitel.

Die portugiesische Kolonisation.

Aus der Geschichte der Entdeckungen hat man sich daran gewöhnt, die Spanier und die Portugiesen nebeneinander zu stellen und gewissermaßen gleichzuachten. Unter dem Gesichtspunkt der kolonialen Leistung ist das nicht haltbar. Die Portugiesen haben als Seefahrer sehr Bedeutendes geleistet und sind darin mit den Genuesen, Venezianern und Holländern zu vergleichen. Unter den Nationen, die jenseits der Meere staatliche Gemeinschaften von Lebenskraft und Dauer gegründet haben, steht die portugiesische in letzter Linie.

Seitdem im 15. Jahrhundert die Hauptstadt von Coimbra nach Lissabon verlegt worden war, begann dieses neue Zentrum der Ausgangspunkt einer glänzenden Reihe von Entdeckungsfahrten zu werden. Heinrich der Seefahrer ist, obgleich er persönlich nie an den Entdeckungsfahrten teilgenommen hat, der große Anreger gewesen. Und Vasco da Gama hat dann jene Leistung vollbracht, die S. Ruge an historischer Bedeutung mit Recht der des Columbus vergleicht. Als nautische Tat ist sie sicher nicht so groß, denn Vasco hat sich nicht wie Columbus in ein völlig unbekanntes Weltmeer frei hinausgewagt, sondern ist an den Küsten entlang gefahren und hat die letzte Strecke mit erfahrenen Lotsen gemacht. Aber er ist insofern glücklicher als Columbus daran gewesen, als er ein Ziel, was er erstrebt hat, auch wirklich erreichte und von dem neuen Land

allen erhofften materiellen Gewinn empfing. Das ist sicher der Ruhm der Portugiesen: sie haben den Gedanken des Seewegs nach Indien zuerst gefaßt, sie haben ein Jahrhundert lang Versuche gemacht und sie allein haben ihn auch schließlich verwirklicht. Columbus hat der Krone Spanien eine neue Welt geschenkt, die sie erst entdecken, erobern und nutzbar machen mußte. Vasco da Gama hat sein Vaterland und Europa in den langersehnten unmittelbaren Verkehr mit der anderen Hälfte der Menschheit, der indischen und ostasiatischen gesetzt, in einen Verkehr, dessen eminente Kultur- und Wirtschaftsbedeutung man schon genügend kannte, um die ganze Tragweite dieser Leistung abmessen zu können: als Vasco da Gama erfolgreich zurückkehrte, nahm der König von Portugal den Titel »Herr der Eroberung, der Schiffahrt und des Handels von Aethiopien, Arabien, Persien und China« an. Und wundervoll hat Camões im sechsten Gesang seiner Lusiaden, des epischen Denkmals der portugiesischen Helden- und Entdeckerzeit, die Ankunft an der Küste Indiens geschildert.

Schiffahrt und Handel mit Asien war auf dem neuentdeckten Seewege nun gewiß nicht schwer einzurichten. Der indische König, der in Calicut die Portugiesen empfing, sagte ihnen, daß er Zimmt, Gewürznelken, Ingwer und Pfeffer, Perlen und Edelgestein habe, und daß er von den Fremden Gold, Silber, Korallen und Scharlach wünschte. Aber ein solcher Austausch in Frieden war aus inneren Gründen unmöglich. Die Portugiesen versuchten das neue Land für ihre Krone und für ihre Kirche zu gewinnen, und dazu reichten ihre Kräfte auf die Dauer nicht aus.

Die Anfangszeit ist groß und heroisch. Der erste Vicekönig d'Almeida besiegte bei Diu die ägyptische Flotte (1509); der Marschall d'Albuquerque bekämpfte

Araber und Inder, nahm Goa und eroberte Malakka. Dann wandte er sich nach Ormus am roten Meer, um dort den Handel nach dem Mittelmeer zu vernichten, die große Konkurrenz der portugiesischen Seeverbindung. Ganz bewußt vertrat er den Standpunkt, daß es nicht genüge, den Seeverkehr durch eine Kriegsflotte zu schützen, sondern daß man das Land selbst erobern und unterwerfen müsse. Man begreift, daß er sich Alexander den Großen zum Vorbild nahm: eine überlegene Herrschernatur ist er gewesen, durchaus königlich in Plänen, in Gerechtigkeit und in Freude am Belohnen. Aber es war ein Programm, das nicht von ihm, und nach seinem Tode noch viel weniger von seinen Nachfolgern durchgeführt werden konnte. Sie errangen glänzende militärische Erfolge; doch der gewaltige Druck des Reichtums und der Volkskraft der Asiaten zersprengte immer wieder die Klammern, die die Portugiesen anzulegen versuchten.

Aber freilich, der Handelsgewinn, das Anwachsen der Seegeltung und des nationalen Ruhmes von Portugal machten einen ungeheuren Eindruck im Abendland. 1514 empfing Leo X. eine portugiesische Gesandtschaft in Rom. Goldene Gefäße, reiche edelsteingeschmückte Gewänder kirchlicher Bestimmung wurden überbracht; dann aber erschien auch ein riesiger Elefant, der erste seit dem Altertum in Italien, und ein Jagdleopard, der auf einem herrlich aufgezäumten Rosse kauerte. Dreimal mußte der Elefant vor dem Papst auf der Engelsburg die Knie beugen. — Wie weit war nun der Raum geworden für Europäertum und Christenheit! Die Portugiesen knüpften mit Siam, China und Japan an, sie saßen auf den Sundainseln, und der Admiral Cabral, der in Ostafrika mit den Fürsten in Berührung treten sollte, wurde verschlagen und entdeckte so Brasilien.

*

Der Abenteurergeist, der Handelstrieb und der Missionseifer trieben die Portugiesen in die große Welt. Was sie begründeten, war schließlich nicht mehr, als eine Kette von kaufmännischen Kontoren, von Verproviantierungsplätzen, von Warenansammlungsorten, die durch Festungen verteidigt und mit kirchlichen Niederlassungen verbunden waren. Afrika ist den Portugiesen zunächst kein Selbstzweck gewesen; was sie hier besetzten, war Station für Indien. Die Küstenschiffahrt emanzipierte sich ja nur erst ganz allmählich von solchen Anlegeplätzen, die schnell besetzt und nur provisorisch und flüchtig ausgestattet wurden. Manchmal ließ man nicht einmal Menschen zurück, sondern nur Tiere: Haustiere — Schweine und Ziegen, die sich dann vermehrten und nach wenigen Jahren den Schiffen zur Verproviantierung dienten. Und da die afrikanische Küste ja zumeist Wüste und wenig verlockend ist, da auch die wilde Bevölkerung keinerlei erfolgreiche Handelsbeziehungen versprach, so wurden die afrikanischen Niederlassungen von den Portugiesen bald recht vernachlässigt, bis der Negerhandel begann. Von den ersten Berührungen und Kolonisationsversuchen haben sich noch merkwürdige Spuren erhalten. Livingstone hat auf seinen Reisen Ruinen von großen Gebäuden der Jesuiten und der schwarzen Benediktiner gefunden. Schreib- und Lesekunst war als Ueberbleibsel unter Schwarzen bekannt, und an der Küste der Walfischbai in Deutsch-Südwestafrika ist 1893 von dem Kapitän eines deutschen Kriegsschiffes noch ein portugiesischer Wappenpfeiler, ein Padrão, der als Wahrzeichen der Herrschaft diente und eine Inschrift des Diogo Cão trug, aufgefunden worden.

Die Portugiesen haben die Eroberung von Afrika und Indien wohl phantastisch erstrebt, aber nur, und auch das nur beschränkt, den Handel nach Indien er-

reicht. Das Wichtigste war für sie, diesen Handel zu monopolisieren: nach dem Muster Venedigs wollten sie jetzt die Vermittler zwischen Europa und Asien sein. Nur so glaubten sie sich die enormen Profite des Tauschhandels zu sichern, der ja ein Täuschhandel war. Auf einen kleinen Umsatz sollten ganz große Gewinne gemacht werden. Mit den plumpesten Mitteln versuchten sie die Mitbewerber zurückzustoßen, durch Gewalt oder auch durch falsche Nachrichten über die Gefahr der Meere. Und vom rein kaufmännischen Standpunkte aus war die Gründung von Festungen und das Halten von Garnisonen eigentlich eine Belastung.

Wir haben den Bericht eines Engländers Sir Thomas Roe, der 1613 von der ersten englischen Compagnie als Gesandter zum Großmogul geschickt wurde. Er kritisiert das portugiesische System auf das Schärfste: wenn man Krieg führen wolle, könne man keine Gewinne machen. Die tiefe Schwäche der portugiesischen Kolonisation ist damit aufgedeckt. Sie wollte die Eroberung und scheiterte damit — sie wollte dann eine wirtschaftliche Ausbeutung des Indienhandels mit staatlichen und militärischen Machtmitteln und scheiterte auch damit. Es wurde keine kaufmännische Compagnie privilegiert, wie es damals in Holland und England geschah. Die Krone selbst behielt alles in Händen und betrieb den Handel mit großen Schiffen, die völlig kriegerisch ausgestattet waren und eine starke Bemannung von Matrosen und Soldaten hatten. Engländer und Holländer wetteiferten darin, diese Caraquen wegzukapern: Francis Drake brachte solche Schiffe nach London und befeuerte dadurch den Unternehmungsgeist der Kaufleute der City. Sir Walther Raleigh nahm eine Caraque, die 700 Mann Besatzung und 36 Kanonen Bestückung hatte; sie war die größte, die man bis dahin gesehen hatte — ihre

Ladung bestand aus Gewürzen, Seide, Goldpuder, Perlen, Droguen, Porzellan und Elfenbein.

Die Portugiesen betrieben also keinen Handel im neueren Sinne, sondern sie machten von Zeit zu Zeit Raubexpeditionen. Der Zweck wurde keineswegs erreicht. Ein regelmäßiger, vielfältiger Austausch wäre viel vorteilhafter gewesen, und von Herrschaft und Sicherheit auf dem Meere war gar nicht mehr die Rede. Es schmeichelte dem portugiesischen Hochmute, daß sich alle europäischen Nationen in Lissabon verproviantieren mußten. Sie zogen sich aber in den Holländern die glücklichern Nachfolger heran, die den Verschleiß für die einzelnen europäischen Staaten mit Sorgfalt und Erfolg betrieben — eine Kommissionärsrolle, mit der sich die Portugiesen nicht abgaben.

Das Auftreten und Betragen der Portugiesen konnte ihre Stellung in Asien nur vollends vernichten. Die oberen Klassen wurden durch den Goldstrom gänzlich demoralisiert. Ihre Gewalttätigkeit und Räuberei führte zu zahlreichen Skandalen. Der Haß der Eingeborenen verfolgte sie; die Kaufleute waren Glücksritter und die Beamten Tyrannen. Die Lissaboner Regierung tat dagegen nichts; alle drei Jahre wurde das Personal vollkommen gewechselt, und eine neue Ladung von Geldmachern ging in die Fremde. Die Zivil- und Militärbeamten durften sich an den Geschäften beteiligen, und daraus erwuchs eine Menge von Privatmonopolen.

1582 wurde Portugal mit Spanien in Personalunion vereinigt, und das wurde nun diesem brüchigen und korrupten Kolonialreich zum letzten Verhängnis. Portugal verlor alle seine asiatischen Besitzungen an die Gegner Spaniens bis auf Goa, Makao und die halbe Insel Timor, die es heute noch besitzt.

*

Der Indienhandel war verloren gegangen; der Negerhandel schuf den Portugiesen willkommenen Ersatz. Guinea, Kongo, Angola waren die Hauptdistrikte, Mozambique trat später hinzu. St. Paolo de Loanda war der erste Hafen für die Negerausfuhr.

Die Kriege mit den Mauren haben die Sklaverei im Abendland heimisch gemacht. Und schon im 15. Jahrhundert sind dann afrikanische Neger aus Lagos in Portugal verhandelt worden. Je mehr die Entdeckungen fortgeschritten, desto besser entwickelte sich dies Geschäft. Die Sklaverei wurde bekanntlich nach Amerika verpflanzt, da die schwächlichen Indianer den Anforderungen nicht genügten. Die spanische Regierung verbot den Negerhandel und hielt dieses Verbot auch im fiskalischen Interesse aufrecht. Gegen Erlegung bestimmter Gebühren gestattete sie aber einzelnen Personen oder Gesellschaften, jährlich eine bestimmte Anzahl von Schwarzen in die amerikanischen Häfen zu liefern. Anfänglich wurde der Bedarf auf 4000 Köpfe bestimmt, er ist dann erhöht und wieder herabgesetzt worden. Dieser Monopolvertrag für die Sklaveneinfuhr ist historisch als Negerasiento (asiento span. = Vertrag) geläufig. Der Bedarf war jedenfalls sehr groß; die Klagen der Kolonisten über mangelhafte Versorgung mit Arbeitskräften sind häufig. Ueber die Gesamtzahl der nach Amerika exportierten Schwarzen gehen die Schätzungen auseinander: 9 Millionen ist die geringste Zahl. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind jährlich 60000 bis 100000 herübergebracht worden, und da der Durchschnittspreis 30 Pfund betrug, so kann man ermessen, wie groß der Umsatz gewesen ist. Die Hauptlieferung hatten nun die portugiesischen Kolonien; bis zu dem Negerasiento Englands machten die Portugiesen und Holländer, seitdem die Engländer das Hauptgeschäft. Auf England fällt wohl fast die Hälfte des gesamten Sklavenhandels.

Die ganze Verwaltung der afrikanischen Kolonien

war auf den Negerhandel zugeschnitten. Befestigte Faktoreien dienten als Stützpunkte, Eisenbarren, Feuerwaffen, Branntwein, Tabak, Baumwollwaren sind die Tauschmittel gewesen. Die reichen Bodenschätze der Kolonien wurden so wenig ausgenutzt, daß nicht einmal die notwendigen Lebensmittel für Portugiesen selbst gewonnen wurden. Nach Mozambique mußte Zucker von Amerika und Ostindien eingeführt werden! Die ganze Verwaltung und Wirtschaft der Portugiesen in Afrika trägt die Merkmale grenzenloser Verdorbenheit. Reformen, die in der Aufklärungszeit in Angriff genommen worden sind, gelangen nicht. Eine Ausdehnung nach dem Innern wurde gelegentlich versucht, aber dann wieder aufgegeben. Die Erfolge der Missionen waren äußerst bescheiden. Im Anfange des 19. Jahrhunderts gab es noch kaum über 1000 Christen! 1799 wurde die erste öffentliche Schule in Mozambique gegründet, 300 Jahre nach der ersten Niederlassung. Von der Verwaltungsorganisation bekommt man einen Begriff, wenn man bei Darmstädter liest, daß die Behörden von Mozambique die Zerstörung des Kastells an der Delagoabai 1842 erst ein Jahr später auf dem Wege über Rio de Janeiro erfuhren!

Als letzter von allen Staaten hat Portugal 1836 den Sklavenhandel verboten. In den afrikanischen Kolonien bestand aber die Sklaverei noch gesetzlich bis 1878, heimlich noch weiter fort. Für ganz Afrika bedeutete ja das Aufhören des Negerhandels eine Krise, nachdem es Jahrhundertelang das unerschöpfliche Reservoir von Arbeitskräften gewesen war. Alle Probleme der Ausnutzung und Beherrschung Afrikas wurden jetzt von Grund aus verändert. Am empfindlichsten wurden die portugiesischen Kolonien betroffen. Im Anbau von Baumwolle, Kaffee, Zucker, Tabak fanden sie allmählich einen Ersatz. Aber da kein Kapital vorhanden war, so

kamen die Pflanzungen und der Handel größtenteils in die Hände der Franzosen, Engländer, Amerikaner. Seit den sechziger Jahren ist ein Aufschwung zu beobachten. Die Aufschließung und Verteilung von Afrika hat den Wert der portugiesischen Besitzungen erhöht und ist ihnen wirtschaftlich zugute gekommen. Rückständig und anrüchig sind die Zustände immer dort geblieben. England hat seit 1890 mit Portugal eine Reihe von Zwangsverträgen geschlossen, die ihm die Kolonien so ziemlich in die Hand geben. Seitdem sind in Portugal mächtige Anstrengungen gemacht worden, Geld- und Menschenkraft in die Kolonien zu stecken, um sie zu behaupten. Mehrere internationale Gesellschaften arbeiten daran, die großen Werte, die in diesen Besitzungen stecken, flüssig zu machen, und davon verspricht man sich in Portugal viel.

*

Für den Negerhandel fanden die Portugiesen ein geeignetes Absatzgebiet in ihrer Kolonie Brasilien. Beinahe gleichzeitig haben Spanier und Portugiesen Brasilien entdeckt. Zuerst landete 1500 der Spanier Pinzon, der das Land wenig anziehend fand und auch trotz königlicher Privilegien nicht mehr zurückkehrte. Im selben Jahr faßte dann Cabral auf seiner Indienfahrt dort Fuß. Viel Interesse nehmen die Portugiesen in der ersten Zeit am Lande des Brasilholzes nicht. Die ethnischen und geographischen Bedingungen verlangten eine ähnliche Behandlung wie in den benachbarten spanischen Kolonien. Und besonders seit der Vereinigung Portugals mit Spanien hören wir von Belehnungen, Städtegründungen, Missionen. Auch hier haben sich die Jesuiten verdient gemacht, auch hier hat die Gesetzgebung die Indianer befreien wollen — ein Akt, der aber in Brasilien völlig illusorisch blieb. Politisch wurde

die portugiesische Herrschaft wiederholt in Frage gestellt. Frankreich, England, und besonders Holland bemühten sich lebhaft um Herrschaftsgewinnung. Blutige Kämpfe haben wiederholt stattgefunden, Portugal hat schließlich das Meiste trotz der Verworrenheit und Minderwertigkeit seiner eigenen Methoden behalten. Denn man wußte in der ersten Zeit überhaupt wenig aus diesem weiten Land zu machen. Der Negerhandel lieferte dann billige und robuste Arbeitskräfte. Auch hier haben sich die Portugiesen zahlreich mit den Negern vermischt und sind, wie es in Afrika geschehen ist, bei dem abenteuerlichen und wilden Leben in den Wäldern des Innern völlig verkaffert. In der Mitte des 17. Jahrhunderts ist sogar ein Negerstaat in Brasilien entstanden, der Staat Palmares, der bald auf 20 000 Einwohner anwuchs und in einem mörderischen Ringen von dem Generalkapitän Mello de Castro vernichtet werden mußte.

Auch zur Deportation von Verbrechern und von Juden ist das Land benutzt worden, und, wie so häufig in der Kolonialgeschichte, sind diese ausgestoßenen Elemente in dem Neuland sehr nützlich geworden: allein sich und ihrer Energie überlassen, ohne Bevormundungen und heimatliche Kleinlichkeit, haben sie wesentlich zu der glücklichen Entwicklung Brasiliens beigetragen. Die Juden haben hier die Zuckerrohrkultur eingeführt und damit eine mächtige Entwicklung eingeleitet.

Minister Pombal hat dann den Indianern dieselbe persönliche und sachliche Freiheit gegeben, wie sie die weißen Kolonisten besaßen, allerdings mit gewissen Arbeitsverpflichtungen, die eine andere neue Abhängigkeit an die Stelle der alten setzten und damit den inneren Sinn der Emanzipation illusorisch machten. Die ganze Reform war wenig praktisch; der bisherige soziale Auf-

bau und die bisherige wirtschaftliche Organisation war völlig erschüttert. Die tropische Landwirtschaft nahm sich die ihr nötigen Arbeitskräfte, wo sie sie bekommen konnte. Der Negerhandel erfuhr einen neuen Aufschwung. Brasilien war ja der afrikanischen Küste am nächsten, und das war ein sehr günstiger Umstand, da auf den Negerschiffen infolge der unhygienischen Verfrachtung immer ein Teil der schwarzen Ladung zugrunde ging.

Ein besonderes Glück war es für Brasilien, daß seine Bodenschätze erst in vollem Umfang entdeckt wurden, als schon die landwirtschaftliche Kultur stark entwickelt war. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hören wir von bedeutenden Erfolgen der Goldwäscherei. Tief im Innern des Landes wurden dann 1700 die ersten Goldminen entdeckt; die Paulistas haben hierbei eine Rolle gespielt, ein Mischvolk von europäischen Verbrechern und Indianern, das eine Zeitlang eine abenteuerliche Selbständigkeit gegenüber dem Mutterland behauptete und mit den spanischen Missionen oft feindlich zusammenstieß. In der Mitte des 18. Jahrhunderts waren 80 000 Menschen mit der Goldgewinnung beschäftigt; der Wert der jährlichen Ausfuhr nach dem Mutterland betrug 60 Millionen Mark. Noch folgenreicher wurden die Diamantenfunde. Eine privilegierte Gesellschaft übernahm die Ausbeutung, und die portugiesische Regierung tat in bezeichnender Bizarrerie alles, um die Diamantenproduktion einzuschränken, damit das Luxusobjekt bei geringer Masse einen möglichst hohen Preis hielte. Die tyrannischsten Maßregeln, ja die Todesstrafe bedrohte die Schmuggler. Rio de Janeiro verdankt seine Blüte den Diamanten.

Brasilien, das in so vielen Beziehungen das Glückskind unter den Kolonialländern ist, hat auch in der napoleonischen Zeit dank der englischen Freundschaft

nichts von dem Mißgeschick verspürt, das die holländischen, spanischen und französischen Kolonien traf. Es hat sogar noch den Vorteil gehabt, auf eine leichte und natürliche Art seine Selbständigkeit zu erlangen. Als Napoleon das Haus Braganza 1807 absetzte, siedelte es über nach Brasilien. Es war das eine außerordentliche und segensreiche Fügung. Denn dieses Reich hatte schon lange das kleine verrottete Mutterland überschattet; nun brachte das Kaisertum der Braganza viele Freiheiten und Vorteile. Alle Häfen wurden jetzt dem Verkehr geöffnet, die Fremden hereingelassen, alle wirtschaftlichen Zwangsmaßregeln aufgehoben, sogar das Goldschmiedehandwerk gestattet, das bisher in diesem Goldland verboten war, und die Regierungsmonopole außer auf Diamanten und Brasilholz beseitigt.

1815 erhielten die Braganza Portugal zurück, aber Brasilien blieb mit ihm als ein selbständiger Staat verbunden, wurde 1822, wie man weiß, als Kaiserreich wieder selbständig und ist seit 1889 Republik. Bis 1827 hat England durch einen Handelsvertrag eine völlige Vormundschaft über Brasilien ausgeübt; es ist in dieser Zeit geradezu als wirtschaftliche Domäne Englands zu betrachten. Seitdem ist es frei und unabhängig einer immer glänzenderen Zukunft entgegengegangen. Es ist ja eines der bevorzugten Länder der Erde. Es hat Platz für 500 Millionen Menschen, sein Umfang ist 13 mal größer als der des deutschen Reiches. Die Einwanderung hat hier die besten Aussichten, und stark ist das deutsche Element. Strecken von Südbrasilien könnten ein deutsches Reichsland sein. Auch Italiener sind zahlreich hineingeströmt, und die Beziehungen zum Mutterland sind immer aufrecht erhalten worden.

Im Ganzen wird das Urteil über Portugal als kolonisierende Macht so lauten müssen, daß einem anfänglichen glänzenden, wenn auch äußerlichen Auf-

schwung ein schnelles Versagen folgt; aber es sind nicht nur die materiellen und militärischen Kräfte, die nicht ausreichten, sondern das entscheidendste Moment in der Geschichte der Völker, das nationale Ethos. Es ist wahr, was ein französisches Wochenblatt einmal spitzig gesagt: Portugal ist weniger das westlichste Ende Europas als vielmehr das nördlichste Afrikas.

Viertes Kapitel.

Die holländische Kolonisation.

Die Holländer haben der europäischen Kolonisation eine neue Richtung gegeben; ihr System machte Epoche. Und zwei Jahrhunderte hindurch behauptete es sich, zu Anfang wenigstens mit glänzendem Erfolg. Holland verdankt seiner kolonial- und handelspolitischen Originalität seinen Rang unter den europäischen Nationen. Diese waghalsige Seetüchtigkeit und diese kaufmännische nüchterne Initiative entsprang mit dem Größten, was Holland besaß, dem Trieb zur nationalen Selbstbestimmung und dem Bewußtsein seiner Volkskraft. Nur diese emporddrängende Elementargewalt hat die abgesplitterten niederdeutschen Stämme befähigt, eine Macht in der großen Welt zu werden.

Schon im 16. Jahrhundert waren ja die Niederlande der Hauptmarkt für Getreide, Material für Schiffbau, gesalzene und getrocknete Fische, Spirituosen und Metalle. Amsterdam rüstete eine Flotte von 40 Schiffen aus, und die Heringsflotte, die dreimal im Jahr in See stach, zählte 700 Fahrzeuge. Was die Portugiesen aus Indien brachten, nahmen die Niederländer in Vertrieb, als behende zahlungsfähige Zwischenhändler. Diese Arbeitsteilung war ihr Profit, und als Kaufleute wären sie wohl damit zufrieden gewesen. Nichts beweist aber mehr, wie unzulänglich die ökonomischen Motive für die großen Völkergeschicke sind, als der Aufstieg dieser holländischen Händler. Süddeutsch-

land und das Rheinland hatten keine Kampfmittel gegen die spanisch-österreichischen Gegner der Reformation: die Niederländer hatten einen Verbündeten, das Meer, und das Meer gab ihnen Freiheit, die Freiheit ihres Glaubens und ihrer Nation.

Als Vermittler zwischen den Ostseestaaten und der Atlantischen Welt waren die Niederländer emporgekommen; als Vermittler zwischen Europa und beiden Indien wurden sie groß. Es ist eigentümlich, wie sie in ihrem Kampfe gegen Spanien zuerst die alte Handelsstellung für Spanien und Portugal beibehielten. 1585 ließ aber Philipp alle niederländischen Schiffe beschlagnahmen und ihre Besatzungen gefangen setzen. Es war einer der kritischen Augenblicke der holländischen Geschichte. Doch dem Unternehmungsgeist und dem Enthusiasmus dieses Volkes war nichts zu hoch.

Die Holländer versuchten zuerst die Verbindung mit dem Osten herzustellen durch das Polarmeer von Asien. Einmal gelangten die Schiffe nur bis Nowaja Semlja; dann versperrte das Eis den Weg. Die Generalstaaten ließen sich nicht abschrecken. Die nordöstliche Durchfahrt wurde noch wiederholt versucht und sogar ein Preis ausgesetzt.

Inzwischen beschäftigte man sich mit der Fahrt ums Kap. Die Portugiesen hatten die Todesstrafe auf den Verkauf der Seekarten an Ausländer gesetzt. Trotzdem gelang es einem Amsterdamer Buchdrucker, sich von einem spanischen Geographen 25 Seekarten von Asien, Afrika, Amerika zu verschaffen, und so konnte denn die erste Reise gewagt werden: ein Geschwader von vier Schiffen ging in See, das auch wirklich Indien erreichte. Es bildeten sich nun verschiedene Gesellschaften, neue Fahrten wurden unternommen, Handelsbeziehungen angeknüpft. Alle diese Bestrebungen fanden ihre Zu-

sammenfassung in der Gründung der berühmten indischen Kompagnie, die der Urtypus all der vielen Handelsgesellschaften geworden ist, die die europäischen Nationen für den überseeischen Handel schufen. Leicht ist diese Vereinigung der Einzelgesellschaften nicht gewesen: bis zuletzt machten die Seeländer Schwierigkeiten, indem sie Sondervorteile verlangten, und nur durch das Eingreifen des Prinzen Moritz wurde die Einheit herbeigeführt (1602). Schon 1606 gab die Kompagnie 75% Dividende; 41 Linienschiffe schützten den Handel, den 100 000 Seeleute auf 3000 Fahrzeugen betrieben.

Was ist der innere, geschichtliche Sinn dieser Handelsorganisation? Nach der damaligen Rechtsauffassung gehörte das Meer ebensogut wie das Land demjenigen, der es zuerst okkupierte. Hugo Grotius hat dagegen das Prinzip von der Freiheit der Meere aufgestellt. Die Versuche der Holländer, den Handel von Indien in die Hand zu bekommen, waren also vielmehr als kaufmännische Konkurrenz: sie bedeuteten einen bewußten, politischen Angriff auf den Kern der politischen Machtstellung der Spanier und Portugiesen, sie bedeuteten einen kühnen Umsturz der herkömmlichen Anschauungen, der herkömmlichen staatlichen Machtansprüche. Es mußten also die Versuche mit dem Einsatz militärischer Macht verbunden sein. Die portugiesischen Caraquen waren ja auch Kriegshandelsschiffe. Wir sehen also hier die unbedingte Notwendigkeit einer politisch orientierten Organisation. Die Natur des indischen Handels wirkte in derselben Richtung. Man hatte es mit Fürsten fremder Kultur zu tun, die nur durch Gewalt in Respekt gehalten werden konnten. Unmöglich wäre es auch für einen einzelnen Kaufmann gewesen, bei dem geringen Kapitalbesitz ein so großes Risiko zu übernehmen. Ein Schiff brauchte zwei bis drei Jahre, bis es wieder nach

Hause kam. Und so gewaltig die Gewinne in einzelnen Jahren waren, manchmal waren auch die Verluste so groß, daß gar keine Dividende gegeben werden konnte. So war denn die Kompagnie das beste Organ. Alles war in einer Hand vereinigt: die Versorgung in Indien, der Transport, der Verschleiß. Die Kompagnie konnte abwarten, sich orientieren, eine geübte Mannschaft heranbilden; sie gab dem überseeischen Handel etwas Regelmäßiges, Loyales, Solides.

Politisch und ökonomisch ist die Kompagnie eine starke, neue Bildung. Für den Staat und seine Machtinteressen, besonders für ein so kompliziertes Staatsgebilde wie die Niederlande, bedeutete sie ein Organ der Vereinfachung und Konzentration; für die Kaufmannschaft und ihre kleineren Genossenschaften bedeutete sie ein Organ der Vereinheitlichung und Sicherung.

*

Die niederländisch-ostindische Kompagnie war keine vollkommene Schöpfung. Wie bei ihrer Entstehung gestritten wurde, und so geschah es auch weiterhin. Die einzelnen Gesellschaften, aus denen sie bestand, waren nicht in sie als ein Ganzes aufgelöst, sie bewahrten vielmehr als »Kammern« eine gewisse Selbständigkeit. Gemeinsam waren die militärischen, politischen und finanzpolitischen Maßnahmen: die Kompagnie unterhielt eine Armee, baute Forts, schloß Handelsverträge und Bündnisse ab. 1611 hat ihr Vertreter Hugo Grotius mit der englischen Kompagnie Verhandlungen geführt, die sich aber zerschlagen haben. Der holländische munizipale und provinziale Geist sollte in der Geschichte der Kompagnie immer wieder ans Licht treten. Er ließ ein pedantisches Bürokratentum niemals aufkommen, er konnte aber freilich auf die Dauer dem nationalen

Schwung der Zeit des Unabhängigkeitskrieges gefährlich werden.

Das Grundkapital der Kompagnie, das niemals vermehrt wurde, bestand in 2153 Aktien, jede zu 3000 Gulden. Die Kammer von Amsterdam besaß davon 56,9 Prozent. Trotzdem konnte sie von der Gesamtheit der übrigen im Verhältnis acht zu neun überstimmt werden. Die Kammern präsentierten den Generalstaaten Namenlisten, und daraus wählten diese 17 Direktoren. In den überseeischen Territorien hatte die Kompagnie Souveränitätsrechte; alle ihre Beamten mußten aber den Generalstaaten den Treueid schwören. In ihrer Blütezeit hatte die Kompagnie einen Generalgouverneur in Batavia und sieben Gouverneure an Plätzen zweiten Ranges.

Ein wundervoll praktisches Gebilde war diese Kompagnie: eine Kaufmannsrepublik, geschaffen als überseeischer Ausschuß aus einem europäisch gebundenen, befangenen, schwerfälligen Staate, eine Kaufmannsrepublik, die nun ganz unromantisch, ohne an religiöse Propaganda oder ritterliche Abenteuer zu denken, die Interessen des Handels und damit die Interessen ihres so eigenartigen Staates verfolgte.

Die Portugiesen sind die Hauptgegner und die Hauptopfer der Holländer geworden. Ihre ostindische Herrschaft wurde von den kühleren und klügeren Neulingen fast völlig vernichtet. Die Holländer arbeiteten in Ostindien mehr durch List als durch brutale Machtmittel. Sie vermieden den äußeren Anschein der Eroberung, um sich an den Knotenpunkten des großen Schiffsverkehrs festzusetzen; aber natürlich waren diese Kontore geschützt und wurden verteidigt, wenn es sein mußte. Die Findigkeit und das Geschick der Holländer gestalteten die Bezugsbedingungen außerordentlich günstig. Die Londoner Kaufleute klagten, daß die Holländer europäische Produkte billiger verkauften, als sie

es in London könnten. Wie groß mußte dann der Gewinn bei der indischen Ausfuhr sein! So vermittelten die Holländer bald alle wichtigen Beziehungen zwischen den Häfen von Indien, Siam, Japan, China. Ueberall war ihr Auftreten gleich: zurückhaltend, zuverlässig, ohne Kritik zu üben. Sie weckten bei den eingeborenen Handeltreibenden den Geist moderner Kaufmannschaft, sie disziplinierten sie durch ihre überlegene und solide Art. Und dieselbe Strenge und Rechtlichkeit herrschte im Anfang auch innerhalb der Kompagnie selbst: unbedingte Durchführung des Monopols, keinerlei Privatgeschäfte durch Angestellte, dafür eine reichliche Entschädigung für gute Dienste. Der Stil des äußeren Auftretens der Mitglieder der Regierung in Batavia war das ganze 17. Jahrhundert hindurch noch durchaus einfach: am Alltag gingen sie in einfachen Matrosenkleidern herum und trugen nur zu offiziellen Gelegenheiten ein vornehmes Gewand. Wie groß und stark standen damals die Niederlande in der Welt da! Von 20 000 Schiffen, die das Meer befuhren, trugen nach Colberts Berechnung 15 bis 16 000 die holländische Flagge!

Wie für die Portugiesen bedeutete auch für die Holländer Afrika in erster Linie eine Station für Indien. Sie haben Mozambique angegriffen, sie haben die Insel St. Helena als Stützpunkt benutzt, und sie haben sich am Kap der guten Hoffnung festgesetzt. Man hat die holländische Kapkolonie mit Recht als den Küchengarten der ostindischen Kompagnie bezeichnet. Hier haben sich die nach Asien fahrenden Schiffe neu verproviantiert, und hier wurde dann auch den Angestellten der Gesellschaft Land als erbliches Besitztum gegeben. Auswanderer aus Deutschland und besonders Hugenotten aus Frankreich kamen hinzu, die Siedelungen dehnten sich allmählich aus, und so ist ohne Absicht und Plan in diesem günstigen Lande die erste, euro-

päische Siedelungskolonie entstanden, deren weiteres Schicksal uns bei der Behandlung der englischen Kolonisation beschäftigen wird.

*

Der ostindischen Kompagnie trat nach kurzer Zeit eine westindische Kompagnie zur Seite (1621). Sie hat mit Erfolg den spanischen und portugiesischen Besitz in Amerika bedroht und geschwächt: noch heute singt man am holländischen Strand das Lied von dem Admiral Piet Heyn, der die spanische Silberflotte an der Küste von Cuba abfing. Auch nach Nordamerika hat sich die Kolonisation der Holländer ausgedehnt. Am denkwürdigsten sind die Unternehmungen der Holländer in Brasilien gewesen. Und hier zeigt uns das Schicksal des Statthalters, des Grafen Moritz von Nassau-Siegen, wo die Tiefe innere Schwäche der holländischen Kolonisation lag. Graf Moritz war ein Mann von großem Zug: das köstliche Moritzhaus im Haag hat er gebaut — es soll ihn sechs Tonnen Goldes gekostet haben. Ein Saal war mit brasilianischen Vögeln bemalt, ein Zeugnis seiner überseeischen Tätigkeit. Für Naturwissenschaften und Geschichtsschreibung hatte er ein starkes, tätiges Interesse, die erste Sternwarte in der neuen Welt hat er gebaut. Zwischen ihm und der Kompagnie entstand ein Gegensatz, der als Konflikt zwischen mächtigen Händlern und einem großdenkenden, unbekümmerten, soldatischen Fürsten etwas Typisches hat. Graf Moritz führte Freihandel zwischen dem Mutterland und der Kolonie ein; das schädigte die Monopolstellung der Kompagnie. Er wollte den Kampf gegen die Portugiesen mit allen militärischen Machtmitteln ausfechten und so eine Niederlassung von politischer Lebenskraft schaffen. Er schreibt einmal an die Kompagnie: »Aber da man große Dinge angefangen hat, so muß man sie ausführen

und nicht verzweifeln. Der Würfel ist geworfen. Nicht den Rubikon, den Ozean haben wir überschritten. Entweder fällt das ganze Staatsgebäude zusammen oder es ist kräftig zu stützen.«

Im Heimatland fand man aber das alles zu teuer; an seine Truppen wurde kein Sold bezahlt, und die Versorgung mit Kriegsvorräten war äußerst mangelhaft. Graf Moritz hat sein Amt enttäuscht und verbittert 1644 niedergelegt und ist als Statthalter des großen Kurfürsten für Cleve, Mark und Ravensberg gestorben.

»Kaufleute«, sagte der holländische Geschichtsschreiber Barlaeus, »sind durch glückliche Erfolge nicht zu sättigen und unglückliche rechnen sie ihren Beamten an.«

Die Kleinlichkeit und der Geiz der Kompagnie wurde die beständige Klage ihrer militärischen Angestellten. Der Staatsgedanke starb ab, und das Geldinteresse schwoll an. Das Einzige, was den Holländern in Amerika geblieben ist, ist Niederländisch-Guyana (Surinam) und eine kleine Inselgruppe im mexikanischen Golf, deren wichtigste Curaçao ist. In Surinam ist die Sklaverei auf das Rücksichtsloseste betrieben worden. Sie wurde ganz spät aufgehoben, und die Kolonie hat sich wenig vorteilhaft entwickelt. Auch Curaçao wird nur durch Zuschüsse des Mutterlandes gehalten.

*

In Indien aber haben die Holländer eine bedeutende Stellung behaupten können. Es ist für koloniale Entwickelung überhaupt bezeichnend, welche Umstände den Niedergang der Kaufmannskompagnie verursachten, und wie es dem holländischen Staatsgedanken schließlich doch gelang, sich durchzusetzen.

Auf den Sundainseln und Molukken begannen die Fehler und Irrtümer, die die Kompagnie ruinierten. Sie

machte den Versuch, den ganzen Gewürzhandel in ihrer Hand zu konzentrieren, und trieb die Preise künstlich in die Höhe, um mit der seltenen, teueren Ware Geschäfte zu machen. Die Holländer scheuten kein Mittel, um sich diese Produkte, die man die Goldminen der Kompagnie nannte, zu sichern. Alle anderen Handelszweige wurden vernachlässigt, und die Gewürzproduktion selbst eingeschränkt, um den Ertrag kostbarer zu machen. Alljährlich reisten die Gouverneure zu bestimmten Terminen durch die Distrikte, wo die Gewürzproduktion verboten war, und zerstörten unnachsichtlich die Kulturen. Eine ganze Anzahl Niederlassungen gründeten die Holländer nur, um gegen den Schmuggel der anderen europäischen Nationen aufzukommen. Für die Eingeborenen, die Malaien, wurden die Holländer so zu brutalen Unterdrückern. Wir hören von schrecklichen Ausschreitungen, von blutigen Kämpfen.

Die moralischen Eigenschaften des Kaufherrnregiments hielten nicht stand. Nach zwei Generationen geriet die Kompagnie in den Niedergang hinein. Mißbräuche wurden vertuscht, es gab viel zu viel Beamte, und sie wurden zu schlecht bezahlt; die Gehälter blieben auf dem Satz der puritanischen Anfangszeit. Bei der Ausrüstung von Schiffen, bei der Ausstattung von Hospitälern wurde schamlos betrogen. Ein Finanzbeamter hinterließ ein Vermögen von über eine Million Mark, nachdem er drei Jahre seinen Posten innegehabt hatte! Die Generalgouverneure gewannen Hunderttausende im Jahr. Oft gingen die Schiffe der Kompagnie bei der Fahrt nach Europa unter, weil die Angestellten sie durch Waren überlasteten, die aus ihren Privatgeschäften stammten. In Bengalen gab es eine Vereinigung von Kaufleuten und Beamten, die ganz offen auf eigene Rechnung nach Batavia handelte; sie wurde »die kleine Kompagnie« genannt.

Und dieselbe Verderbnis zerfraß die Oberleitung der Kompagnie in Amsterdam. Der Staatsgedanke hatte zuerst die souveräne Kaufmannschaft emporgetragen; jetzt lähmte sie ihn dafür. 1748 kam es soweit, daß der Sohn des Generalstatthalters, der Prinz von Oranien, Generalgouverneur und leitender Direktor der Kompagnie wurde mit dem Recht, alle entscheidenden Stellen auf Grund einer Liste von drei Kandidaten zu besetzen, Versammlungen zu berufen und ihnen vorzusitzen. Dafür bezog er jährlich 200 000 Gulden. Das ganze System der Kompagnie erstarrte mehr und mehr: alle hohen Stellen wurden erblich, die großen Handelshäuser hatten die Vergebung dieser Pfründen in der Hand, die wirkliche Verwaltung wurde durch einen Sekretär gemacht, der den Titel Advokat der Kompagnie hatte. Die sogenannten Administratoren aber kamen nur im Jahre zweimal zusammen, im Herbst und im Frühjahr, wenn die Flotten anlangten oder abgingen. Und die Generalstaaten, denen die Rechnungen vorgelegt werden mußten, fanden keine Fehler, denn eine Kritik der schlechten Verwaltung hätte den Kredit der Kompagnie geschwächt.

So kam es, daß die Kompagnie durch ihre eigene Verknöcherung den Staat verknöchern ließ. Die widersinnigsten Mißbräuche nisteten sich ein: so mußten die indischen Schiffe den gewaltigen Umweg über Schottland machen, statt durch den Aermelkanal zu fahren, so sollten alle Schiffe, die den asiatischen Zwischenhandel vermittelten, nach Batavia gehen zur Visitation. Darüber ging der Zwischenhandel der Holländer zu grunde, und die Engländer traten das Erbe an.

Das Ende der Kompagnie war, daß sie in Schulden geriet, sie, die Millionengewinne machte und machen konnte. Die Schulden wuchsen, und um ihren europäischen Kredit nicht zu erschüttern, zog sie es vor, in

Batavia zu 10 % zu leihen, was sie in Europa zu 5 % hätte haben können. Vor ihrer Auflösung standen 15 Millionen Aktiva 127 Millionen Passiven gegenüber. Es hat wohl scharfblickende Leute gegeben, die gegen dieses Unheil ankämpfen wollten. Der beste Verwalter, den die Kompagnie gehabt hat, Mossel, wollte im 18. Jahrhundert Niederländisch-Indien in eine regelrechte Ackerbaukolonie verwandeln. Er zog Deutsche hin, auch eine Masse Chinesen strömte auf Java. Die Kompagnie zerstörte den Plan dadurch, daß sie die Preise für die erzielten Produkte so niedrig ansetzte, daß die Europäer nicht dabei bestehen konnten. Mossel verglich damals die Kompagnie mit einem sinkenden Schiff, das nur durch die Pumpe künstlich die Oberfläche des Wassers behauptet.

Schon vor der Auflösung der Kompagnie war das Gewürzmonopol faktisch vernichtet. Die Engländer entdeckten Gewürzbäume an der Guineaküste, die Franzosen kultivierten gleichfalls auf ihren Inseln im indischen Ozean den Nelkenbaum und den Muskatbaum. So wurde denn 1795 das Monopol für den indischen Handel aufgehoben und der Kompagnie nur der Handel mit Japan und China vorbehalten.

Die Kompagnie war ruiniert, die Einzelnen, Kaufleute und Beamte, waren dabei reich geworden. Es ist interessant, zu beobachten, wie hier der individuelle Geist den Gemeinschaftsgedanken auflöst. Die Kompagnie nahm dem Staat die Mühe ab, Staat zu sein und tötete ihn dadurch. Wie haben sich die Oranier angestrengt, Heer und Flotte in Holland auf der Höhe zu halten! Die Geldmacht und der Profitgeist der Kompagnie erstickte die politische Idee. Die Summe, die die Kompagnie für die Erneuerung des Privilegs bezahlte, ging in die Millionen. Der Schaden, den aber die Kompagnie der geschichtlichen Ehre der Holländer angetan hat, ist

nicht abzumessen. Das Heldenvolk des 17. Jahrhunderts wurde das Krämervolk des 18. Und seit Cromwell nahm England seine mächtige und großartige Entwickelung; Holland wurde in endlosen Kriegen geschwächt, besiegt und überflügelt. Es mußte epigonenhaft beiseite stehen und mit Mißgunst und Haß eine Kolonie nach der andern an den größeren Nebenbuhler verlieren.

*

1798 ist die Kompagnie aufgelöst worden, und die batavische Republik übernahm ihre Besitzungen. Napoleon riß Holland in dasselbe Schicksal wie Spanien hinein. Aber nach seiner Niederwerfung war das neue Königreich so glücklich, die besten Kolonien zu dauerndem Besitz zurückzuerhalten. England hatte sich auf Java festgesetzt, hatte alle Privilegien und Monopole abgeschafft und den freien Handelsverkehr eröffnet. Jetzt mußte es die Sundainseln und die Molukken wieder herausgeben, schloß aber 1824 mit Holland einen Vertrag von hoher politischer Wichtigkeit. Es wurde darin festgesetzt, daß keine der beiden Mächte eine der ausgetauschten Kolonien an einen anderen Staat abtreten dürfe. Im Falle einer Besitzveränderung sollte der alte Besitzer wieder in seine Rechte eintreten. Damit hatte Holland seine Ansprüche auf das indische Festland, auf Ceylon und das Kap aufgegeben, war aber nunmehr im ungestörten und sicheren Besitz seiner Inseln. England hat aber noch rechtzeitig den holländischen Besitz in empfindlicher Weise entwertet. Wie so häufig verdankte es diesen Erfolg der Tatkraft eines Einzelnen: Sir Stamford Raffles sicherte seinem Vaterland die Insel Singapore an der Straße von Malakka, wo früher die Hauptstadt des Malaienreiches gestanden hatte. Der hier schnell aufblühende Welthandelsplatz stellte bald das holländische Batavia in Schatten.

Die holländische Regierung legte jetzt tatkräftig und mit aller Opferwilligkeit die Hand auf ihr kostbares Gut. 187 Millionen Gulden lasteten auf Indien, die das Mutterland verzinsen sollte. Eine Anleihe von zwanzig Millionen Gulden mußte aufgenommen werden. Es begann eine neue Wirtschaftsepoche für die Inseln: der Kaffee- und Zuckerbau wurde eingeführt.

Um die Kolonien allmählich auf eigene Füße zu stellen, führte die holländische Regierung ein Ausnutzungssystem ein, das in vielen wichtigen Punkten an die Methode der Kompagnie wiederanknüpfte. Wenn vorher die einheimischen Fürsten zu der Lieferung von bestimmten Mengen der Landesprodukte verpflichtet wurden, so substituierte sich jetzt die holländische Regierung diesen Fürsten und verlangte von den Eingeborenen als Steuer die Arbeitsleistung, die den Fürsten gewohnheitsmäßig zu leisten war — nämlich ein Fünftel aller Produkte und ein Fünftel der Arbeitstage. Dafür wurden die Eingeborenen von der Regierung dann direkt bezahlt. Der Ertrag dieser Arbeit floß in der Hand einer Handelsgesellschaft zusammen, und diese besorgte den Vertrieb an das Mutterland. Die Landesfürsten wurden nach wie vor in ihrer Stellung belassen, bekamen ein Gehalt von der Regierung und Gewinnanteile an den durch die Untertanen gelieferten Produkten. So war das Interesse der einheimischen Fürsten mit dem der holländischen Regierung verbunden. Dieses System, holländisch »Kultuur-Stelsel«, eine Kombination von Zwangsarbeit und Monopol, erwies sich als ungemein ertragreich. Es wird auch nach seinem Urheber dem Generalgouverneur Jan van den Bosch genannt. Java, die bevorzugteste der Inseln, diejenige, deren Bevölkerung am geduldigsten und am unterwürfigsten ist, brachte am meisten ein. Es ist eingeteilt in 22 Residenzen; jede hat einen einheimischen Fürsten, dem ein europäischer Resident zur Seite steht; er überwacht

die Kulturen mit seinem Sekretär und den Kontrolleuren. Für diese Kolonialbeamten gibt es eine besondere Durchbildung, ein Examen verlangt ansehnliche Kenntnisse der einheimischen Sprache und des Landes. An der Spitze der Verwaltung steht der Generalgouverneur, auf fünf Jahre ernannt. Der durchschnittliche Nettoertrag der Kulturen Javas betrug um die Mitte des 19. Jahrhunderts zwanzig Millionen Gulden.

Das ganze System van den Bosch ist, wiederholt modifiziert, bis etwa 1870 in Geltung geblieben. Schon früh wurde es heftig angegriffen. Am wirksamsten waren die Schriften von E. Dekker (Multatuli), der selbst Kolonialbeamter gewesen ist. Farbig und eindringlich hat er die Mißbräuche geschildert und Erleichterung des Frohndienstes der Eingeborenen gefordert. Freilich passen seine Vorwürfe wohl mehr oder weniger auf alle tropischen Kolonialverwaltungen.

*

Die Holländer haben allmählich ihr ungeschminktes Ausbeutungssystem abbauen müssen. Der Frohndienst auf Java wurde aufgehoben; aber die Arbeitskraft der Eingeborenen ist doch noch von der Regierung insofern gebunden, als sie ihren Ertrag zu einem niedrigen Zwangspreis verkaufen müssen. Die niederländische Regierung hat auch nach und nach begonnen, sich mit den andern, weniger günstigen Inseln zu beschäftigen, dem hochlandreichen Sumatra, dem riesigen, massigen Borneo, dem buchtenreichen Celebes. Sie legte auch hier Kaffee- und Zuckerpflanzungen an, mußte Kriege führen, und dehnte so allmählich ihre Herrschaft bis in das Innere aus. Der imperialistische Geist der letzten Kolonialepoche zwang Holland zu großen Opfern. Die mächtigen Ueberschüsse, die es bezogen hat, nahmen allmählich ab, und es stellte sich sogar ein Defizit ein. Auch

durfte es den rivalisierenden Weltmächten keinen Anlaß geben, einzugreifen, und keinen Raum lassen, aufzukommen. Einen Teil von Borneo hat trotzdem England erhalten, dank einem unternehmenden Staatsangehörigen, dem merkwürdigen Abenteurer James Brooke, der dort ein Reich gründete und seinem Vaterlande zuwandte.

Niederländisch-Indien ist eines der größten Kolonialreiche, die es gibt. Mit seiner außerordentlich dichten Bevölkerung, mit seinem ausgesprochenen Tropenklima, mit seiner weltwirtschaftlich so bedeutungsvollen Lage ist dieses Reich ein köstlicher Besitz, der der kaufmännischen Jugend des Mutterlandes wundervolle Betätigungsmöglichkeiten gewährt, der aber freilich Pflichten auferlegt und Forderungen stellen wird.

Für Europäer sind die Inseln zu dauerndem Leben nicht geeignet. Nirgends sonst, höchstens in Britisch-Indien, ist der koloniale Lebenszuschnitt der Weißen so vornehm und in althergebrachten Formen gesichert. Das Leben auf Java ist für Holländer aus altem Hause der letzte Luxus: schön hat man die dampfenden Urwälder dort mit ihren farbenprächtigen Pflanzen »Gärten der Sonne« genannt.

Fünftes Kapitel.

Die französische Kolonisation.

Frankreich ist eine der großen Kolonialmächte der Gegenwart und eine der großen Kolonialmächte der Vergangenheit. Spanien, Portugal und Holland halten heute nur noch Ueberbleibsel ihres Kolonialbesitzes fest. Ihre koloniale Großzeit gehört der Vergangenheit an. Frankreich hat ein Kolonialreich verloren, aber ein neues gewonnen. Nur ein ganz geringfügiger Besitz ist beiden Reichen gemeinsam. Dieses Doppelschicksal ist das Charakteristische der französischen Kolonisation: es beruht auf den Grundeigenschaften des kolonisierenden Frankreich.

Beide Kolonialreiche, das alte und das neue, stehen in geschichtlich entscheidender Beziehung zu England. Das alte Kolonialreich ist im Wettkampf mit England geschaffen worden, und England hat es vernichtet. Das neue Kolonialreich ist, so kann man sagen, mit englischer Erlaubnis entstanden. Wiederholt hat Frankreich durch seine Kolonialentwickelung Eifersucht erregt; England mußte sich erst daran gewöhnen, daß Frankreich Algier in Besitz nahm, und um Faschoda ist noch einmal der jahrhundertealte Gegensatz grell zum Ausbruch gekommen: seitdem ist Frankreich endgiltig eine Kolonialmacht und damit eine Großmacht von Englands Gnaden.

Die beiden Kolonialreiche Frankreichs haben ihre besondere Geschichte. Es sah eine Zeitlang so aus,

als könnte Frankreich die erste Position in der großen Welt erringen. Aber in verhängnisvoller Weise hat mit dem kolonialen Ehrgeiz der kontinentale Ehrgeiz gewetteifert. In diesem Dilemma beruht recht eigentlich das Problem der französischen Geschichte in der Neuzeit. Reichten die Kräfte dieses Landes aus, gleichzeitig in Europa die habsburgische Umklammerung zu zersprengen und über See die reichsten und weitesten Länder zu behaupten? Konnte Frankreich zugleich in den Niederlanden, am Rhein und in Italien sich ausdehnen, und in Ostindien, auf den Antillen, in Kanada Herrscher sein? Die Geschichte der europäischen Machtkämpfe von Franz I. bis auf Napoleon I. hat gezeigt, daß die Mittel selbst dieser reichen und glänzenden Nation hier versagten.

*

Im ausgehenden Mittelalter haben schon die kühnen Seeleute der Normandie, der Bretagne, der Gascogne sich hinausgewagt und da und dort Handelsbeziehungen angeknüpft im Wetteifer mit den Entdeckervölkern. Es waren das ephemere Unternehmungen Einzelner, die die Kolonialgeschichtsschreibung der Franzosen gerne etwas aufbauscht. Unter Franz I., in dessen Dienste Columbus ja beinahe getreten wäre, sind regelrechte Unternehmungen begonnen worden. Der König fragte einmal in seiner kecken, geistvollen Art, auf welchen Artikel des Testamentes von Adam sich eigentlich die Ansprüche der Portugiesen und Spanier in der neuen Welt bezögen. — Die Seefahrer wurden beschützt, und Neuland wurde in Besitz genommen. 1535 wird Neufundland besucht, man fährt den Lorenzstrom hinauf, ein bretonischer Seemann kommt nach Kanada, wir hören von Niederlassungsversuchen. Die Religionskriege haben dann die Kräfte Frankreichs ganz in Anspruch genommen. Eine der großen weltumspannenden Ideen

Colignys war es, ein überseeisches protestantisches Neufrankreich zu gründen. Man machte den Versuch in Rio de Janeiro; die zugesicherte Religionsfreiheit lockte viele an, es kam aber dann doch zu Zerwürfnissen, und das Unternehmen endete mit Niederlagen als eine schlechte Erfahrung. Die spanischen Gebiete Nordamerikas, das spätere Georgia und Carolina, sowie Florida, wurden dann in Betracht gezogen. Aber die Spanier vernichteten die Niederlassungen der Franzosen mit all der Grausamkeit, die sie an diesen fremden Ketzern auszulassen für Pflicht hielten, und wenn auch den Franzosen Rache gelang, so gelang ihnen doch nicht ein Sieg.

Unter Heinrich IV. nahm in dem nunmehr befestigten Reich der koloniale Gedanke einen mächtigen Aufschwung. Politische Schriftsteller, wie Mont Chrétien, verlangten auf das lebhafteste die Wiederaufnahme von Unternehmungen über See. Es wurde auf Frankreichs glänzende Lage zwischen den beiden Meeren, dem atlantischen und dem mittelländischen, hingewiesen, und es wurde daraus gefolgert, daß es sich auf beiden Schauplätzen, dem orientalischen und dem amerikanischen, zu betätigen berufen sei. Heinrich IV. schickte 1603 Champlain nach Kanada; man fand Ackerland, Holz und Minen. Es wurden auch Kompagnien gegründet, die nach holländischem Muster privilegiert werden sollten. Der Gedanke der Ansiedelung wurde von Sully bekämpft, der fand, daß es keinen Zweck habe, Länder nördlich des 40. Breitengrades zu besetzen, da sie keine Reichtümer zu bieten hätten.

Erst Richelieu hat der kolonialen Expansion Frankreichs den großen Zug gegeben. Als »grand maitre et surintendant de la navigation et commerce de France« hat er die ganzen Kräfte seines aufstrebenden Staates an die Entwickelung der Seestellung gesetzt: er schafft eine Kriegsmarine und führt den Kampf gegen die Pira-

ten, vor allem gegen die Barbareskenstaaten Nordafrikas, er privilegiert Kompagnien für Ost- und Westindien, Guinea, Madagaskar, Senegal, China. Das Land wird erforscht und verteilt; in Westindien, vor allem auf Haïti, St. Christopher, Barbados, wird der Kampf mit den Spaniern rücksichtslos und erfolgreich geführt. Die Flibustier sind ja zum großen Teil Franzosen gewesen, zu Tausenden haben sie sich damals dort festgesetzt und vielen der Inseln, in erster Linie Guadeloupe und Martinique, dauernd ein französisches Gepräge gegeben.

Colbert hat hier angeknüpft; Französisch-Westindien ist vor ihm zwar politisch und geistig französisch geworden, wirtschaftlich aber ganz abhängig von der holländischen Schiffahrt geblieben. Der neue merkantilistische Geist verlangte aber, daß solche Kolonien mit Leib und Leben dem Staat angehören müßten, daß sie nur vom Mutterland kaufen und nur nach dem Mutterland liefern sollten: wie hoch über den Standpunkt kaufmännischer Gesellschaften wächst dieses Staats-Kaufherrntum hinaus, das national durch und durch ist! Frankreich schien jetzt die größten Aussichten zu haben. In Kanada gründet es Forts, kämpft mit den Indianern, zieht Stämme zu sich hinüber und nimmt den Streit mit England auf; Ostindien wird in Angriff genommen, Pondichéry besetzt, Madagaskar (île dauphine) berührt, Mauritius (île Bourbon) okkupiert; Westindien macht durch Tabak und Zuckerrohr seine Pflanzer reich, der berühmte Code noire regelt die rechtliche Stellung der Negersklaven. Aber ein dauernder wertvoller Kolonialbesitz kommt nicht zustande. Die Franzosen zeigen ein großes Talent zur Unternehmung, zur Eroberung, sie machen glänzende Pläne und Entwürfe. Aber es wird dann alles wieder verdorben durch schlechte Finanzen, durch Minderwertigkeit von Personen, durch den verhängnisvollen Kräfte-

verbrauch in kontinentalen Kriegen. Die Einwanderung ist gering, überall sind Zuschüsse nötig, glänzende Anfänge enden mit Skandal und Katastrophen.

*

Und diesen Charakter behält die französische Kolonisation auch im 18. Jahrhundert. 1717 wurde durch Law die berüchtigte Mississippikompagnie gegründet, die bald den ganzen französischen Kolonialbesitz in ihrer verwegenen Art bearbeitete. Die Privilegien waren enorm. Sie umgriffen die vollständige kommerzielle und industrielle Ausnützung der neuen Länder, ihrer Bodenprodukte und Arbeitskräfte. Es war alles umfassend, gigantisch, auf ungeheure Spekulation zugeschnitten, ohne nüchterne und sachverständige Spezialisierung. Die Krise, in der dieses Unternehmen zusammenbrach, erschütterte das ganze Wirtschaftsleben Frankreichs. Die Entwickelung von Louisiana wurde in verhängnisvoller Weise gehemmt. Die Monopolträger hatten nur an ihren Gewinn gedacht; es waren Verbrecher und Bettler zwangsweise nach Louisiana gebracht worden. Eine Charte von 1728 brachte dann eine gewisse Verbesserung. Sie setzte Preise für den Handel mit den Wilden fest, sie versprach jedem Handwerker, der sechs Monate ansässig wäre, die Meisterschaft, sie beruhigte die Adeligen darüber, daß sie ohne Verluste ihrer Rechte teilnehmen könnten, sie stellte Neuadelungen in Aussicht. Jedes Jahr sollte die Kompagnie eine bestimmte Anzahl Ansiedler hinüberschaffen, für deren Nahrung und Kleidung sie die Bürgschaft übernahm. Alle Ansiedler sollten katholisch sein, auch die Wilden, die sie bekehrten, sollten als Ansiedler angesehen werden. Aber die Entwickelung wurde doch nicht glänzend. Es war, ähnlich wie wir es bei der spanischen Kolonisation gefunden haben, zuviel altes Frankreich in dem neuen Frankreich:

der Gouverneur stritt sich mit seinem Conseil, der Intendant mit dem Bischof. Und immer weiter und mächtiger rückte der Rivale England in Kanada, am Ohio, am Mississippi vor, bis er durch den siebenjährigen Krieg endlich den französischen Kolonialbesitz in Nordamerika gewann, abgesehen von New-Orleans und dem Land westlich des Mississippi, das Frankreich an seinen Verbündeten Spanien gab.

Einzelne begabte Gouverneure haben immer wieder der französischen Kolonisation Erfolge verschafft, der geniale Dupleix zeigte, wie Ostindien erobert werden mußte; leichtsinnige und abenteuerliche Beamte und Offiziere haben aber dann neue Katastrophen von grausamer Lächerlichkeit herbeigeführt. Es waren zwei Ereignisse besonders, die die französische Kolonisation der letzten Königszeit erschütterten; das eine eine wirkliche Tragödie, bei der Millionen an Geld und tausende von Menschenleben verloren gegangen sind, das andere mehr ein burleskes Abenteuer, das die Skrupellosigkeit des offiziellen Frankreich grell beleuchtet.

Choiseul versuchte nach dem Verlust von Nordamerika eine Kolonisation von Guyana. Er fing damit an, das Land in Lehensgüter einzuteilen und an die beiden Zweige seiner Familie zu bringen. Dann schickte er 250 000 Menschen ab, zusammengelesene Bettler unter der Führung von Agenten, die ohne jede Kenntnis eine Ansiedelung versuchten. Der Streich endete furchtbar. Fast alle gingen zu Grunde in einem wahren Hexensabbath von Krankheiten, Mord, Diebstahl und Ausschreitungen jeder Art. Frauen stürzten sich mit ihren Kindern ins Wasser aus Verzweiflung über das, was geschah. Dreißig Millionen Franken kostete dieses Unternehmen, eines der sinnlosesten und frivolsten der Kolonialgeschichte. Mehr lächerlich ist die Rolle, die die französische Regierung sich von einem pol-

nischen Abenteurer, dem Grafen Benyowszki zuerteilen ließ. Dieser Mann war als Verschwörer in Rußland gefangen gewesen, war nach China entwichen und versuchte, Frankreich für Madagaskar zu interessieren. Man ließ sich mit ihm ein, er unternahm eine Expedition, fing aber alles so leichtsinnig und oberflächlich an, daß auch nicht die leiseste Erfolgsmöglichkeit bestand. Bezeichnend für ihn ist, daß er eine fieberverpestete Bai als Ausgangspunkt wählte, weil sie landschaftlich schön war. 1776 wollte er sich zum selbstständigen Herrscher machen, konnte sich aber merkwürdigerweise doch in Frankreich rechtfertigen, versuchte auch Oesterreich und die Vereinigten Staaten für seine Insel zu interessieren und starb schließlich dort im Kampf mit Eingeborenen einen Soldatentod, der für ihn zu gut war.

Frankreich steht damals neben England — glänzender gewiß, aber nicht kräftiger. Als die Vereinigten Staaten um ihre Unabhängigkeit kämpften, unterstützte sie Frankreich durch Sympathie und seine staatliche Kraft. Zwölfhundert Millionen Franken kostete es dieser Krieg und brachte nur die Insel Tobago ein!

Was ist das Gesamtergebnis und der Gesamtcharakter der vorrevolutionären Kolonisation Frankreichs? Das Urteil der republikanischen Geschichtsschreibung ist sehr scharf. Man wird die positiven Eigenschaften nicht unterschätzen dürfen. Der ritterliche und militärische Geist des alten Frankreich hat in Kanada eine wahre Heldenzeit hervorgebracht. Fieberhaft und tollkühn sind diese Raufbolde in die große Einsamkeit vorgedrungen und haben in dem jungfräulichen Land ein wildes Waldleben geführt; sie entdeckten, forschten, jagten, handelten mit Pelzen, wurden Waffenbrüder indianischer Stämme und schlugen sich herzhaft mit andern. Glänzend war auch die Lage der Franzosen in West-

indien. Haïti trat an die Spitze der Zuckerproduktion der Welt: kluge Geistliche arbeiteten an der Vervollkommnung des Betriebes und an der sozialen Organisation; die französischen Häfen blühten auf: damals bauten Nantes, Marseille und Bordeaux ihre prächtigen Rathäuser. Unter Ludwig XVI. wurden sogar koloniale Versammlungen nach Art der Provinzialstände in den französischen Antillen eingeführt. Aber wie in allen Plantagenkolonien war dieser schöne Aufschwung notwendig temporär. Gewalt- und Raubbau erzielt bei jungfräulichem Boden in den ersten Generationen ja immer glänzende Resultate, und der Niedergang folgt.

Im Ganzen wird man doch sagen müssen: die französische Kolonisation zeigte mehr Phantasie und Kühnheit als nachhaltige Tatkraft. Man wußte zu wenig von der Wirklichkeit und ihren Bedingungen, man hatte zu viel Gedanken und Pläne. Und so mußte denn häufig wieder von vorn begonnen werden, so brachte jeder neue Gouverneur, jeder neue Beamte seine eigenen Methoden mit; persönliche Wünsche, Intriguen und Profitgier verschlimmerten die Verhältnisse. Es ist nicht nur so, daß eine schlechte, auswärtige Politik die französische Kolonisation ruiniert hätte; sie war vielmehr innerlich brüchig.

Bezeichnend ist es für die französische Art, daß der große koloniale Aufschwung seit Richelieu eingeleitet wurde durch anspruchsvolle Programme; in der Bewegung war etwas geistiges und etwas bewußtes. Und so haben auch die französischen Intellektuellen des XVIII. Jahrhunderts bedeutungsvoll Stellung zu dem Probleme der Kolonisation genommen. Montesquieu und Voltaire haben alle Kolonialpolitik als eine törichte Kräftevergeudung, als eine inhumane Vergewaltigung abgelehnt. Der berühmte Verfasser von Paul et Virginie, Bernardin St. Pierre, kannte koloniale Verhältnisse; er war lange auf der Isle de France als Beamter tätig ge-

wesen, und sein geringschätziges Urteil mußte stark wirken. Der Eindruck der Sklaverei und des Sklavenhandels war natürlich auch für die Auffassung der Aufklärer und Philanthropen von großer Bedeutung. Und so verbanden sich Kreise und Richtungen der verschiedensten Herkunft zur Verwerfung der Kolonisation.

*

Ich gehe auf die Wirren der Revolutionszeit nicht ein. Die Revolution und Napoleon I. scheiterten bei ihrem mächtigen Versuche, ein Kolonialreich französischer Art gegen England zu behaupten. Frankreich wurde, wie es schien, endgiltig auf den europäischen Kontinent zurückgeworfen. Das Königtum der Restauration übernahm einen kaum nennenswerten Kolonialbesitz. Frankreich zählte über See nicht mehr mit. Von den Antillen hatte es nur Martinique und Guadeloupe erhalten. Dazu kamen nun noch als einziges Ueberbleibsel von Kanada die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon, deren Fischereimonopol ein ganzes Jahrhundert lang Gegenstand des Streites zwischen Frankreich und England war. Und das letzte war die ärmliche und unbedeutende Kolonie am Senegal.

Diese Niederlassung am Senegal, zu der 1785 noch eine am Gambia gekommen war, diente in erster Linie dem Negerhandel. Die Senegalsklaven wurden als Arbeitskräfte besonders geschätzt, und der nahe Weg nach Westindien war günstig. Hier begann die französische Kolonisation nach 1815 zuerst wieder. Aber von Anfang an verfolgte sie das Mißgeschick. Das erste Schiff, das nach dem Senegal ging, war die berühmte Méduse, deren furchtbarer Untergang durch Géricaults Gemälde verewigt worden ist. Man wollte aus dem Senegal eine Plantagenkolonie großen Stiles machen, aber die Ergebnisse waren schlecht. Immerhin hielt man die Kolonie

fest, und sie wurde der Stützpunkt für weitere Unternehmungen an der Goldküste, an der Elfenbeinküste und am Kongo, die später besonders unter dem Vorwand, den Sklavenhandel zu verfolgen, in Angriff genommen worden sind.

Algerien.

Das Bourbonische Königtum hat aber dann noch gerade vor seinem Sturz den entscheidenden Anfang zur Gewinnung eines neuen Kolonialreiches durch die Eroberung von Algier gemacht. Wir stehen hier vor einem ganz neuen Falle. Es handelte sich nicht um wirtschaftliche Erwägungen und Ziele, die durch Entdeckungen wachgerufen und wachgehalten worden wären. Es handelte sich auch um kein fernes Land, sondern um einen oft bekämpften Gegner, mit dem Frankreich, Spanien und die italienischen Staaten in einem alten Verhältnis standen. Nicht immer ist dieses Verhältnis zu Algier und den andern räuberischen Barbareskenstaaten würdig gewesen. Irgendwie mußte man sich eben durch Konzessionen, zumeist Geldzahlungen die ewigen Piraterien vom Halse schaffen.

Die abendländische und die morgenländische Welt stießen hier sehr nahe und sehr empfindlich aufeinander. Es war diese Nachbarschaft alt ererbt aus der Zeit der islamitischen Expansion, und so gehört die französische Besetzung von Algerien in den großen historischen Zusammenhang der Kämpfe zwischen der christlichen Welt und der Welt der Moslem.

Frankreich traf hier also auf einen geschichtlich bekannten, starken und ebenbürtigen Gegner; es handelte sich endlich nicht um ein schwach bevölkertes Land von völlig fremdartiger oder absolut minderwertiger Kultur. Algerien war längst besetzt, längst kultiviert, verteidigt durch eine zahlreiche, kriegerische, selbstbewußte Be-

völkerung, deren Kultur entwickelt und differenziert war, deren sozialer Aufbau sich völlig befestigt hatte, die auf ihre ausgeprägten Sitten und Ideen, auf ihren lebendigen religiösen Glauben stolz war und jede Angleichung an ein fremdes Volkstum ablehnte.

Das algerische Unternehmen der Franzosen ist also etwas neues in der Kolonialgeschichte. Es ist eine Angelegenheit des erobernden Staates und gehört in eine Reihe mit dem, was England in Ostindien schon begonnen hatte und bald vollenden sollte, es setzt, unter veränderten Umständen allerdings, das fort, was Spanien in Amerika vollbrachte. Die Eroberung Algeriens ist eine der eindrucksvollsten Offenbarungen des imperialistischen Geistes.

Die republikanische Geschichtschreibung gönnt es dem alten französischen Königtume nicht ganz, daß es in Algerien die Grundlage einer großartigen Entwicklung gelegt hat. Sie will den Hergang so darstellen, als sei man wie zufällig und unbewußt aus kleinen und momentanen Erwägungen heraus in das Große hinein gekommen. Die Vorgeschichte der Eroberung beweist das Gegenteil. Frankreich besaß in Algerien eine alte privilegierte Stellung, die im Ganzen durch all die Wirren dieses unruhigen und tyrannischen Staatswesens nicht erschüttert war. Es bestanden seit langem französische Handelsniederlassungen, die sogenannten Concessions d'Afrique, die dem Dey von Algier einen Tribut zu zahlen pflegten. Ueber das Fortbestehen dieser Handelsniederlassungen, über die Höhe des Tributes, endlich auch über eine Schuld, die aus Getreidelieferungen des Deys an das Direktorium herrührte, entstanden nach 1815 Streitigkeiten, die sich durch den Eigensinn und die Unzuverlässigkeit der Algerier mehr und mehr verwickelten. 1827 kam es zu der historischen Szene: der französische Konsul, der ja auch nicht gerade höflich

aufgetreten war, wurde von dem Dey mit einem Fliegenwedel ins Gesicht geschlagen und aus dem Palast gejagt.

Frankreich vermied zunächst alle militärischen Maßnahmen; als aber sein Parlamentärschiff beschossen wurde, verlangte die Ehre des Staates das Eingreifen. Die französische Regierung übersah genau, was sie tat. Sie faßte das Problem nicht wirtschaftlich und juristisch, sondern militärisch und politisch auf. Sie wußte wohl, daß England an Algerien interessiert war. Englische Kaufleute hatten 1807 die französischen Handelsniederlassungen an sich gebracht, 1816 beschoß eine englische Flotte die Stadt Algier, 1819 unternahm Frankreich gemeinschaftlich mit England eine Flottenaktion zur Einschüchterung des Deys. Es handelte sich für Frankreich darum, seine Mittelmeerposition zu wahren; die Besitznahme Algeriens bedeutete die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Mittelmeer. Nicht umsonst hat England die Julimonarchie so schnell anerkannt; es war verärgert über die Expedition des bourbonischen Königtums nach Algerien.

Mit großer Vorsicht und mit Aufbietung aller militärischen Kraft ist die Aktion vollzogen worden. Man hatte eine Zeitlang daran gedacht, sich mit dem Pascha von Aegypten Mehemed Ali über Algerien zu verständigen. Jetzt, da Frankreich eingriff und Algerien eroberte, gab es kein Zurück mehr; es mußte und durfte Algerien behalten.

Ich behandle nicht die Geschichte der Eroberung von Algerien, die bunt und wechselvoll genug ist. Sie enthält eine ganze Reihe von glänzenden Episoden, wie die Unterwerfung Abdelkaders und den Krieg mit den Kabylen. Mehr als ein Menschenalter dauerten diese kaum ununterbrochenen Kämpfe, die die französischen Soldaten und Offiziere kriegstüchtig erhielten, wenigstens nach einer bestimmten Seite hin: den schlauen Abenteurerkrieg konnte man in Afrika lernen und auch

grausame Folgerichtigkeit im Blutvergießen. Die Bravour und der Elan der militärischen Jugend hat sich hier, besonders während des zweiten Kaiserreichs, nach Herzenslust austoben können. Auch auf die ganze französische Kultur hat die Berührung mit der islamitischen Welt sehr stark eingewirkt: Victor Hugo dichtet seine Orientales, Delacroix malt seine arabischen Schulen; man holte sich in Afrika Impressionen von starkem, farbigem, ungebrochenem Leben.

Es gibt keine Kolonie, in deren Verwaltung die leitenden Gedanken so schroff und schnell miteinander abgewechselt haben, wie in Algerien. Alle Prinzipien und Methoden sind hier einmal ausprobiert worden: man hat aus dem Mutterland und aus dem Ausland Kolonisten herangeholt, man hat Soldaten, Handwerker, Arbeiter, Bauern, politische Verbrecher und gescheiterte Existenzen aller Art angesiedelt. Privatpersonen und religiöse Gesellschaften haben sich bemüht, man hat einmal Bauernland bevorzugt und dann wieder Latifundien begünstigt, man hat Land verschleudert und dann wieder teuer verkauft — es herrschte ein beispielloser Wirrwarr. Im Großen angesehen, können drei Perioden der französischen Kolonisation in Algerien unterschieden werden. Die erste reicht bis 1851 und umgreift die unentgeltliche Kolonisation; in der zweiten, die bis 1871 reicht, wird das Staatsland überwiegend durch Kauf abgegeben; seit 1871 wird ein gemischtes System angewandt.

Ganz im Anfang suchten die Franzosen die Einwanderung mehr zu verhindern als zu befördern. Es mußte ja erst einigermaßen die äußere Sicherheit hergestellt werden, ehe man die einheimische Bevölkerung in ihrem Besitz bedrohte. Algerien war damals also eine rechte Militärkolonie: im Mittelpunkt stand die Armee, die beständig in Atem gehalten war, und an sie schlossen sich kaufmännische Hilfsmannschaften an. Als dann die

Einwanderung in größerem Umfang möglich war, zeigte sich die innere Schwäche des ganzen Unternehmens. Frankreich litt ja schon in den fünfziger Jahren nicht an Bevölkerungsüberschuß, und es war deshalb die beständige Sorge der Regierung, daß das französische Element in der Kolonie durch Fremde überholt werden könnte. Nur gerade die Hälfte aller Einwanderer sind Franzosen; die anderen sind Spanier, Italiener, Malteser, Schweizer, Deutsche. Deutsche haben die ersten vom Staat gegründeten Dörfer in Algerien besiedelt, Delhi Ibrahim und Kuba; auch in Stidia gibt es ein Preußendorf. Die Franzosen arbeiten selbst landwirtschaftlich fast gar nicht, sie verpachten lieber an Spanier und Italiener und ziehen es vor, eine vielleicht kleinere Rente zu verzehren. Diese Inaktivität und Bequemlichkeit der Nation bedeutet natürlich auch eine Schwäche der französischen kolonialen Unternehmungen. Großes Gewicht legen die französischen Gelehrten darauf, daß die Geburtenziffer der algerischen Franzosen wesentlich höher als in Frankreich selbst ist; es kann wohl mit Recht daraus geschlossen werden, daß die Bevölkerungsstagnation im Mutterland mehr ein Resultat intellektueller Erwägungen als physiologischer Bedingungen ist.

Das Klima ist am besten von den Südromanen vertragen worden und dann von den Juden, die seit alter Zeit hier zahlreich und einflußreich sind. Sie haben sich am schnellsten französiert, haben die Franzosen von vornherein gegen die Araber unterstützt und vermehren sich sehr stark. Auch die Südromanen, die Italiener und Spanier, die ja meistens der Arbeiterschicht angehören, nehmen schnell Sprache und Art ihrer französischen Lehrer und Kapitalisten an. So ist nach und nach ein seltsames Kolonialfranzosentum entstanden, das in der Hauptstadt Algier, in der Ville des plaisirs, ein möglichst pariserisches Leben führt, aber

im Grunde jüdisch-südromanisch ist und von den »alten Algeriern«, die seit Generationen ansässig sind und aus Süd- und Mittelfrankreich stammen, belächelt wird.

1840, also zehn Jahre nach der Eroberung, war von einer Kolonisation noch nicht die Rede. Nur Bodenwucher und Gasthäuser florierten. Marschall Bugeaud plante eine großzügige militärische Kolonisation; er wollte möglichst viel Soldaten und Unterofffziere ansiedeln, um durch dieses kriegerische Bauernvolk eine Okkupationsarmee zu sparen. Bürokratische Bedenklichkeiten ließen diesen Plan scheitern. Ueberhaupt war der Beamtenapparat von Anfang an groß und kompliziert. Sehr bekannt geworden ist die hübsche Geschichte von der Mühle, die drei Jahre, nachdem man sich darum beworben hatte, konzediert wurde! Geschickt und klug war aber die Behandlung der Eingeborenen. Die Franzosen schonten und achteten Religion und Sitte; sie gründeten die sogenannten arabischen Büros, wo die Eingeborenen belehrt und beraten wurden, und hier bewährte sich die feine Psychologie und die gewandte Menschenbehandlung der französischen Nation.

Wie verschaffte sich die französische Regierung nun das notwendige Land? Solange die Kriege dauerten, konnte man den Eingeborenen ihr Land wegnehmen; aber nachher? Die Araber einfach auszukaufen, ging nicht an, denn der Grund und Boden gehörte nicht den Einzelnen, sondern den Stämmen. Im Anfang verteilte der Staat das wenige verfügbare Land durch Gratiskonzessionen. Zweifellos war dieses System an sich vorteilhaft: man konnte Ausländer fernhalten, das Land besser wirtschaftlich erschließen, je nach Umständen Dörfer oder Einzelhöfe schaffen. Aber die Eigenschaften der französischen Bürokratie machten alle Vorzüge des Systems zu nichte. Die Konzessionen waren ganz willkürlich, man mußte Schritte tun, man

brauchte Protektion, die Formalitäten waren endlos. Die Kolonisten, die endlich einmal Freiheit haben wollten, fanden in dem neuen Land neue Vorschriften, neue Bevorzugungen, neue Pedanterien.

Unter dem zweiten Kaiserreich ging die französische Regierung zu dem Kaufsystem über und verschaffte sich das notwendige Land durch das sogenannte Cantonnement: man faßte den arabischen Gemeinbesitz als gemeinsames Nutzungsland auf, erteilte den Einzelnen Eigentumsrechte an einem Stück des Landes und nahm den Rest für europäische Ansiedler. Leider ist man in der Auswahl der Kolonisten gar nicht vorsichtig gewesen. Die französische Regierung meinte Algerien zum Abschieben von politisch Unruhigen und sozial Ueberflüssigen benützen zu können, aber es war kein Wunder, daß die Pariser Arbeitslosen sich wenig als Ackerbauer bewährten. Auch die Erfahrungen mit einer staatlich zugelassenen Kolonialgesellschaft, der Compagnie Génévoise, war nicht günstig. Am meisten Erfolg hatte schließlich immer doch der Staat, wenn man auch sein System zu kostspielig und zu verwickelt fand. Napoleon III. hat die älteren Bestimmungen wesentlich vereinfacht. Er ist überhaupt mit neuen Ideen aufgetreten. Ein berühmt gewordener Ausspruch von ihm lautete: »Ich bin ein Kaiser der Araber, so gut wie der Franzosen.« Er wünschte die eigenen Interessen der Kolonie zu berücksichtigen. Und so schuf er 1858 ein eigenes Ministerium für Algerien und die Kolonien, das dem Prinzen Napoleon übertragen wurde. Die Reform bewährte sich aber gar nicht, schon nach zwei Jahren wurde das Generalgouvernement wieder hergestellt. Immerhin nahm jetzt die Zahl der Europäer wesentlich zu. Es wurde auch versucht, tropische Kulturen zu befördern, aber es zeigte sich, daß Ackerbau und Viehzucht das passendste waren. Mit dem Eisenbahnbau wurde ebenfalls begonnen.

Nach dem Kriege von 1870—71 veränderte sich die Lage. Die Kabylen hatten einen großen Aufstand versucht, der blutig niedergeschlagen wurde. Die Regierung bekam nur große Strecken Landes in die Hände. Das Interesse für Algerien wurde nach dem Verlust von Elsaß-Lothringen größer. Man verglich Frankreich mit der Mutter, die ein Kind verloren hat und das andere doppelt liebt. Die Einwanderung wurde dann durch die Elsaß-Lothringer selbst verstärkt. Mit einem großen Aufwand von Geld und patriotischen Gefühlen wurde ein Teil der Elsaß-Lothringer, die für Frankreich optierten, auf hunderttausend Hektar angesiedelt. Man hat aber schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht. Sie akklimatisierten sich sehr schwer, die Mehrzahl war völlig mittellos, es waren auch nicht immer die besten Elemente. Nur ganz wenige haben Boden gefaßt, die meisten mußten Algerien wieder verlassen.

Werfen wir nun einen Blick auf die verfassungsgeschichtliche Entwickelung Algeriens, die von besonderem Interesse ist. Zwei Prinzipien bekämpfen einander: der Gedanke der Assimilation und der Gedanke der Autonomie. Kann man das Kolonialland zu einem Stück Frankreich machen? Oder muß man die Kolonie sich nach ihren eigenen Bedürfnissen und Lebensbedingungen entwickeln lassen?

Bis zur Revolution von 1848 wird Algerien als Generalgouvernement mit militärischer, nur am Ende der Periode etwas gemilderter Gewalt regiert. Die revolutionären Ideale verlangen dann die Angleichung: Algerien bekommt Vertretung im französischen Parlament. Das zweite Kaiserreich bringt den Rückschlag: es regiert militärisch, es versucht die direkte Verwaltung von Paris aus, wie wir sahen, durch ein besonderes Ministerium, es endet schließlich mit der Statthalterschaft General Pelissiers, der unmittelbar unter dem Kaiser steht.

Die dritte Republik beginnt wieder mit der Assimilation, nachdem die Moslem so ritterlich gewesen waren, mit dem Aufstand bis nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges zu warten und so die Kolonie Frankreich zu erhalten. Die völlige Angliederung wurde durch das Dekret von 1881 in die Wege geleitet. Die einzelnen Verwaltungszweige unterstanden den französischen Ministerien, die Kolonie war in der Kammer vertreten, wo ihre Lebensfragen parlamentarisch entschieden wurden. Dies System hat einen völligen Mißerfolg erlebt. Eine Kolonistenoligarchie begann übermächtig zu werden, die Unzufriedenheit der Eingeborenen gegenüber den Pariser Entscheidungen wurde groß. Es setzte eine Rückströmung ein. Ein eigenes algerisches Budget wurde geschaffen, die Verwaltung wurde neu organisiert und selbständig gemacht, die alte Stellung des Generalgouverneurs schließlich wieder eingerichtet (1896). Zwei Jahre später rief man eine algerische Volksvertretung ins Leben, die ein autonomistisches Programm verfolgte. 1900 endlich wurde Algerien zum Kommunalverband erhoben — es bekam die Selbstverwaltung mit Vollbudget unter Kontrolle des Parlamentes. Zuletzt wurde auch den eigentümlichen Verhältnissen der Südterritorien dadurch Rechnung getragen, daß man sie loslöste und nach eigener Methode, mehr militärisch, verwaltete. Die Verselbständigung der Kolonie hat sich also durchgesetzt.

Das Verhältnis der Franzosen zu den Eingeborenen ist im Laufe der Jahrzehnte ein äußerlich friedliches geworden. Am besten vertragen sich die Einwanderer mit den Mauren, die aus allen Rassen, die Nordafrika berührt haben, gemischt sind und ein bewegliches Händlerdasein in den Städten führen. Auch mit den Berbern, die ja Monogamie, Privat- und Einzelbesitz kennen und eine seßhafte Lebensweise haben, ist die Verständi-

gung einigermaßen leicht gewesen. Am schwierigsten waren immer die Araber, deren Wesen man im Anfang so falsch idealisierte und die innerlich stets die gleichen geblieben sind, sympathisch in ihrer Zähigkeit, ihrer herben, ungeschäftlichen Einfachheit, aber für ein modernes Staatsleben kaum jemals zu gewinnen. Es ist doch bezeichnend, daß diese Eingeborenen von der Möglichkeit, sich naturalisieren zu lassen, fast gar keinen Gebrauch gemacht haben. Sie haben keinen Wert auf die ihnen dadurch in Aussicht gestellten politischen Rechte gelegt.

Die Kolonisation von Algerien ist, im Ganzen angesehen, gewiß ein glänzendes Kulturwerk; vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus ist es auch heute noch unrentabel, denn die Kolonie hat drei Milliarden gekostet, und außer den 20 Millionen Franken Zinsgarantie muß Frankreich noch jährlich an die 55 Millionen für das Militär aufwenden. Das ist die Lage nach achtzigjährigem Besitz! Aber es wäre klein, die Bilanz rein ökonomisch zu ziehen. Frankreich hat durch Algerien unschätzbar viel an staatlichem Selbstbewußtsein, an Entwickelungsmöglichkeiten für seine Volksgenossen, an nationalem Ruhm gewonnen. Und weltpolitisch ist Algerien der notwendige Ausgangspunkt für weitere großartige Entwickelungen geworden.

*

Frühzeitig ist die Wichtigkeit von Tunis für Algerien erkannt worden. Seit den fünfziger Jahren bearbeiteten französische Agenten und französisches Geld den Bey. Napoleon III. hat ihn eigentlich schon als Schuldner für Frankreich festgelegt; als 1868 die Zinsen nicht gezahlt werden konnten, bat er Frankreich, die Ordnung seiner Finanzen in die Hand zu nehmen. England und Italien aber, die Mitgläubiger und Mitinteressenten, erhoben

Einspruch. Napoleon, der keine Verwickelungen gebrauchen konnte, zog sich zurück, und es wurde 1869 eine internationale Kommission eingerichtet. Die Mißwirtschaft in Tunis ging weiter. Italien machte jetzt starke Fortschritte. Es beabsichtigte, auf Grund von Schadenersatzforderungen Tunesien zu okkupieren. Die Türkei, von englischen Agenten bearbeitet, erhob Einspruch. Der Krieg von 1878 und der Berliner Kongreß änderte die Lage. Die Türkei konnte sich nicht mehr um Tunis kümmern, England nahm Cypern, befaßte sich mit Aegypten und überließ Tunis den Franzosen; der sehr tätige englische Generalkonsul wurde von dort abberufen. Auch Fürst Bismarck wies Frankreich auf Afrika. Es begann ein Wettlauf zwischen Frankreich und Italien. Italien erwarb 1880 die Eisenbahn von Tunis nach seinem Hafenplatz Golette. Da machte Frankreich ein Ende: dank der Initiative von Jules Ferry griff es 1881 militärisch ein und zwang den Bey, das französische Protektorat anzuerkennen.

Die Franzosen haben in Tunesien mit Glück, Geschick und Mäßigung die Vormundschaft ausgeübt. Es blieb Ausland, und so brauchte seine starke Schuldenlast nicht Frankreichs Budget zu beschweren. Finanzverwaltung, Rechtspflege, öffentliche Arbeiten wurden geordnet, von einer gewaltsamen Kolonisation und Europäisierung abgesehen. Man stützte sich auf die Eingeborenen und behielt die Beamten nach Möglichkeit bei. Die ganze sichtbare Verwaltung wird durch Tunesier besorgt; dahinter steht aber der französische Gesandte am Hofe des Bey, der zugleich dessen Premierminister und verantwortlicher Leiter der inneren und äußeren Politik des tunesischen Staates ist. Die Gratiskonzessionen und Zwangsverkäufe, die in Algerien die Entwickelung so erschwert hatten, wurden vermieden. Man machte die Grundbesitzverhältnisse durch Einführung eines freiwil-

ligen Grundbuches allmählich übersichtlich und erleichterte so den Privaterwerb. Noch viel weniger als Algerien ist Tunesien wirklich französisch. Im geschäftlichen, sozialen und politischen Leben ist die französische Sprache und Art mehr oder weniger angenommen worden, um die Verhältnisse modern und europäisch zu machen. Es gibt dreimal so viel Italiener als Franzosen in Tunis, und ansehnlich ist auch die Einwanderung aus Malta.

*

Je sicherer der Besitz in Algerien wurde, desto mehr Interesse gewann Frankreich an seinen alten Besitzungen an der westafrikanischen Küste. Die Stellung der Franzosen war hier keine glänzende. Es gab am Senegal einzelne Forts und Faktoreien, von denen aus immer wieder Züge in das Innere unternommen wurden. Die ungesunden Lebensverhältnisse waren wenig ermutigend. Hier hat General Faidherbe Großes geleistet. In den sechziger Jahren ist er in dem Gebiet zwischen Senegal und Niger immer weiter vorgedrungen und hat die zukünftige Okkupation vorbereitet. Er wußte sehr geschickt mit den eingeborenen Häuptlingen Verbindungen anzuknüpfen, sorgte für Gesundheitspflege und förderte die Zivilisation in jeder Weise. Er schuf die Truppe der Senegalschützen, die sich in späteren Kolonialkriegen vorzüglich bewährte. So wurde die Kraft der Eingeborenen gegen die Eingeborenen selbst verwandt, eines der wichtigsten Machtmittel der Tropenkolonisation.

Als sich in den achtziger Jahren die große Aufteilung Afrikas vollzog, legte Frankreich im Wettkampf mit England und dem Deutschen Reich ausgedehnte Gebiete am Niger, Senegal und Kongo für sich fest. Das Hinterland des englischen Gambia, der Sierra Leone, der Negerrepublik Liberia, der Goldküste, des deutschen Togo: alles das wurde französisch, forderte aber noch jahr-

zehntelang sehr große Opfer. Eisenbahnbauten, Hafenbauten, Telegraphenkabel und dann natürlich die militärischen Expeditionen verschlangen gewaltige Summen. Dazu kam noch die Elfenbeinküste, eines der wertvollsten Stücke des afrikanischen Besitzes, die Kautschuk, Mahagoni, Palmöl liefert und ihre Bedürfnisse aus ihren eigenen Einkünften decken kann, ja sogar noch Ueberschüsse hat; endlich Dahomey, das auch Ueberschüsse erzielt und mit seinen Territorien bis über den Tschadsee sich erstreckt und so an Französisch-Kongo stößt.

Dieser letztere Besitz ist hervorgegangen aus den älteren, ganz unbedeutenden Niederlassungen in Gabun. In den siebziger Jahren unternahmen Naturforscher von hier aus Reisen ins Innere, die zum Abschluß von Verträgen mit einer Anzahl von Häuptlingen führten. Ein französischer Marineoffizier Brazza wurde durch die Reisen angeregt und machte die Erforschung und Erweiterung des Gebietes zu seiner Lebensaufgabe. Es schien im Anfang so, als ob die von ihm gegründeten Stationen der internationalen afrikanischen Gesellschaft König Leopolds dienen sollten. Sie wurden aber der Anfang einer neuen französischen Kolonie und sicherten Frankreich den Zugang zum Kongo. Brazza wurde an die Spitze eines großen Verwaltungsapparates gesetzt, erhielt weite Vollmachten und reiche Mittel. Seinen Erfolgen ist es zu danken, daß die Kongogesellschaft den Franzosen ein Vorkaufsrecht am Kongostaat zugestanden hat. Auf der Berliner Konferenz wurden dann die Grenzen der sehr stattlichen französischen Kongo-Kolonie, jetzt Französisch-Aequatorialafrika genannt, festgelegt. Kautschuk, Elfenbein und Ebenholz wurden die Hauptausfuhrartikel. Um die Ausbeutung zu beschleunigen, verteilte man einen großen Abschnitt des Waldgebietes an Gesellschaften, deren Zahl bis auf

42 stieg; sie verpflichteten sich gegen weitgehende Besitz- und Nutzungsrechte in bestimmten Fristen die Gebiete zu erschließen.

An der afrikanischen Ostküste besitzt Frankreich die Kolonie Oboc. Napoleon III. wünschte hier im Interesse des Suezkanales eine französische Niederlassung; 1862 trat ein Häuptling gegen 50 000 Franken das Gebiet ab. Mit Rücksicht auf England ist es dann nicht besetzt worden, und erst 1883 nahm die Republik ihre Ansprüche wieder auf. Politisch ist Oboc gelegentlich der italienischen Kolonisationsversuche in Abessinien von Bedeutung geworden. Es hat damals für Abessinien die Rolle eines Stützpunktes und Vermittlungsplatzes von Waren und Waffen gespielt.

Frankreich stand am Ende des 19. Jahrhunderts so mächtig in Nordafrika da, daß es wohl den Gedanken fassen durfte, ein zusammenhängendes nordafrikanisches Kolonialreich zu gründen. Die Verfolgung dieser West-Ostlinie, vom Senegal nach Oboc, brachte Frankreich in Konflikt mit der englischen Politik, die eine Nord-Südlinie, von Aegypten nach dem Kapland, erstrebte. Es entspann sich ein wahrer Wettlauf zwischen den beiden Nationen um den innerafrikanischen Besitz. Frankreich schickte eine Expedition von Oboc nach den Nilquellen; sie sollte sich mit einer zweiten treffen, die vom Kongogebiet ausging und unter dem Befehl der französischen Offiziere Marchand und Liotard stand. England beeilte sich eine Konkurrenzexpedition von Britisch-Ostafrika aus nilabwärts abgehen zu lassen. Aber die Franzosen kamen den Engländern zuvor: Marchand erreichte im Herbst 1898 Faschoda am weißen Nil. Es war eine Krisis; der Kriegsausbruch schien bevorzustehen. England verlangte die Demütigung des Zurückweichens von Frankreich, und Frankreich demütigte sich. Marchand wurde abberufen, und es kam eine Verständigung zwi-

schen beiden Mächten zu Stande, die ihre Einflußsphäre in Nordafrika abgrenzte. Frankreich überließ England vollständig das Nilgebiet und bekam dafür das ganze Hinterland von Tunis und Tripolis.

Es ist dies einer der großen Wendepunkte nicht bloß der Kolonialgeschichte, sondern überhaupt der neuesten politischen Geschichte. Frankreich und England machten nach diesem letzten, späten Zusammenstoß reinen Tisch. Frankreich verzichtete endgiltig auf jeden Anspruch, in der Welt selbständig vorzugehen. Es erkannte die Welthegemonie von England als das Prinzip seiner eigenen Existenz an und schöpfte daraus die Hoffnung, vielleicht auf dem europäischen Kontinent wieder die erste Position erringen zu können: seit Jahrhunderten hatte Frankreich, wie wir sahen, zwischen einem ozeanischen und einem kontinentalen Programm geschwankt. Jetzt hatte es sein historisches Schicksal entschieden.

*

Eine besondere Stellung in der französischen Kolonisation nehmen die Inseln im Indischen Ozean, die Inseln um Madagaskar ein. Madagaskar ist ja die Brücke zwischen Afrika und Indien, geographisch und ethnographisch so gut wie politisch. Napoleon I. hat es den Schlüssel Indiens genannt. Und hier in nächster Nähe haben nun die Franzosen aus ihrem alten Besitz Réunion (île Bourbon) behalten, während die Nachbarinsel île de France, das früher holländische Mauritius, in englischen Besitz überging. Die beiden Inseln hatten sich in der Revolutionszeit entschieden gegen die Sklavenemanzipation ausgesprochen, und hatten sich wie Freistaaten selbst regiert. General Decaen hat sie 1803 für das napoleonische Frankreich zurückgewonnen. Réunion ist vollkommen europäisiert, es besitzt seinen Generalrat

und eine ständige Kolonialkommission, durch die es sich politisch selbst verwaltet. Wirtschaftlich gleicht die Insel den Antillen: zahlreiche französische Familien haben hier eine dauernde Heimat gefunden und führen beim Anbau von Rohrzucker, Vanille, Kaffee und Tabak ein behagliches Pflanzerdasein. Die Insel würde sich noch glänzender entwickeln, wenn England nicht die massenhafte Ausfuhr von Kulis, die die notwendigen Arbeitskräfte sind, unliebenswürdig erschwerte. Auch die drei kleinen Inseln ganz nahe an der Küste von Madagaskar, von denen Nossi Bé die wichtigste ist, sind alter französischer Besitz.

Und so begreift es sich, daß den alten Versuchen, das große reiche Eiland zu gewinnen, neue gefolgt sind. England hat mit der ihm eigenen Unbefangenheit Madagaskar von Mauritius aus für sich beansprucht, als eine Art Dependence, und hat wiederholt Uebergriffe versucht. Besonders betriebsam waren seine Missionare. Das »Königtum« der Hovas ist recht eigentlich von England erfunden und ins Leben gerufen, um Frankreich Schwierigkeiten zu machen. Französische Abenteurer intriguierten dann ihrerseits bei einheimischen Herrschern für ihr Mutterland, und unter Napoleon III. wurde eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung von Madagaskar gegründet. Er wollte aber nur im Einverständnis mit England dort vorgehen.

Einsichtige französische Kolonialpolitiker haben die Regierung vor der Kolonisation Madagaskars wegen der schwierigen natürlichen und ethnischen Verhältnisse gewarnt. Trotzdem haben sich die Franzosen das Unternehmen nicht versagen können. Man fand einen Anlaß in den Uebergriffen der Hovas gegen die französischen Missionen und das Eigentum französischer Untertanen. Die Hovas wollten Fremde auf der Insel kein Land anwerben lassen, französische Untertanen wurden getötet,

die Franzosen drohten mit Gewalt und gebrauchten sie. Die Hovas verhandelten in Paris und baten um Hilfe in London, Berlin und Washington. 1885 mußten sie nachgeben und erkannten das französische Protektorat an. England verweigerte diesem Vertrag zunächst seine Zustimmung und verstand sich erst 1890 dazu, als Frankreich auf ein älteres Uebereinkommen, die Neutralität Sansibars betreffend, verzichtete und das Sultanat den Engländern preisgab. Frankreich konnte sich nun in Madagaskar ungestört ausbreiten. 1895 kam es zum Krieg; die Königin der Hovas mußte sich zuerst mit einer nominellen Stellung begnügen und dann ihr Reich als französische Kolonie anerkennen.

1897 hatte die Kolonie bereits 127 Millionen Franken gekostet. Sie verlangt jährlich bedeutende Zuschüsse, über 22 Millionen allein für Militär. Die Haupteinnahmequelle ist die Kopfsteuer, dann das Reisgeld und die Zölle. Die Franzosen standen hier von Anfang an Verhältnissen gegenüber, die noch schwieriger sind als die in Algerien. Denn Madagaskar konnte ja lange nicht in dem Grade europäische Besiedelung zulassen, wie es Algerien tut. Furchtbare Opfer an Menschenleben haben Kriege und Krankheiten in Madagaskar gekostet. 1902 wurde die erste Eisenbahn eröffnet, von der Hauptstadt Tananarivo ans Meer. Hervorragende Verdienste um die Kolonie erwarb sich General Gallieni. Er hat die französische Herrschaft mit allen Machtmitteln befestigt und auch originelle Versuche gemacht, die Soldaten der Besatzungsarmee als Kolonisten zu verwenden. Kaiser Wilhelm II. hat sich seinerzeit für diese Versuche interessiert.

*

In Vorderindien besitzt Frankreich als ärmliche Trümmer alter kolonialer Hoffnungen nur noch fünf

Niederlassungen, von denen Pondichéry die bedeutendste ist. Außer den Häfen selbst umfassen diese Niederlassungen nur die allernächsten Umgebungen. Die Bevölkerung hat sich andauernd vermindert. Wirtschaftlich haben aber die Häfen immer Ueberschüsse gebracht und sind als Kohlenstationen und Proviantplätze wertvoll.

Als Ersatz für das, was die Franzosen in Vorderindien nicht behaupten konnten, gewannen sie in Hinterindien die Kolonie Indochina. Napoleon III. führte 1858 zusammen mit Spanien einen Krieg gegen den Kaiser von Annam; den Anlaß hatte die Gefährdung katholischer Missionen gegeben, der Friedensschluß verschaffte Frankreich mehrere Provinzen. Es handelte sich um ein Land von großer Fruchtbarkeit, das ganz von Flüssen und Kanälen durchzogen ist und so die größten Schiffe tief eindringen läßt, ein Land also, das ungewöhnlich leicht für den Welthandel zu erschließen war — ganz im Gegensatz zu den afrikanischen Kolonien, wo ja immer die plumpe, ungegliederte, versumpfte Küstenbildung zu überwinden ist. Saigon, die Binnenstadt, kann den Wettbewerb mit Singapore aufnehmen, besonders, wenn der Isthmus von Tenasserim durchstochen werden könnte und so die Halbinsel von Malakka zur Insel würde. Die Franzosen haben in ihrer geschickten Art für Saigon viel getan und ihm durch Kirchen, Straßenzüge und Tramways einen europäisch eleganten Anstrich gegeben. 1871 benutzte Cambodja die französische Niederlage, um die Herrschaft abzuschütteln; es mißlang. China mischte sich dann ein, aber mußte 1884/85 Frankreich alle Forderungen zugestehen. So ist Annam gesichert und Tongking hinzugewonnen worden. Reisende und Abenteurer bahnten den Weg, das Militär folgte. Wie in den anderen französischen Kolonien fehlt auch hier das eigentlich Lebendige, der Zustrom von Kolonisten aus dem Mutterland. Die Bevölkerung zeigte sich von

Anfang an sehr zäh und konservativ, recht intelligent und selbstbewußt; an ihre Mandarinen und Fürsten gewöhnt, war sie nur ganz schwer unter die französische Fahne zu zwingen. Das Schlimmste ist, daß die Länder für Europäer sehr ungesund sind. Zwar haben die offiziellen Sterblichkeitsziffern abgenommen, aber das beruht auf einer Verschleierungskomödie. Man schafft die totkranken Soldaten schleunigst aufs Schiff und läßt sie auf hoher See oder im Mutterland sterben.

Die Franzosen haben ihren Einfluß auch auf den Nachbarstaat Siam ausgedehnt. In ähnlicher Weise wie England in Aegypten, hat sich Frankreich durch Landkonzessionen und wirtschaftliche Verpflichtungen in dem Königreich eingenistet. Seit dem Siege der Japaner über Rußland ist aber, wie überhaupt das Selbstbewußtsein der Asiaten, auch das der Indomalaien stark gewachsen. Frankreich ist hier als Nachbar Chinas und Indiens in einer besonders gefährdeten Lage.

An den französischen Besitz auf dem asiatischen Festland schließt sich endlich noch der Inselbesitz im pazifischen Meer an, der als Französisch-Ozeanien eine Einheit bildet. Am bedeutendsten ist hier Neukaledonien geworden. Es hat als Deportationsgebiet einen großen Aufschwung genommen. Zuerst kamen nur gewöhnliche Verbrecher hin, seit den Revolutionen von 1848 und 1871 auch politisch Verurteilte. Gerade diese politischen Elemente haben sich aber als wenig geeignet in einer dauernden Besiedelung erwiesen. Es sind naturgemäß unruhige Köpfe gewesen: Angehörige liberaler Berufe, auch viele Angehörige der Luxusindustrien von Paris, Ziseleure, Graveure, Kunstschreiner. Nach der Amnestie von 1880 sind die meisten wieder zurückgekehrt. Für das entlegene Eiland war die Besiedelung trotzdem sehr vorteilhaft, da es so aus der Primitivität schnell herauskam. Wie bei allen französischen Kolonien stag-

niert die weiße Bevölkerung in Neukaledonien, und hier besonders seit 1897, seitdem die Deportation aufgehört hat.

*

Was bedeutet nun die französische Kolonisation im Ganzen? Gerade von deutscher Seite ist sie immer wieder gerühmt und als mustergültig hingestellt worden. Ich möchte dieses Urteil etwas einschränken. Vorbildlich und imponierend ist die Art, wie koloniale Unternehmungen als solche vorbereitet und ausgeführt worden sind. Die dritte Republik hat mit einer Art von eifersüchtigem Stolz imperialistische Taten fortgesetzt und gewagt, sie hat das Geld nicht geschont, und die französischen Offiziere, die französischen Kaufleute und Gelehrten haben sehr intelligente und glänzende Arbeit getan. Aber in dem eigentlich Entscheidenden für die kolonisatorische Gewinnung eines fremden Landes, in der nachhaltigen Arbeit im Einzelnen und Kleinen haben die Franzosen häufig genug versagt. Die Züge, die wir in der ersten Kolonialepoche wahrgenommen haben, kehren mit gewissen Modifikationen wieder. Aergerliche Eigenheiten der französischen Methoden und Menschen verderben viel; es fehlt auch jetzt nicht an Beispielen von Leichtsinn und Abenteuerlichkeit. Aber vor allem: die Kraft reicht nicht aus. Die Franzosen sind mehr Unternehmer und Eroberer als Kolonisatoren. So wie ihre weltpolitische Position seit Faschoda nicht mehr selbständig ist, so ist auch ihre innere politische Arbeit in den Kolonien nicht mehr selbständig. Wir haben es wiederholt feststellen können, wie die Franzosen es ausgezeichnet verstehen, einer Kolonie den spezifisch französischen Anstrich zu geben. Und nichts beweist diese Geschicklichkeit mehr, als die Tatsache, daß die Kolonien, die Frankreich verloren hat, Kanada, Louisiana, Mauritius und Haïti, so viel

Französisches behalten haben. Aber was sich unter diesem Anstrich befindet, das ist, wenigstens bei den neuerworbenen Kolonien, nicht französisch und kann nicht französisch werden, da eben die lebendige Volkskraft fehlt, die breit und mächtig in der kolonialen Gesellschaft von unten anfängt, um so das Ganze zu durchdringen.

270 Millionen kosten Frankreich jährlich seine Kolonien. 12 % des Gesamthandels Frankreichs werden durch die Kolonien geleistet. Es ist klar, was sie ökonomisch für das Mutterland bedeuten. Politisch sichern die Kolonien dem Mutterland eine Weltstellung, die es in vitalen Zusammenhang mit allen großen Machtfragen des Erdkreises setzt. Wenn man an die schwachen Punkte des Kolonialreiches denkt, an Indochina und Madagaskar, so muß man diese Weltstellung mehr äußerlich blendend, als innerlich gefestigt nennen. Und diese Eigenschaften haben sich noch verstärkt durch das Verhältnis Frankreichs zu Marokko.

Seitdem sich Frankreich dem englischen Willen in Afrika untergeordnet hat, seitdem der Gedanke der afrikanischen West-Ostlinie gescheitert ist, hat es sich mit besonderem Eifer auf die ihm zugefallene Westhälfte von Afrika geworfen. Der alte Plan, Algerien und Senegambien zu verbinden, gewann jetzt immer festere Gestalt. Die Sahara wurde mit Zähigkeit und Tatkraft erschlossen. Fruchtbare und staatliche Oasengebiete machen sie ja wertvoll. Eine große Bahnverbindung über Timbuktu wurde geplant; auch das Projekt, ein innerafrikanisches Binnenmeer zu schaffen, verdient wegen seiner Großartigkeit Erwähnung, obgleich es sich bei näherer Prüfung als nicht praktisch erwiesen hat. So dehnte sich also Frankreich über Westafrika forschend, kolonisierend und erobernd aus; Marokko war der letzte selbständige Staat, der übrig blieb.

Politisch konnte also der Gedanke sehr nahe liegen, auch dieses Land dem französischen Kolonialreich als Schlußstein einzufügen. Die Lage zwischen den beiden Meeren, dem Mittelmeer und der Atlantis, machte es noch wertvoller als Algerien und Tunis. Aber die Energie und die kriegerische Kraft der Bevölkerung, der Mangel an einer einheitlichen Autorität — der Scherif ist mehr ein religiöses als ein politisches Oberhaupt — mußte auch eine Eroberung schwieriger erscheinen lassen. Dazu kam noch, daß Spanien durch direkte Nachbarschaft und die große Zahl seiner in Marokko lebenden Volksgenossen zweifellos hier ein näheres Recht und ein größeres Interesse als Frankreich besaß.

Der beste Kenner der französischen Kolonien, eine der ersten kolonialpolitischen Autoritäten überhaupt, der bekannte Nationalökonom Paul Leroy-Beaulieu hat seit Jahrzehnten seine Landsleute über Marokko belehrt. Er riet ihnen ausdrücklich ab, eine Eroberung Marokkos zu planen. Er sagte, die Eroberung und Besetzung Marokkos würde die Kräfte Frankreichs überschreiten und den Besitz von Algerien und Tunesien mehr gefährden, als befestigen. Er stellte fest, daß neun Zehntel der Europäer in Marokko Spanier wären, daß das umlaufende Geld spanisch sei, und riet, im äußersten Notfall etwa Marokko mit Spanien so zu teilen, daß die größere nördliche, dem Mittelmeer zugewandte Hälfte an Spanien käme, und der Rest mit der atlantischen Küste französisch würde.

Die auswärtige Politik Frankreichs, wie sie in erster Linie Delcassé vertrat, hat sich an diese sachverständigen Ratschläge nicht gekehrt, sondern hat es vorgezogen, größere Pläne zu verfolgen, die mehr von phantastischem Ehrgeiz als nüchterner Politik zeugten. 1904 schloß Frankreich mit England ein offenes und ein geheimes Abkommen über Marokko, dem ein ebensol-

ches Doppelabkommen mit Spanien folgte. Seit der internationalen Marokkokonferenz von 1880 und der damals geschlossenen Konvention von Madrid sollten alle Mächte in Marokko gleich berechtigt sein. Das französisch-englische Geheimabkommen erkannte nun Frankreich in Marokko dasselbe Recht zu, wie es England in Aegypten besaß; Spanien sollte durch ein kleines Stück Hinterland von Ceuta entschädigt werden. Diese Verständigung, die dem Sinne wie dem Wortlaut der öffentlichen Abkommen direkt widersprach, bedeutete also eine skrupellose Verletzung der Rechte der anderen Mächte, von denen Deutschland infolge seiner wirtschaftlichen Interessen in Marokko in erster Linie stand.

Mit zäher Folgerichtigkeit und einem ungewöhnlichen Grad von Heimtücke arbeitete Frankreich nun auf die Gewinnung von Marokko hin. Durch die Konferenz von Algeciras wurde noch einmal die Internationalisierung Marokkos als völkerrechtliches Postulat festgesetzt und ihre Verwirklichung in die Wege geleitet. Frankreich setzte jedoch auf dem sicheren Boden seines geheimen Einverständnisses mit England die Bemühungen um Marokko ruhig fort, erkannte 1909 in einem Sonderabkommen die Integrität und Souveränität Marokkos und damit Deutschlands Recht, wirtschaftliche Interessen zu verfolgen, nochmals an, arrangierte aber dann 1911 eine Bitte um Hilfe seitens des Sultans Mulay Hafid und eroberte Fez. Es folgte die große Krisis und die Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland, die Frankreich das Protektorat in Marokko zuerkannte und uns am Kongo entschädigte.

Was die marokkanische Angelegenheit weltgeschichtlich bedeutet, habe ich hier nicht auszuführen. Vom kolonialgeschichtlichen Standpunkt aus ist sie eine sinnlose Verwegenheit der französischen Republik. In Algerien und Tunis kommen schon sieben Moslem auf einen

Europäer und vierzehn Moslem auf einen Franzosen. Es wäre Wahnsinn, vom französischen Standpunkt aus, die Zahl der Moslem noch zu verdoppeln. Die klugen und unterrichteten französischen Kolonialpolitiker haben ihrem Vaterlande geraten, die französische Kolonisation nicht mehr räumlich auszudehnen, sondern den allzu angeschwollenen Bestand wenn möglich zu befestigen. Eine von Größenwahn und Revanchedurst eingegebene auswärtige Politik hat diesen Rat in den Wind geschlagen.

Sechstes Kapitel.

Die englische Kolonisation.

Das mittelalterliche England stand abseits vom großen Geschehen des abendländischen Kulturkreises. Sein Ehrgeiz war, auf dem europäischen Kontinent eine Stellung zu erringen: es versuchte die reichen Provinzen von Nordfrankreich zu erobern. Man kann Englands Lage und Bestrebungen mit dem vergleichen, was in späterer Zeit Schweden gefühlt und gewollt hat. Auch Schweden mußte sich eine Großmachtsposition erringen durch Eroberung der Gebiete auf der anderen Seite des Meeres, das es beherrschen wollte. Das Zeitalter der Entdeckungen erst hat England in einen größeren Zusammenhang hineingebracht. Jetzt konnte es die Nachteile seiner insularen und maritimen Stellung als Vorteile in dem Wettbewerb auf dem Weltmeer und um das Neuland einsetzen.

Die Engländer haben später ihre Ansprüche auf Nordamerika begründet auf die Seefahrten, die der aus Ligurien gebürtige, lange in Venedig tätige Giovanni Gabotto (als Bürger von Bristol John Cabot) mit seinen drei Söhnen in englischen Diensten kraft eines Entdeckungspatentes Heinrich VII. dorthin unternahm. Ansiedelungsgedanken haben bei diesen Unternehmungen aber freilich noch gar keine Rolle gespielt. Gabotto und seine englischen Nachfolger haben zunächst keine anderen Beweggründe gehabt, als die Spanier, Portugiesen, Holländer und Franzosen: sie wollten in unentdeckten

Gebieten Schätze finden und Heiden bekehren, sie suchten einen Weg nach Indien. Besonders um die nordwestliche Durchfahrt bemühten sich die Engländer.

Den entscheidenden Impuls zu wirklicher Kolonisation empfing England aus dem großen Kampf um sein politisches Dasein. Mit Holland zusammen erstarkte es zur Großmacht durch die gewaltige Kraftanstrengung, die ihm die spanische staatliche und kirchliche Expansion aufzwang. Das England von damals ist die kleine und junge, die frische und kühne Nation, die sich im Zeitalter der Königin Elisabeth auf alles besinnt, was in ihr steckt, und die so zu einem glänzenden und unüberwindlichen Aufschwung gelangt. Alles in der englischen Art von damals ist urwüchsig und fröhlich: diese Nation bebt nicht vor der Armada, sie überwindet schwere wirtschaftliche Umwandlungen, sie freut sich des beginnenden Reichtums, der blühenden Industrie, ihrer lebenstrotzenden Literatur. Nicht aus einer vermeintlichen Krise kann man die überseeischen Unternehmungen Englands herleiten. Es gewann vielmehr trotz der gesellschaftlichen Umschichtungen und der wirtschaftlichen Umordnungen aus seinem nationalen Selbstgefühl heraus den Mut und die Fähigkeiten, alles Bedrohliche durch einen unbekümmert jugendlichen Aufstieg zu überwinden.

Nordamerika.

Die beiden Stiefbrüder Sir Humphrey Gilbert und Sir Walther Raleigh erhielten die ersten Privilegien, die praktische Bedeutung bekamen. In Neufundland und an der nordamerikanischen Küste wurden Versuche gemacht. Nach der jungfräulichen Königin taufte Raleigh seine Kolonie Virginia; aber beide Versuche nahmen dann ein schlechtes Ende. England mußte erst zur See eine gewisse Sicherheit erringen: Piraten und Admiräle,

wie Hawkins und Sir Francis Drake, sind die Haupthelden dieser Frühzeit.

Unter dem ersten Stuart setzten dann die Kolonisationsversuche wieder lebhaft ein. Jakob I. gab zwei Gesellschaften in Plymouth und in London für Nordamerika Freibriefe; der erste dauernde Erfolg wurde wiederum in Virginia erlangt. Die Stadt Jamestown wurde gegründet, der Tabakbau begonnen. 1619 berief hier der Gouverneur eine parlamentarische Versammlung, die erste auf amerikanischem Boden. Aber dieser Geist der Selbständigkeit verletzte den strengen Monarchismus des Stuartschen Königtums. Die Gesellschaft wurde verfolgt, in Schwierigkeiten verwickelt und schließlich aufgelöst.

Wie glücklich war das Schicksal, das England gerade auf dieses Neuland in Nordamerika hinwies und dauernd dabei festhielt! Das mittlere Nordamerika, so nahe an Europa, war nicht wie die wichtigsten südamerikanischen Gebiete dicht besiedelt von staatlichen Gemeinschaften alt befestigter Kultur; die indianischen Einwohner waren hier schwach, unstet, politisch nur ganz lose gruppiert — ein Waldvolk, das sich nicht versklaven, sondern nur vernichten ließ. Das Land war wundervoll erschlossen durch seine großen Seen und Ströme, die selbst fern von der Küste noch schiffbar waren — eine grandiose Ebene, die zur Besiedelung und resoluten Arbeit geradezu einlud. Und dorthin kamen nun Angehörige einer Nation, die zwar sicher keine Demokratie mit politischer Selbstverwaltung war, die aber doch eine Volkstümlichkeit des politischen Lebens und eine Unantastbarkeit persönlicher Rechte kannte, die staatsbildende Kräfte ersten Ranges darstellten. Es war hier ein unbefangener und selbstverständlicher Sinn für Gesetz, für Vernünftigkeit, für praktisches Helfen und Einrichten vorhanden der im Vergleich mit der feierlichen

Macht der Spanier und der geistvollen Eleganz der Franzosen kolonialpolitisch damals vielleicht bescheiden aussah, dem aber eben doch eine tiefere Dauerhaftigkeit innewohnte. Wenn man die Dokumente der ersten englischen Kolonisten liest, so ist der Eindruck immer wieder der: da ist nicht etwas Geistiges, da ist nicht etwas Persönliches von unvergeßlicher Kraft, aber es ist eine Klugheit vorhanden, die sich dem Nächsten unabgelenkt zuwendet und ohne Grübeln das absolut Zweckmäßigste trifft. Diese Art ist nicht weltweit, nicht schwungvoll, aber sie ist unternehmend, energisch und unerschütterlich.

Die Kämpfe um religiöse Selbstbestimmung und kirchliches Eigenrecht haben nun erst die englische Kolonisation zu einem weltgeschichtlichen Ereignis, zu etwas durchaus Neuem und Eigenartigem gemacht. In der idealistischen Weltanschauung des Puritanertums fand der englische Geist von damals nach den schweren Anspannungen des Krieges und der Wirtschaft seinen höchsten und reinsten Ausdruck. Gegen Papismus und Absolutismus, gegen Bevormundung und Frivolität, gegen feudale Unterdrückung und soziale Nötigung, und gegen den Gewissenszwang als die Bedrohung der notwendigsten Lebensmöglichkeiten erhob sich jetzt das puritanische Ethos.

Im Jahre 1620 verließ das Schiff Mayflower den Hafen von Plymouth mit 120 Auswanderern, die sich mit frommem Selbstbewußtsein Pilger nannten. Und ehe sie an der amerikanischen Küste landeten, schlossen diese Pilger ein Abkommen, den berühmten »Compact«, durch den sie sich verpflichteten, den Gesetzen, die sie beschließen würden, Gehorsam zu leisten. Sie wollten sich selbst, wie es heißt, zusammenschließen in einen »Ciuill body politick«.

Es ist dies eines der großen Ereignisse der Kolo-

nialgeschichte. Kein Staat, keine Gesellschaft brauchte für dieses Land Bebauer zu suchen. Hier suchten Menschen, die in ihrer alten Heimat nicht mehr leben konnten, aus innerstem menschlichen Bedürfnis eine neue Heimat, ein Land, das wirklich nur ihnen, aber ihnen g a n z gehörte, so wie sie nun einmal waren und wie sie bleiben wollten. 1618 wurde die Massachusetts Company gebildet: ihre Mitglieder wollten keine Handelsgeschäfte machen und keine Ausbeutungspolitik treiben, sondern sie wollten nach Amerika a u s w a n d e r n. Boston wurde gegründet; viele Tausende gingen über das Meer. Und so folgte eine Unternehmung auf die andere: Rhode Island wurde die erste Niederlassung mit dem Prinzip bedingungsloser Toleranz; nach Westen zu, wo fruchtbares Land lockte, schloß sich Connecticut an. Jede dieser Kolonien hatte ihr eigenes Gesicht und war stolz auf ihre Art. Was sie gemeinsam hatten, betonten sie durch die Confederation der Vereinigten Kolonien von Neu-England, die sie 1643 schlossen.

Kolonialgründungen anderen Geistes traten dann neben die Neu-Englandstaaten. Der katholische Lord Baltimore ließ sich vom König Maryland verleihen, als ein Fürstentum könnte man sagen, denn er war nur verpflichtet, dem König alljährlich zwei indianische Pfeile überreichen zu lassen und ein Fünftel des Goldes und Silber abzugeben, das man etwa fand. Höfisch und aristokratisch ist auch der Ursprung von Carolina, wo aber die Edelleute und Offiziere wenig Erfolg hatten; Georgia endlich ist 1732 gegründet worden; hier fanden besonders gescheiterte Existenzen Lebensmöglichkeiten. Auch Salzburger Protestanten wurden aufgenommen.

So umgriffen die englischen Niederlassungen die holländische Kolonie in Nordamerika, Neu-Niederland. Sie konnte sich nicht gegen die Engländer halten, und

auch Neu-Schweden, das von Christine gegründet war, eine bescheidene Verwirklichung großer Pläne Gustav Adolfs, wurde erobert. Der Besitz rundete sich, die monarchische Gewalt setzte sich schärfer durch. Als William Penn seinen Freibrief über Pennsylvanien erhielt, wahrte sich der König das Recht auf Zölle und Steuern, ja sogar ein Vetorecht bei kolonialen Gesetzen. In Pennsylvanien fanden die verschiedensten Sekten, so auch deutsche Mennoniten, eine Zuflucht; selbst Indianer wurden als Brüder aufgenommen: Philadelphia verdiente in Wahrheit seinen edlen Namen.

Zwei Hauptarten von Kolonien lassen sich — bei vielen Abstufungen und Uebergängen im Einzelnen — unterscheiden: Kolonien autonomer und autoritativer Herkunft. Die ersten sind die originellsten Bildungen; sie haben sich schnell losgemacht von den Interessen kaufmännischer oder höfischer Kreise im Heimatland und haben ihre radikalen und demokratischen Formen entwickelt. Die zweiten, die Eigentümerkolonien, hingen stark von dem Unternehmungsgeist und dem Charakter des »Lord Proprietor« ab — Lord Baltimore ließ durch seine Vertreter in absolutistischer Art seine Gewalt von der göttlichen Vorsehung ausgehen. Merkwürdig sind die Versuche, in Carolina eine aristokratische Gesellschaft neu zu schaffen. Die Besitzer waren aber nicht berechtigt, die in England üblichen Adelstitel zu verleihen, sondern mußten solche wie »Landgrave« »Kacique« wählen. Der Philosoph Locke hat ein Verfassungssystem feudaler Prägung ausgedacht, aber an dem Widerspruch der Kolonisten ist die Verwirklichung gescheitert. Die Eigentümer haben in ihren Kolonien Großes geleistet, vielfach unter bedeutenden Opfern, wie sie der treffliche William Penn brachte. Weniger günstig war der Einfluß der Eigentümer, wenn das Stuartsche Königtum seinen Stützen Kolonien übertrug. So bekam der Herzog von York New-York und

New-Jersey, wo er ein absolutes Regiment einrichtete und alle Selbständigkeit unterdrückte; die Lage wurde aber dadurch so schwierig, daß die Regierung durch ein Patent eingreifen mußte. In ähnlicher Weise hat Karl II. Maine und New-Hampshire für den Herzog von Monmouth ankaufen lassen. Nach der Vertreibung der Stuarts wurden die Rechte der Eigentümer immer mehr beschränkt; die Regierung wollte alle Zwischenautoritäten ausschalten und die Kolonien möglichst zu Kronkolonien entwickeln.

Das Gesamtbild der englischen Kolonisation zu Nordamerika stellt sich etwa folgendermaßen dar: der englische Bürger, der auswandert, trägt mit sich in das neue Land die Rechte eines Engländers. Er hat die Art der Rechtssprechung, die Art der politischen Einrichtung, die ihm in der Heimat erwünscht war, und er kann sie ungehindert fortentwickeln. Das Land wird vernünftig verteilt, die Steuern sind mäßig, das Mutterland spricht sich keinerlei Vorrecht über den Boden der Kolonie zu. Es gibt kein Schema und kein Reglement nach höheren Gesichtspunkten. Die ersten Kolonisten bebauen das Land gemeinsam; dann dringen sie ins Innere vor, ungehindert von künstlichen Hemmungen. Es gibt kein abgezirkeltes Gebiet und keine bevormundende Bureaukratie, auch keine tote Hand. Gegen eine Rentenzahlung an den Eigentümer, an die privilegierte Kompagnie oder an die Krone selbst geht das Land in den Besitz des Kolonisten über und so kann es weiter veräußert werden. Die Versuche, Kasten zu bilden und Privilegien zu erteilen, gelingen nicht. Es entsteht also, in erster Linie in den Neu-Englandstaaten, eine neue, gleiche, freie Gesellschaft, die aus erlesenen, besonders kühnen und tüchtigen Elementen zusammengesetzt ist.

Das Mutterland macht keine Ansprüche finanzieller Natur an die Kolonien. Die Amerikaner haben also

nur aufzubringen, was ihre eigene Regierung kostet. Sie besorgen die öffentlichen Geschäfte durch Ehrenämter und machen alles sparsam und beispiellos billig. Man vertraut auf die allgemeine Anständigkeit und auf die gleichartige Begabung, man ist sicher, einen dieser tapferen und tätigen, soliden und nützlichen Durchschnittsmenschen durch den anderen ersetzen zu können. Es herrscht dauernd die Lebensauffassung des Puritanertums: die Sitten sind streng, man hat Freude an der Arbeit, Sinn für Ordnung, Erziehung und Kirchlichkeit, man spart und kommt vorwärts. Dieser jüdisch-kalvinistische Geist, der die Welt und ihre Lust verachtet und sich flüchtet in eine unpersönliche Aktivität für die Gesamtheit, wird das Lebenselement der englischen Kolonisation.

Die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonien ist gemäß den natürlichen und historischen Bedingungen in sehr verschiedener Richtung gegangen. Die Neu-Englandstaaten bilden in erster Linie mittlere und kleinere landwirtschaftliche Betriebe aus; dann entwickelt sich Schiffsbau, Ozeanfischerei, die verschiedensten Gewerbe, auch kaufmännische Unternehmungen, es kommt zur Städtebildung. In der ehemaligen holländischen Besitzung ist der kaufmännische Geist und der kosmopolitische Zuschnitt von jeher lebendig, und dieser Charakter verstärkt sich auch weiterhin. In Virginien blüht der Tabakbau, und es bildet sich so ein Großgrundbesitzerstand, der es leicht hat, immer mehr Land in seine Hände zu bekommen. Die große Frage ist hier die der Arbeitskräfte. Und dafür wird nun wichtig die Einwanderung infolge Dienstvertrags, der Zuzug weißer Arbeiter, der sogenannten »indented servants«. Es sind das freie Europäer, die von amerikanischen Spekulanten in England und Deutschland angeworben werden. Die Kosten der Auswanderung werden ihnen vorgestreckt,

dafür verzichten sie für eine Zeit auf ihre persönliche Freiheit und verpflichten sich zu Dienstleistungen. Die Lage dieser Arbeiter ist im allgemeinen schwierig gewesen. Die Herren versuchten mit allen Mitteln diese zeitlich beschränkte weiße Sklaverei zu verewigen. Viele haben sich aber trotzdem zu Selbständigkeit und Vermögen emporgearbeitet. Die Negersklaverei überwucherte bald die weiße Arbeiterschaft. 1619 landet das erste Negerschiff in Virginien, und vom Süden dehnt sich die Sklaverei nach dem Norden aus. Der Norden wehrt sich dagegen, aber es ist da nun bezeichnend, daß das Mutterland den Kolonien im Interesse des Negerhandels die schwarze Ware geradezu aufdrängt. In Maryland und Südcarolina herrscht auch das Plantagensystem; vieles erinnert hier an Westindien. Es entwickelt sich kein städtisches und bürgerliches Leben.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren 40000 Kolonisten in den englischen Kolonien Nordamerikas; 1740 war die Zahl auf eine Million gestiegen. So wuchs nachhaltig und regelmäßig eine neue Gemeinschaft englisch sprechender Bürger jenseits des Meeres heran. Sie war im Anfang so sehr sich selbst überlassen, daß sie ihre Eigenart befestigen konnte. Jetzt, da sie stark uud zahlreich wurde, konnte sie für die Autorität des Mutterlandes eine Gefahr bedeuten. Die Gegensätze waren groß: zwischen dem Ackerbauer des Nordens, der seine Sprache mit biblischen Redensarten ausstattete, dem das Lächeln in der Kirche ein Verbrechen war, und dem vornehmen Pflanzer des Südens, der einen großartigen und glänzenden Lebensstil mit Geselligkeit und Sport ausbildete, zwischen dem korrekten und in seinem biederen Ueberschwang etwas langweiligen Quäker von Philadelphia und dem reichen Handelsherrn des ehemaligen Neu-Amsterdam — da be-

standen so viel Gegensätze der Herkunft, der Bildung und der Wertung des Lebens, daß die heimatliche Staatsautorität es wohl für nötig und nützlich, und eben auch für möglich halten durfte, aus diesem Durcheinander einen einheitlichen englischen Besitz zu machen. Verstehen wir diese Richtung des englischen Staatsgedankens als etwas in sich Notwendiges: schon lange versuchte die Krone möglichst viele der Kolonien sich unterzuordnen. Der große Aufschwung der englischen Macht, den Cromwell herbeiführte, mußte den Gedanken entstehen lassen, dieses leistungsfähige und blühende Tochterland mit dem Mutterland staatlich intensiver zu verbinden.

1651 hat Cromwell die Navigationsakte erlassen, das Grundgesetz der britischen See- und Weltherrschaft. Keine außereuropäische Ware sollte auf andern als auf englischen Schiffen nach England gebracht werden, und es wurden als englische Schiffe angesehen solche, die in England gebaut waren, den englischen Untertanen gehörten, die einen englischen Kapitän hatten und zu dreivierteln mit Engländern bemannt waren. Dadurch war mit einem Schlage der ganze fremde Zwischenhandel vernichtet. Unter Karl II. hat dann das Parlament der Navigationsakte die für die Kolonien besonders empfindlichen Zuspitzungen gegeben. Die wichtigsten Produkte der Kolonien sollten nur nach England und nicht nach andern europäischen Ländern gebracht werden. Damit war die Ware selbst monopolisiert. Eine Liste führte die Produkte auf (»enumerated commodities«): sie wurde später ergänzt und umfaßte dann auch nicht nur tropische Erzeugnisse von Westindien, sondern auch die wichtigsten Artikel des Festlandes. Die nicht aufgeführten Artikel durften nach allen Ländern ausgeführt werden, aber nur auf englischen Schiffen und nur aus englischen Häfen. Das war das Monopol des Transportes und der

Route. Europäische Waren, die nach den Kolonien gehen sollten, mußten zuerst in englischen Häfen verschifft und hier ans Land gebracht werden. Man ging noch weiter: nur englische Bürger oder naturalisierte Engländer sollten als Kaufleute und Besitzer von Faktoreien in den Kolonien Geschäfte treiben dürfen. Das war das Monopol der Personen.

Kolonialgeschichtlich, und nur unter diesem Gesichtspunkt betrachten wir hier den englischen Merkantilismus, bedeuteten diese Bestimmungen das folgende: die Kolonien sollten dem Mutterland Rohstoffe liefern, Fabrikate abkaufen, Zwischenhandel ermöglichen; die Kolonien sollten nur für das Mutterland leben und arbeiten, ihre ganze Existenz sollte nur eine Geste des Mutterlandes sein. Zwischen Mutterland und Tochterland waren wechselseitig Drähte geknüpft, die jeden Eingriff Fremder ausschließen sollten. Denn auch in den Kolonien war eine entsprechende Reihe von Begünstigungen zur Abwehr ausländischer Konkurrenz und zur Unterdrückung von Industrien erlassen, die die mutterländische Fabrikation hätten schädigen können (Wolle, Hüte, Stahlhämmer).

Betrachten wir das System als Ganzes. Es gab Ausnahmen, etwa in Zeiten der Teuerung, es gab Erleichterungen, wie die sogenannten drawbacks; aber in der Gesamtheit war diese Verklammerung von Mutterland und Tochterland durch Prohibition und Differentialzölle, durch Routenvorschriften und Unterdrückung lebendiger wirtschaftlicher Betätigung eine gefährliche Tyrannei. Stellen wir den ökonomischen Gesichtspunkt etwas zurück. Für die englische Volkswirtschaft mag Vieles nötig und nützlich gewesen sein, auf die Kolonialwirtschaft wird manches nicht so bedrückend und schädigend gewirkt haben; politisch war dieses System, das für Englisch-Westindien eine weise Maßregel gewesen ist, in der Anwendung auf ein Kolonialgebilde wie Eng-

lisch-Nordamerika ein schwerer Fehler. Denn es war in den Amerikanern schon ein amerikanisches Selbstgefühl erwacht; sie waren immer zu frei gewesen und sie waren zu eigenartig geworden, sie waren politische Betätigung durch die Wahl ihrer Beamten, Geistlichen und parlamentarischen Vertreter zu sehr gewöhnt, als daß sie sich einem Londoner Ministerium gegenüber als Untertanen und nur als solche fühlen konnten. Die englische Politik traf ihre geschichtliche Ehre; weil sie sich nicht demütigen konnten und wollten, deshalb mußten sie sich gegen das Vorgehen des Mutterlandes auflehnen.

Die englische Regierung, die im siebenjährigen Krieg Französisch-Nordamerika für sich errungen hatte, war sehr geneigt, ihre staatliche Autorität und ihren staatlichen Beruf hoch einzuschätzen. War es nicht möglich, die alten und die neugewonnenen Kolonien zusammenzuschmelzen und aus all diesen Reichsteilen ein wirkliches Reich zu machen, das politisch, wirtschaftlich und militärisch als eine starke Einheit in der großen Welt dastünde? Kaum je in der neueren Geschichte war die englische Weltstellung größer; wenn es jetzt gelang, Amerika zu sichern und dem englischen Interesse dienstbar zu machen, so konnte schlechterdings keine andere Macht dagegen aufkommen. Frankreich war auf den europäischen Kontinent zurückgeworfen, das spanische Kolonialreich zerbröckelte, Holland war gelähmt, Rußland stand noch zurück.

England hat die größte Chance, die es je gehabt hat, verspielt.

Der Konflikt zwischen Mutterland und Tochterland brach über Finanzfragen aus. Englands Schuldenlast war durch die Kriege mit Frankreich gewaltig angeschwollen, und es wünschte die Kolonien, die doch der Gegenstand des Kampfes gewesen waren, daran teil-

nehmen zu lassen. Und so entschloß sich das Mutterland, die Kolonien zu besteuern. Hatte das Parlament dazu die Befugnis? Altes historisches Recht stand gegen neues demokratisches und revolutionäres. Die Amerikaner sagten, daß ein Parlament, das sie nicht wählten, das ihre Verhältnisse nicht kennte und sich nie mit ihnen beschäftigte, ihnen keinerlei Lasten auferlegen dürfe. Die englische Regierung kümmerte sich nicht darum. Die alten Handelsbeschränkungen wurden streng durchgeführt, es wurde der Zoll auf Zucker stark erhöht und neuer Zoll auf Kaffee, Wein, Indigo gelegt. »No taxation without representation« — das wurde das Schlagwort der Amerikaner. Die Zölle, so fand man, widersprachen dem Naturrecht. Es war eben mit diesem neuen lebendigen Staatsorganismus ein neues Recht geboren worden, an dem die papierene Autorität Altenglands zerriß.

Die nächste Maßregel des Mutterlandes war die Auflage einer Stempelsteuer. Die Kolonien antworteten auf einem Kongreß in New-York, der ersten Vereinigung dieser so partikularistischen Gebilde: sie protestierten, erhoben Beschwerde und erklärten ihre Rechte. Die Stempelsteuerakte wurde aufgehoben, aber es folgten neue Zölle auf Glas, Blei, Papier, Tee. Neue Proteste waren die Antwort, Boston beschloß den Boykott. Das Mutterland kam entgegen und wollte nur das Prinzip wahren. Aber der Konflikt war schon zu tief gegangen, es kam zu Zwischenfällen auf der einen, zu Zwangsgesetzen auf der anderen Seite; politische Lebenswerte, die sich ausschlossen, standen gegeneinander, und so brach die »Rebellion« aus; sie wurde ein jahrelanger Krieg und endete mit der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika.

Es war eines der größten Ereignisse der Kolonialgeschichte und der neueren Geschichte überhaupt. Die

kolonialen Niederlassungen Englands wurden Staaten. Sie konstituierten sich einzeln mit eigenen Verfassungen, die alles Gewordene von Selbstverwaltung und den gewählten zwei Häusern möglichst beibehielten; nur der König von England und seine Autorität blieb weg. Diese demokratischen und republikanischen Formen waren ein notwendiges und historisch sinnvolles Ergebnis der Entwickelung. Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte stellte hier in Amerika eine Formulierung der tatsächlichen Zustände und der tatsächlichen Daseinsbedingungen dar: Steuerbewilligungsrecht, freie Wahl der Regierung, Volkssouveränität, freie Geburt, freies Eigentum, freier Glaube, persönlicher Schutz vor Gewalt — alle diese Sicherungen des staatsbürgerlichen Daseins waren hier erlebt und errungen. Sie sollten nun als absolute Ideale staatlicher und menschheitlicher Entwickelung auf die europäischen Mächte zurückwirken — erregende Momente von ungeheurer Triebkraft. Wir sehen hier, wie eine Rückwirkung kolonialer Ereignisse auf Europa zum Vorschein kommt, eine Erscheinung, die der kolonialgeschichtlichen Forschung einen besonderen Reiz und eine besondere Bedeutung gibt.

Auch das Schwierigste gelang den befreiten Kolonien. Sie haben sich zusammen losgerissen, aber ihre verfassungsmäßige Einheit wurde erst nachher gestaltet: eine Schöpfung, ganz neu und unmittelbar aus den gegebenen Verhältnissen herausgewachsen, ohne Doktrin und ohne System, der erste moderne Bundesstaat von lebendiger Kraft. Neben die kolonisierenden europäischen Staaten trat so ein Staat, der über See, als ein Extrakt von Europa, Verfassungsformen und Kulturideale ausbildete von ganz selbständiger Geltung, von frischem Glanz, ein Staat, der dann weiter in einer historischen Entwickelung, die einzig durch ihre Fülle und ihre Kürze ist, in den Kreis der werdenden Welt-

mächte als Weltmacht tritt. Wie diese Weltmacht, die dauernd an der Kolonisation groß wird, selbst wieder Kolonien übernimmt und entwickelt und so ihre staatliche Kraft betätigt, ihre staatliche Stellung befestigt — das wird uns später beschäftigen.

*

Was blieb England nach der Losreißung der Vereinigten Staaten an Kolonialbesitz in Amerika übrig? In Westindien betätigte sich die englische Kolonisation schon seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Das menschenleere Eiland Barbados wurde 1605 von englischen Seefahrern durch Aufrichtung eines Kreuzes mit Inschrift in Besitz genommen, und der Ruhm seiner Schönheit und Fruchtbarkeit war groß. Die Virginia-Kompagnie besiedelte die Bernudas- und die Bahama-Inseln, sie machte auch erfolglose Versuche in Südamerika. Barbados und kleinere westindische Inseln wurden von dem Stuartschen Königtum an einzelne Lords gegeben, die die Ansiedelung als ihr Geschäft und als ihre Herrschaft betrieben. Barbados wurde ein Zufluchtsort und ein Stützpunkt der Monarchisten, so daß Cromwell es erobern lassen mußte. Westindien ist, wie wir schon gesehen haben, der Schauplatz geworden für die erbitterten Kämpfe zwischen Franzosen, Spaniern, Holländern, Engländern: wechselseitig haben sie Schiffe in den Grund gebohrt und Niederlassungen ausgeraubt. Krieg, Piraterie und Schmuggel sind hier ineinander geflossen.

Bedeutungsvoll wurde die Eroberung von Jamaika durch die Engländer. In der grausamsten Weise rotteten sie die Spanier und deren ehemalige Sklaven, die Maroonen, aus. Mit Bluthunden haben die Engländer Jagd auf diese Unglücklichen gemacht. Jamaika wurde dank seiner günstigen Lage der Hauptstützpunkt des englischen Schleichhandels nach Süd- und Mittelamerika.

Ein Bocaneer ist sogar einmal Gouverneur gewesen. Die Insel entwickelte sich glänzend; ihre Hauptstadt Port Royal war berühmt durch Reichtum und zügellose Sitten. Wie der Untergang Sodoms wirkte ihre furchtbare Vernichtung durch das Erdbeben von 1692 auf die Zeitgenossen. Seitdem wurde Jamaika vom Unglück verfolgt. Sein Wohlstand, der vom Ertrag der Ernte des alles beherrschenden Zuckerrohres abhing, wurde immer wieder durch die schrecklichen Wirbelstürme vernichtet. Wiederholte Sklavenaufstände gefährdeten die gesellschaftliche Ordnung. Nirgends sind die Neger wohl so grausam behandelt worden wie von den Engländern auf Jamaika. Prügelstrafe stand auf jeder Kleinigkeit, Verstümmelungen und Todesstrafe wurde mit leichtem Herzen diktiert, Spiel und Musik war den Schwarzen verboten, kein Sklave konnte gegen einen Weißen Zeugnis ablegen. Entsetzlich waren die Greuel, die bei der Niederwerfung der Aufstände geschahen.

Von Französisch-Westindien ist dann bekanntlich die Emanzipation der Neger ausgegangen; in St. Domingo (Haïti) wurden die Menschenrechte erklärt, und so war auch in Jamaika die Sklaverei nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die Pflanzer taten alles, um die Abschaffung zu verhindern; erst sehr spät, 1834, ist sie zustande gekommen. Die Pflanzer wurden entschädigt, aber Jamaika nahm eine wenig günstige Entwicklung. Die Einführung von indischen Kulis drückte die Arbeitslöhne. Der ganze gesellschaftliche Aufbau war zerrissen, es krachte von Zeit zu Zeit immer wieder, so daß sich die Kolonialverwaltung von Jamaika entschloß, die englische Regierung zur Uebernahme der Verantwortung aufzufordern, nachdem hier fast zweihundert Jahre Selbstverwaltung fast ohne Einmischung des Mutterlandes bestanden hatte — ein merkwürdiger und einziger Fall der Kolonialgeschichte. Der Aufschwung der Rüben-

zuckerindustrie machte die tropische Zuckerproduktion unrentabel, andere tropische Kulturen wurden nicht zeitig eingeführt, und so ist Jamaika, ebenso wie die anderen englischen Inseln in Westindien, eine dauernde Sorge und eine drückende Last der englischen Kolonialverwaltung geworden.

Kanada.

Die Kolonialpolitik des 18. Jahrhunderts gab den Pflanzungskolonien, wie es die westindischen Inseln waren, bei weitem den Vorzug vor Siedelungskolonien. Frankreich ließ 1762 Kanada ohne große Schmerzen fahren und war froh Martinique und Guadeloupe zu behalten. Das 19. Jahrhundert ließ durch seine Bevölkerungsvermehrung, seine Auswanderung und seine Ansiedelung über See eine völlig entgegengesetzte Einschätzung kolonialer Verhältnisse entstehen.

Als Kanada englisch wurde, hatte es nur ungefähr 60000 Einwohner, die am Lorenzstrom und an den Seen in einer schwachen Kette das Land besiedelten. Sie führten eine ziemlich mäßige wirtschaftliche Existenz, deren Entwickelung durch willkürliche Verwaltung und pedantische Vorschriften erschwert und verlangsamt wurde. Weit in die Wälder des Nordens und Westens waren die »coureurs des bois«, die Trapper, Jäger und Pelzhändler vorgedrungen. Viele hatten sich mit Indianern vermischt, und ein Halbblütlergeschlecht war das Ergebnis, die sogenannte Métis, die, angetan mit ihren roten Hemden und Büffellederhosen, ein romantisches Vermittlerdasein zwischen Wildnis und Zivilisation führten. Zwei Drittel der Pelze, die in Kanada gewonnen wurden, kamen an Händler der Union, und so war für lange Zeit keine feste Staats- und Wirtschaftsgrenze im Innern möglich. Der Pelzhandel wurde in erster Linie von der Hudson Bay Company betrie-

ben, die seit 1670 kraft königlichen Freibriefes bestand und so glänzende Ergebnisse erzielte, daß sie jährlich 60 bis 70 % Dividende zahlen konnte.

England trat in Kanada zunächst als der Eroberer auf, führte das englische Recht ein und schloß die Katholiken von der Teilnahme an politischen Rechten aus. Das machte aber nur böses Blut, und die englische Regierung entschloß sich, von diesem gefährlichen Wege abzugehen. Die Quebec Bill von 1774 brachte einen völligen Wandel. Das Pariser Recht wurde den Kanadiern zurückgegeben, ein gesetzgebender Rat für die Gesamtverwaltung und in den Städten Selbstverwaltung eingeführt. Diese Einsicht und Milde gewann die Kanadier schnell dem englischen Regimente. Und die Losreißung der Vereinigten Staaten brachte dann einen starken Zustrom englischer Einwanderer. Die sogenannten Loyalisten, die Anhänger des englischen Regiments, im ganzen 70 bis 80000 Personen, kamen hinüber nach Kanada, und viele englische Soldaten, die die Rebellen bekämpft hatten, blieben nach der Entscheidung in Amerika und ließen sich an den oberen Seen Land zur Ansiedelung geben.

So bildete sich neben dem älteren französischen Kanada ein neues englisches Kanada, und die englische Regierung trug den verschiedenen Verhältnissen Rechnung: sie unterschied zwei Provinzen, das obere und das untere Kanada, die entsprechend den verschiedenen Zuständen verschieden verwaltet wurden. Beiden wurde 1792 unter dem jüngeren Pitt eine Vertretung mit zwei Kammern gegeben. Ebenso haben die anderen benachbarten Niederlassungen Neuschottland, Neubraunschweig, Neufundland der Reihe nach ihre Vertretung bekommen. Das Mutterland sicherte sich aber die Verfügung über unbesiedeltes Land; die anglikanische Kirche wurde mit reichem Grundbesitz

ausgestattet. Sehr geschickt sind die Vertreter des Mutterlandes offenbar nicht vorgegangen. Verständnisloses Eingreifen in koloniales Leben, Bevormundung in Einzelheiten ist immer wieder vorgekommen, so daß eine Unzufriedenheit entstand, die sich in offener Opposition, ja in Volkserhebungen Luft macht. Das Beispiel des glänzenden Aufschwungs der Vereinigten Staaten war in zu naher Nachbarschaft. Viele wanderten dorthin ab. England mußte eine Losreißung für möglich halten und beizeiten dagegen vorgehen. Eine Untersuchungskommission wurde eingesetzt, und 1839 wurde ein Bericht über die Zustände in Kanada erstattet, der in der Geschichte der englischen Kolonialpolitik berühmt geworden ist. Die englische Regierung machte wichtige Zugeständnisse: die beiden Kanada wurden vereinigt, ein gemeinsames Ober- und Unterhaus (Council und Assembly) eingerichtet Ganz allmählich ließ das Mutterland diese Regierung zu größerer Selbständigkeit erstarken, seit 1856 ernannte die Krone die Mitglieder des gesetzgebenden Rates nicht mehr, sondern ließ ihre Wahl zu. 1867 wurde Kanada mit Neuschottland und Neubraunschweig zu einer großen politischen Gesamtheit von starker Selbständigkeit vereinigt, der Dominion of Canada, an deren Spitze ein Governor general steht. Bis 1880 traten alle Nachbarkolonien, außer Neufundland, der Dominion bei.

Die Landverteilung in Kanada hat man zuerst in Form von Gratiskonzessionen vorgenommen. Die Folge davon war, daß nach kurzer Zeit das ganze bebauungsfähige Land im Besitz von Personen war, die gar nicht daran dachten, sich dort anzusiedeln und es urbar zu machen, sondern ruhig auf die Wertsteigerung warten wollten, um es dann mit Profit loszuschlagen. Unzählige Bittschriften sind über diesen Mißbrauch nach dem Mutterland gegangen. Man entschloß sich dann, eine

bestimmte Zeit vorzuschreiben, binnen welcher die Besiedelung in Angriff zu nehmen wäre; man verlangte auch den Bau eines Hauses von bestimmten Maßen. Um wieder das Land in die Hand zu bekommen, enteignete die Krone die großen Gesellschaften und veranlaßte die Geistlichkeit, ihren reichlichen Besitz loszuschlagen. Ein großer Mißstand lag darin, daß die Regierung keine Grundbesitzsteuern durchsetzen konnte und so lange Zeit die Mittel nicht hatte, das Neuland durch Anlage von Straßen und Eisenbahnen zu erschließen. Die erste Eisenbahn von Halifax nach Quebec ist 1876 eröffnet worden.

Von großer Wichtigkeit für Kanada ist die Erschließung des »größeren Kanada« geworden, des Landes im Norden und Nordwesten. Hier eröffnete gegen die Hudson Bay Company die Nord West Company eine lebhafte Konkurrenz, die nur durch ihre Vereinigung 1821 behoben werden konnte. Sehr viel für diese entlegenen, halbsibirischen Gebiete hat im Anfang des 19. Jahrhunderts Lord Selkirk getan, der eine große Anzahl englischer Ansiedler für Kanada gewann, als die Herzogin von Southerland ihre Güter in Schafweiden verwandelte. Er ist einer der großen Vorkämpfer englischer Kolonisation geworden. 1859 wurden diese Länder unter dem Namen Britisch-Columbia Kronkolonie und sind 1871 der Dominion beigetreten.

Kanada ist ein primitives Land geblieben, ein Land ohne Industrie und ohne feinere Kultur. Es ist deshalb von jeher das Ziel gewesen für die Auswanderung der untersten Volksschichten. Die Existenz, die diese Bauern sich erarbeiten können, ist nicht üppig, aber bequem. Kanada wurde das Land der kleinen Besitzer, der soliden nüchternen Arbeit: Proletarier, Geldmacher und Spekulanten hatten hier kein Feld. Das Neuland im Nordwesten ist am allerwenigsten für verwöhnte Söhne

bürgerlicher Häuser geeignet, die sonst nicht gut tun. Von jeher wurde hier das Körperliche, die Geschicklichkeit und eine gewisse ethische Voraussetzungslosigkeit geschätzt. Noch vieles an Art und Sprache hat sich aus der Trapperzeit erhalten. Der Slang hat für »Haus« das indianische Wort »tepee«, und wer den anderen zum Trinken einlädt, der sagt, er solle ein »Horn« (Büffelhorn) mit ihm nehmen. — Kanadas Hauptschätze sind Getreide und Wälder. In Britisch-Columbia wird seit 1887 Gold gewonnen, und es heißt, daß hierauf die Zukunft des Landes beruht. Man sagt: »Wenn der Kopf der Ratte in Alaska ist und der Schwanz in Montana, dann ist der Körper in Britisch-Columbia«.

Wiederholt ist die Dominion mit den Vereinigten Staaten in Schwierigkeiten geraten. Die Abgrenzung von Alaska und die Fischereirechte sind Hauptpunkte — eine Verständigung konnte seit langem nicht erzielt werden. Einschneidender sind noch die wirtschaftlichen Irrungen geworden: der hohe Schutzzoll der Vereinigten Staaten bedeutete für Kanada eine schwere Bedrohung. Ein heftiger Zollkrieg hat auch mit Neufundland stattgefunden, das sich in seinen Fischereirechten von Kanada ähnlich beeinträchtigt fühlte wie von Frankreich.

Indien.

England hat die amerikanische Erdhälfte nicht als sein Herrschaftsgebiet behaupten können. In der alten Welt hat es aber reichen Ersatz für das Verlorene gefunden: im 19. Jahrhundert wuchs England zur asiatischen Weltmacht an, deren Dependenzen gewissermaßen das Mutterland, Afrika und Australien sind.

Indien ist der Grenzfall der Kolonialgeschichte. Es hat zu allererst und dann dauernd die kolonisatorischen Bestrebungen der Europäer auf sich gezo-

gen durch den schimmernden Reichtum seiner Natur und seines Lebens. Und am allerwenigsten hat es wohl der Europäer bedurft, um sein historisches Schicksal zu erfüllen. Es hat seine ganz eigentümlichen durchgebildeten Daseinsformen, es ist überreich an Menschen; nirgends sind die Europäer so sehr aufgetreten als die Ausbeuter, als die Unterdrücker, als die Eindringlinge, die ewig fremd bleiben.

Was ist Indien? Es giebt keinen hindostanischen Ausdruck, der diesem Wort unserer Schulgeographie entspräche. Indien ist kein Land, sondern ein Erdteil. Es ist eine Welt im Auszuge. Auf dem Gebiet zwischen Himalaja und Meer sind Gegensätze von einer Fülle und Mächtigkeit vereinigt, wie nirgends sonst: weite Ebenen und das höchste Gebirge der Erde, die stärkste Tropenhitze und ewige Kälte, völlige Trockenheit und Gegenden mit den größten Niederschlagmengen, überreiche Fruchtbarkeit und grauenhafte Wüste. Es gibt zweimal soviel Menschen in Bengalen wie in Frankreich; die Einwohner des eigentlichen Hindostan übertreffen die Zahl der Weißen in den Vereinigten Staaten; die Mahratten könnten Spanien bevölkern, und die Einwohnerschaft des Pandjab mit Scinde ist doppelt so groß wie die der Türkei; 70 verschiedene Sprachen hat man gezählt. Der Mann von Kalkutta ist in Delhi ebenso fremd wie ein Engländer in Rom, und Schottland und Griechenland stehen sich näher als der Pandjab und Bengalen. Es hat nie eine indische Nation, ein indisches Volk gegeben und es gibt keines; es besteht auf diesem Kontinent keinerlei physikalische, politische, soziale oder religiöse Einheit. Indien ist niemals erobert worden, wie Mexiko und Peru von den Spaniern erobert worden sind; es wurde auch niemals systematisch in Besitz genommen und besiedelt wie Algerien von den Franzosen. Das indische Problem ist kolonialgeschichtlich etwas einma-

liges und einziges. Durch Vergleiche und Parallelen muß man sich immer wieder den Umfang und die Fremdheit dieses Problemes vergegenwärtigen.

Wir haben gesehen, wie den Portugiesen die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien gelang. Ihr Eintreffen in Indien eröffnet die dritte Epoche einer jahrtausende alten Geschichte. Die erste wird durch das Eindringen der Arier in Indien bezeichnet, durch ihre Vermischung mit den Ureinwohnern, durch die Rassen- und Religionskämpfe, deren Resultat die buddhistische Hindukultur gewesen ist. Die zweite Epoche ist durch das Eindringen turanisch-mongolischer Völker eröffnet worden, die den Islam nach Indien brachten. Reiche wurden gegründet und gestürzt, Dynastien tauchten auf und wurden vernichtet: zu den Gegensätzen der Natur sind so die verwickeltsten Gegensätze der Rassemischung und der religiösen Bekenntnisse gekommen. Und nur diese Zwiespältigkeit und Vielfältigkeit hat der europäischen Kolonisation die Erfolge ermöglicht, die sie schließlich gehabt hat. Denn das Eingreifen der Europäer bedeutet zwar für die Entwickelung der europäischen Staatenbildung und der europäischen Wirtschaftsgestaltung eine Umwälzung; für die indischen Reiche und Völker brachte aber dieses Eingreifen auf lange nichts als eine habgierige Teilnehmerschaft der Weißen an indischen Umwälzungen, Krisen und Kämpfen. Die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung ist seit undenklichen Zeiten in ihrem Leben und Fühlen unverändert geblieben — sie ist tatsächlich wohl unveränderlich, und die Engländer haben ebensowenig etwas anderes aus ihnen gemacht, als die Portugiesen, Holländer oder Franzosen.

Im Jahre 1600 erhielt eine Gesellschaft von englischen Kaufleuten, die Schiffe nach Indien senden wollte, einen Freibrief von der Königin Elisabeth. Die ersten Reisen

wurden nach den Molukken und den Sundainseln unternommen; 1609 wurde Ostindien zuerst berührt, in Surat wurde eine Faktorei gegründet. Man knüpfte Beziehungen zu dem Großmogul an, und es kam zum feindlichen Zusammenstoß mit den Portugiesen. 1612 wurde die Vereinigung in eine wirkliche Aktiengesellschaft verwandelt; bis dahin war die Unternehmung und der Gewinn Sache der Einzelnen gewesen. Die Erfolge der ersten Reisen waren groß, es gab 95 % Gewinn, aber die weitere Entwickelung war nicht günstig. Die ostindische Kompagnie der Holländer war eine viel lebendigere und erfolgreichere Organisation. Eine Verständigung mit ihr kam auf die Dauer nicht zustande. Ja in England selbst entstand ein Konkurrenzunternehmen. Und in dem England des Stuartschen Regiments und der Bürgerkriege fehlte dann der Mut und die Kaufkraft für das indische Geschäft.

Karl II. begünstigte aber wieder die Kompagnie. Durch seine Heirat mit der Infantin Katharina von Portugal erhielt er als Mitgift die Insel Bombay und gab sie der Gesellschaft. So faßte sie allmählich festen Fuß, aber gerade das verwickelte sie in Kämpfe mit den Mahratten. Auch sonst wurde diese Verbindung mit Portugal den Engländern schädlich. Aus Japan wurden sie sofort ausgewiesen, da sich die Portugiesen durch ihre Missionstätigkeit dort bitter verhaßt gemacht hatten. Die ganze Lage der Gesellschaft ist damals wenig glänzend. Die Beamten trieben Handel auf eigene Faust, reiche Kaufleute erkauften sich von indischen Fürsten Sonderprivilegien, die Kämpfe mit dem Mogul endeten mit schwerer Demütigung. Im Mutterland begannen die Angriffe auf die Gesellschaft, die einheimische Industrie beschwerte sich; aber die Kompagnie bestach die maßgebenden Personen in England und behandelte die Konkurrenz als Piraterie.

1702 vereinigte sich die alte Kompagnie mit einer neuen konkurrierenden und gab sich damals die Verfassung, die bis zu ihrem Niedergang im wesentlichen in Geltung geblieben ist. Jeder Besitzer von Aktien von 500 Pfund Sterling und mehr führte in der Generalversammlung eine Stimme. Diese trat alljährlich viermal zusammen und wählte aus Personen, die wenigstens zweitausend Pfund Sterling Aktien besaßen, 24 Direktoren, deren Amtsdauer ein Jahr war. Die Direktoren führten die Geschäfte durch Ausschüsse. Die Hauptartikel, die die Kompagnie nach England brachte, waren Kaliko, Rohseide, Tee, Porzellan, Gewürze. Dafür versorgte sie Indien mit heimischen Produkten, in erster Linie mit Metall- und Wollwaren. Die Verwaltung der Kompagnie war äußerst kostspielig; die Hauptgewinne gingen an die Direktoren und ihre Beamten, sodaß die Dividenden, die zur Verteilung gelangten, verhältnismäßig klein waren. Immer wieder wurde im Parlament Freiheit des indischen Handels gefordert; es gelang der Kompagnie, ihr Privileg, so oft es ablief, wieder erneuern zu lassen, freilich nicht ohne große Opfer. 1744 lieh sie dem englischen Staat eine Million Pfund zu dem sehr niedrigen Zinsfuß von 3 % und sicherte sich so ihr Monopol.

Die große historische Frage war: konnte sich diese Kaufmannsgesellschaft in Indien behaupten und konnte sie den englischen Staat ihren Interessen dienstbar machen? Wir haben gesehen, wie die holländisch-ostindische Kompagnie das politische Leben der Republik der Vereinigten Niederlande aufsaugte. Würde unter den größeren englischen Verhältnissen etwas ähnliches möglich sein? Wir kommen an den für die Geschichte jeder europäischen Kolonisation so wichtigen Wendepunkt. Können Organisationen von Einzelnen, so klug und so mächtig sie sein mögen, auf die Dauer nur in ihrem

geschäftlichen Interesse kolonisieren? Oder gibt es nicht ein höheres geistiges Moment, eine geschichtliche Notwendigkeit, die die Volksgesamtheit und ihr Organ, den Staat, in einem bestimmten Augenblick zur Kolonisation heranruft und zur Kolonisation verpflichtet?

Der Krieg, der 1745 zwischen England und Frankreich ausbrach, wurde zu einem guten Teile in Indien und um Indien durchgefochten. Die Franzosen dringen glücklich vor, sie bringen Südindien mit genialen neuen Mitteln ganz unter ihren Einfluß. Da wirft der junge Robert Clive Frankreich durch diese seine eigenen Mittel nieder und vernichtet ohne Krieg die holländische Macht. Die Zeitgenossen haben es ihm übel genommen, daß er sich ein Vermögen von vielen Millionen auf eine unbefangene Art in Indien erwarb; es mag viel Bedenkliches in den überkommenen Sitten und in seiner eigenen Art gewesen sein — es verschwindet aber angesichts seiner Feldherrngröße, die ihn an den entscheidenden Anfang der Reihe militärischer Reichsgründer setzt, die England in Indien gehabt hat.

Clives derbes und gewaltiges Durchgreifen hat aber die Kompagnie in ihrer Machtstellung mehr erschüttert als gestärkt. Der Auflösungsprozeß wurde beschleunigt. Es ist charakteristisch, warum schließlich das Parlament energisch einschritt. Die Kompagnie erwarb vom Mogul große Gebiete zu fast unumschränktem Besitz. Die Souveränitätsfrage mußte aufgeworfen werden: wer besaß dieses Land, England oder die Kompagnie? Eine Kontrolle schien jetzt um so notwendiger, weil die Gebiete den Erwartungen ganz und gar nicht entsprachen. Die Unruhen in Indien, die schlechten Geschäfte der Gesellschaft, die unerhörten Erpressungen, die sich die Beamten erlaubten, die Geschenke, zu denen sie die Nabobs anregten, endlich das verzweifelte und skrupellose Schuldenmachen — die Kompagnie ließ sich von

ihren eigenen Angestellten Geld zu 8 % vorschießen und sandte die Schiffe halb leer nach England: alle diese Mißbräuche und Unanständigkeiten rechtfertigten die Einmischung der Regierung mehr als genug. Die Kompagnie wurde unter Staatsaufsicht gestellt, sie erhielt ein Darlehen, das Ministerium kontrollierte ihre Korrespondenz, den Beamten wurden Privatgeschäfte verboten, und das Wahlrecht wurde auf die Großaktionäre beschränkt.

Der erste Governor general nach der neuen Ordnung war Warren Hastings. Seine Verwaltung bewies zur Genüge, daß die Reform nicht wirksam und durchgreifend war. Hastings arbeitete in der skrupellosesten Weise »nach Landessitte« für seine Tasche und für die Geldinteressen der Kompagnie. Sie war ihm dankbar, weil er sie wirtschaftlich wieder auf die Füße stellte, und ihre Freunde haben es schließlich auch erreicht, daß Hastings nach siebenjährigem Prozeß von den im Parlament gegen ihn erhobenen Anklagen freigesprochen wurde. Er ist der Typus des schwunglosen und niederträchtigen Geschäftsengländers; er hat nichts von der Größe Lord Clives.

Wir stehen in der heroischen Epoche der englischen Kolonisation in Indien. Die Kaufmannskompagnie versagt, die Regierung greift ein, die Konflikte zwischen den einheimischen Herrschern bekommen durch den Weltgegensatz von England und Frankreich in der napoleonischen Zeit geschichtliche Größe. Tippoo, der Sultan von Mysore, ist der Verbündete Frankreichs, der Rajah von Travancore der Schützling Englands. Wellesley, der Bruder Wellingtons, der den Sultan von Mysore vernichtet, wird zum Schöpfer des angloindischen Reiches. Die Kompagnie ehrt diesen großen Mann durch ihre Krämerfeindschaft: seine Maßregeln kosten ihr zu viel. Von ihm geht aber der imperialistische Gedanke in der

englischen Kolonisation aus, der Gedanke, daß das Britentum sich über See mit dem Schwert durchsetzen und die Kolonien seiner Kaufleute in Britische Reiche verwandeln muß, wenn es sie sich erhalten will.

Die Kompagnie war jetzt zu einer Schattenexistenz verurteilt. Das Gesetz von 1784 hatte eine Kontrollbehörde für sie eingesetzt, 1812 wurde ihr Handelsmonopol für Indien aufgehoben, und sie behielt nur noch das Privileg für China. Eine ganze Reihe von glänzenden Feldzügen befestigte die Herrschaft Englands in Indien: der Mahrattenstaat wird zerbrochen, mit Burma, mit Afghanistan, mit Scinde wird Krieg geführt; 1839 wird im Opiumkrieg China erschlossen. Die Opiumausfuhr ist mehr der Anlaß, als das politisch wirksame Problem des Krieges gewesen. England hat im Frieden mit China ja auch gar nicht freie Opiumeinfuhr erlangt — die Hauptsache war ihm die Oeffnung chinesischer Hafenstädte für den europäischen Handel, nachdem 1834 auch das chinesische Handelsmonopol der Kompagnie erloschen war.

1853 wurde der Freibrief der Kompagnie zum letztenmal erneuert; sie büßte dabei alle noch wichtigen Rechte ein. Die englische Regierung und das englische Militär hatte jetzt das Wort: Lord Dalhousie setzte Wellesleys Werk fort. Er warf den Aufstand der Sikhs nieder, er eroberte den Pandjab; und als 1856 die Sepoy ihren berühmten Aufstand machten, zerbrach die englische Militärmacht alles, was sich noch an staatlicher Autorität ihr entgegensetzte. Lucknow und Delhi wurden erobert, der letzte Mogul starb in Gefangenschaft. 1858 wurde die Kompagnie aufgehoben, und der Staat übernahm allen Besitz und alle Verpflichtungen. Verwaltung und Heer wurden organisiert, der Vizekönig, offiziell Governor general, trat an die Spitze der Gesamtorganisation.

1877 wurde die Königin von England zur Kaiserin von Indien proklamiert. Der wirkliche Zustand hat sich aber durch diese glänzendere Form kaum geändert. Die Geschicke von Indien, soweit sie die politische Stellung nach außen und die Regelung des Wirtschaftslebens betreffen, werden von England bestimmt. Das Staatssekretariat für Indien in London ist die oberste Autorität.

Die Verwaltungsorganisation im Besonderen und Einzelnen ist in der verschiedensten Weise durchgeführt. Es bestehen 13 Provinzen, die direkt von dem Vizekönig und seinem Rat regiert werden; zwei dieser Provinzen, Madras und Bombay, besitzen ein eigenes ausübendes und gesetzgebendes Council, zwei andere, Bengalen und die Nordwestprovinzen, nur ein gesetzgebendes Council. In den anderen führen die governors, die stellvertretenden governors oder Bevollmächtigten mit ihren Beamten die Geschäfte. Ein großer Teil von Indien steht aber nun nicht unmittelbar unter englischer Verwaltung, sondern wird von den alten Landesfürsten regiert, die durch britische Agenten beraten werden. Haiderabad, Mysore, Kaschmir und Gwalior sind die bedeutendsten. Einigen der Provinzen entsprechen Fürstentümer, so gibt es eine große Provinz Madras und ein kleines Fürstentum Madras; ebenso verhält es sich mit Bengalen, Pandjab, Bombay, den Zentral- und Nordwestprovinzen. Das Abhängigkeitsverhältnis der einheimischen Fürsten ist in der verschiedensten Weise geregelt: wir haben die Form des Schutz- und Trutzbündnisses, der Tributzahlungen mit Kontingentsstellung, des Gewährleistungsvertrages, des Freundschaftsvertrages, des Schutzvertrages mit dem Recht des Eingriffs in innere Angelegenheiten. Die Zahl der Eingeborenenstaaten beträgt fast 700; sie sind an Umfang und Bedeutung ebenso verschieden, wie ihre Dynastien an Alter der Abstammung und Einfluß. England hat

diese Fürsten vollkommen in seine Interessen gezogen; sie sind wirtschaftlich von ihm abhängig, es wird ihrem Gefühl für Würde und Glanz durch Schmeicheleien, Orden und Ehrungen jeder Art Rechnung getragen. Die Söhne der Fürstenfamilien werden in eigens für sie bestimmten Colleges erzogen und in dem Imperial cadet corps militärisch ausgebildet.

England hat in den letzten Jahrzehnten für die wirtschaftliche und geistige Entwicklung Indiens die größten Anstrengungen gemacht. Welch ein Gegensatz zwischen der rücksichtslosen kaufmännischen Ausbeutung in der Vergangenheit und diesem modernen, groß angelegten, gerechten und erfolgreichen Regiment! Gewaltige Bewässerungsanlagen helfen dem indischen Ackerbau auf, in dem mehr als in den Edelsteinen die Schätze Indiens beruhen. Die Hungersnöte und die Pest werden systematisch und nicht ohne Erfolg bekämpft. Was dieser Kampf für Anforderungen stellt, begreift man, wenn man sich erinnert, daß von der großen Hungersnot 1899/1900 60 Millionen Menschen betroffen wurden. Die englische Regierung hat die sogenannten »Famine Codes« angelegt, um dem furchtbaren Elend in rationeller Weise zu steuern.

Die Bemühungen Englands für Ausbreitung europäischer Bildung haben in den Massen der unteren Volksschichten nur sehr geringe Erfolge gehabt. Ganz anders in den höheren Ständen: hier hat sich geradezu eine geistige Revolution vollzogen, die die indische Kulturrichtung während der letzten Jahrzehnte vollkommen verändert hat. Die Europäisierung der höherstehenden Hindu hat sie entwurzelt, verwirrt und innerlich zerrissen. Es ist so ein geistiges Proletariat entstanden, ein Literatentum, aus dem eine große Anzahl von Unruhestiftern und Wortführern der Feindschaft gegen England hervorgegangen sind. Diese

revolutionären Babus haben sich mit dem romantischen Konservativismus der Brahmanen verbunden; in der Feindschaft gegen die Fremden, dem Haß gegen den Westen, in der Auflehnung gegen den straffen Militarismus der englischen Regierung sind diese an sich so verschiedenartigen Elemente einig.

Das neue Indertum mußte sich nun ganz besonders auch deshalb von der englischen Herrschaft abgestoßen fühlen, weil ein neuer britischer Typ entstand, der sich von der vorhergehenden Generation wesentlich unterschied. Das Paradoxon hat recht: der Suezkanal hat England und Indien nur einander genähert, um sie voneinder zu entfernen. Die Engländer kamen zahlreicher, aber kürzer nach Indien. Indien wurde für viele nur eine interessante Episode, kein ernster und großer Lebensinhalt mehr. Man nahm Indien und seine Probleme leichter und hochmütiger: man hatte darum gekämpft, man hatte den Frieden hergestellt, die Herrschaft erweitert, und nun konnte man Indien genießen. Diese Stimmung steht natürlich im Zusammenhang mit der englischen Dekadenz am Ende des 19. Jahrhunderts. Es war ein Sinn für Aeußerlichkeit, für Luxus, für alle sensationelle Zeitvertreibe des »private gentleman« allgemeiner üblich geworden, und dieser Art, die nur manchmal geistreich war, entsprach in den meisten Fällen ein ebenso unverschämtes wie borniertes Auftreten gegenüber den Angehörigen fremder Rassen. Die Geschichte von einem kleinen indischen Radja, der in einem Wagenabteil I. Klasse von englischen Sportsleuten dazu gezwungen wurde, ihnen die Stiefel zu reinigen, ist völlig verbürgt. Was Angehörige uralter und vornehmer Kultur angesichts eines solchen Benehmens empfinden mußten, ist klar. Distinguierten Indern wurde die Aufnahme in englische Clubs versagt. In der Armee können Eingeborene nur

die Hauptmannscharge erreichen und folgen dann noch immer dem jüngsten englischen Leutnant im Rang.

Und so entstand eine englandfeindliche, nationalindische Bewegung, die vollständige soziale und politische Gleichstellung mit den Engländern erstrebt. Ungeschicklichkeiten, wie die Teilung der Provinz Bengalen in zwei Hälften durch Lord Curzon, konnten eine solche Bewegung nur verstärken. Man boykottierte alle englischen Waren, es kam zu Attentaten auf englische Beamte. Das Erwachen Japans machte einen ungeheuren Eindruck. Die Führer der Bewegung erinnerten das Volk daran, daß es unter den ersten Zivilisatoren der Welt war, und wiesen auf die Aufgabe hin, die diese Tradition enthielte.

Die Gefahr der Lostrennung Indiens von England wurde durch all das in den Gesichtskreis und zur Erörterung gebracht. Der Gegensatz zwischen Moslem und Hindu, den England immer so geschickt ausspielte, schien auch nicht unüberbrückbar zu sein. Aber eine wirkliche Volksbewegung im Großen, eine Ueberbrückung der Sprachen- und Kastenunterschiede war immer und ist noch heute im weiten Feld. England ist in Indien stark durch das Einzige, worauf schließlich politische Macht beruht, durch seine intellektuelle Ueberlegenheit und seine militärische Gewalt. Die indische Armee beläuft sich auf 180 000 Mann; aber nur sehr wenige der höheren Offiziere sind Inder, und man hat es klug vermieden, eine nennenswerte indische Artillerie zu schaffen. Die Unterabteilungen sind aus verschiedenen Rassen und Kasten rekrutiert worden, sodaß sie nicht miteinander in Berührung treten können, und endlich mußten die indischen Politiker auch in Erwägung ziehen, daß eine etwaige Befreiung von England noch keine Befreiung überhaupt bedeutete. Die Gefahr des Eingreifens von Rußland und auch von Japan, dessen

Handelsverkehr mit Indien sehr stark zugenommen hat, erscheint groß.

Es bleibt die große Leistung Englands, diesem Kontinent, der Indien heißt, den Frieden gegeben zu haben. Englands Weltstellung beruht in der Tat auf diesem Besitz — nicht nur etwa wegen der gewaltigen wirtschaftlichen Vorteile, sondern hauptsächlich wegen der politischen Autorität, die es in Indien und an Indien gewonnen hat. Lord Curzon hat gesagt, daß Indien der politische Pfeiler des asiatischen Kontinents ist. Von diesem Manne, der mit Lord Roberts die große Reihe der Clive, Wellesley und Dalhousie abschließt, ist hauptsächlich die asiatische Position Großbritaniens betont und befördert worden. Eine Erscheinung von großem Schnitt: wie er durch ganz Asien reist, als Forscher, Sportsmann und Politiker, wie er seine »Probleme des fernen Ostens« schreibt, wie er sein Buch über Afghanistan nicht veröffentlichen kann, weil er Vizekönig wird, und Lord Salisbury sagt: ein Vizekönig soll keine Bücher schreiben; wie er den Schah, den Kaiser von Annam, den König von Cambodja, den Emir von Afghanistan persönlich kennt, wie er mit dem König von Siam regelmäßig korrespondiert: das ist alles mächtig und eigenartig, zielbewußt und erfüllt von einem untrüglichen Instinkt für das Große, Sachliche und Wichtige. Lord Curzon ist es gewesen, der von dem Glacis Indiens jenseits der Gebirgswälle gesprochen hat, das England zwar nicht selbst zu besetzen braucht, das es aber nicht in der Hand von Gegnern sehen kann. Persien, Afghanistan, Tibet, Indochina — das sind die Länder, die das Glacis der indischen Festung ausmachen und auf die die englische Weltpolitik deshalb Blick und Hand gerichtet hält.

*

Durch den Besitz von Britisch-Burma, das nur eine Dependenz des indischen Reiches ist und auch offiziell als »further India« bezeichnet wird, hat sich England in die hinterindische Halbinsel vorgeschoben, hat mit dem französischen Reich in Indochina Berührung gefunden und so die Brücke zu China selbst geschlagen. Singapore an der Straße von Malakka, eine meisterhaft gewählte Position, deren Erwerbungsgeschichte uns schon bekannt ist, ist der Mittelpunkt des Bundes abhängiger Malaienstaaten (seit 1895) und hat, auch hier in der Nachfolge Hollands, die wirtschaftlichen Interessen und Wege von den Sundainseln abgezogen; Hongkong, Singapores Gegenstück, der Gewinn des Opiumkrieges, bildet die Ausfallspforte für China: eine kleine Insel an der südchinesischen Küste, 90 Quadratkilometer groß. Hongkong ist der klassische Umschlagplatz, die charakteristische Hafenstadt der großen Welt mit ihrer Buntheit und ihrem flüchtigen, gewinnsüchtigen Geist — keine Kolonie eigentlich, sondern der Kopf einer Einflußsphäre. England hat den Ehrgeiz gehabt, sich das ganze Flußgebiet des Yang-Tse als Domäne vorzubehalten (Vertrag mit China 1898), und es gab am Ende des 19. Jahrhunderts gewisse englische Karten, die diesen Bezirk schon rot färbten. Hongkong wäre dann ein zweites Kalkutta, ein zweites Alexandrien geworden. England hat darauf verzichten müssen, die Konkurrenz der großen Mächte hat sich auf die Politik der offenen Tür geeinigt. Und der Hafen Weihai-wei, das englische Gegengewicht zu Port Arthur und Tsingtau, ist nicht als Arsenal ausgestattet worden. Das englisch-japanische Bündnis von 1902 hat den Sinn gehabt, die Regelung der Verhältnisse in Ostasien durch Japan und China im englischen Interesse zu lenken, da doch die Zerstückelung Chinas unmöglich war.

Australien.

Das Verhältnis zu Japan ist nun auch für die englische Stellung in Australien besonders bedeutungsvoll geworden. Unter allen Erdteilen ist Australien der am meisten vereinsamte, der abgelegenste und undankbarste. Nirgends scheint so das Land dem geschichtslosen Leben naiver Naturmenschen preisgegeben zu sein, nirgends wurde der weiße Mann so abgewiesen. Mächtige Korallenbänke rücken Australien von dem geographisch so benachbarten östlichen Asien weit weg in die Ferne. Nur im Osten ist der Erdteil entwickelt, sein Antlitz ist dem stillen Ozean zugekehrt, und nur dort konnte sich politische Lebenskraft entfalten. Die äußeren Momente, die Trockenheit des Klimas, das schweifende wilde Leben der Ureinwohner, die keine Widerstandskraft und keinen Unternehmungsgeist kennen, der Mangel an Nutztieren — alles das konnte europäische Kolonisten weder zur Herrschaftsgewinnung anregen noch zur Ausbeutung oder Ansiedelung veranlassen. Die mineralischen Schätze Australiens, die schließlich die entscheidende Voraussetzung einer blühenden Entwicklung geworden sind, wurden erst spät von den Europäern entdeckt und nutzbar gemacht.

Schon Ende des 16. Jahrhunderts wird die Terra australis erwähnt; die holländischen Seefahrer haben sie früh berührt. Die erste größere Forschungsreise hat 1642 Abel Tasman gemacht, im Dienst der holländisch-ostindischen Kompagnie. Seitdem nahmen die Holländer das Land als »Neuholland« für sich in Anspruch, machten aber von diesem Recht keinen praktischen Gebrauch, da die Aussichten nicht günstig schienen. So ist die Reise Tasmans nur wissenschaftlich bedeutungsvoll. Er hat festgestellt, daß in dem Südmeer sich kein Kontinent befand, der den Ländermassen der nördlichen Erdhälfte gleichkam.

Der englische Seefahrer James Cook nahm dann 1770 die ganze Südostküste für England in Besitz. Durch seine begeisterten Schilderungen des neuen Landes — es war die günstigste Stelle Australiens — erweckte er starkes Interesse. Als England die amerikanischen Kolonien verlor, schien sich hier die Möglichkeit eines Ersatzes zu bieten. Man suchte zudem nach einem neuen Deportationsgebiet. Gibraltar hatte zu wenig Raum; das Gebiet am Gambia war zu ungesund — der Parlamentsbericht fand, daß eine Deportation dorthin die Todesstrafe durch Malaria bedeutete. Und so wählte man Neusüdwales. 1787 landeten die ersten 800 Sträflinge: eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, deren Stimmung und Betragen durch die Enttäuschungen nicht besser wurden, die das Land bereitete. Die Ausschreitungen waren beispiellos; besonders schlimm scheinen die weiblichen Gefangenen gewesen zu sein, und man kann sich vorstellen, wie entsetzlich die Lage der Schotten und Irländer war, die als politische Verschwörer mit diesen gemeinen Verbrechern zusammengeworfen worden waren. Die militärische Macht war nicht stark genug, die Soldaten meuterten, die Trunksucht war bedenklich verbreitet; die Miliz selbst handelte mit Spirituosen! Nur mit den schärfsten Mitteln gelang es den Behörden, die Verrohung und Verwilderung etwas zu bekämpfen. Die Prügelstrafe mit der neunschwänzigen Katze war ein gewöhnliches Mittel, und die allerschlimmsten Elemente wurden nach einsamen Inseln verbracht, wo sie verkamen.

Der wichtigste Schritt für die Entwickelung von Daseinsbedingungen, wie sie die Europäer brauchten, geschah bald: man führte indische, irische und kapländische Schafe sowie Rindvieh ein, und die sehr erfolgreiche Tierzucht ermöglichte Ordnung und Seßhaftigkeit. 1802 konnte schon die erste Probe australischer

Wolle gezeigt werden, und seitdem nahm die australische Wollproduktion einen immer größeren Aufschwung. Die Behörden legten den Deportierten eine bestimmte Arbeitsleistung auf und kauften ihnen außerdem ab, was sie darüber produzierten. So waren die Kräfte auf das äußerste angespannnt.

Vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus schien sich also die Deportation glänzend zu bewähren. Die Kosten für die Regierung waren mindestens um die Hälfte geringer, es wurden die Verbrecher in nützliche Arbeiter verwandelt, die Kolonie hatte den Vorzug billiger Arbeitskräfte, der eines der wesentlichsten Momente des Aufschwungs wurde: es entstand so eine neue lebensfähige Gesellschaft. Eine andere Frage ist, ob nicht das moralische Gesamtniveau der Kolonie durch diesen starken Zusatz von verbrecherischen Elementen heruntergebracht wurde. Zweifellos hat die australische Gesellschaft durch die Deportation eine gewisse Skrupellosigkeit und Brutalität bekommen. Die Methoden, die man zur Vernichtung der Eingeborenen anwandte, sagen genug: man setzte Preise auf die Köpfe der Wilden und schoß sie einfach im Busch ab. Wie die Gefühlsrohheit, so ist auch ein auffälliges Raffinement im Geldmachen und eine rücksichtslose und niederträchtige Art, den Geldstandpunkt zu betonen, zweifellos eine späte Folge ursprünglicher massenhafter Depravation. Der Vergleich mit Amerika ist hier sehr belehrend. Auch dort haben sich ähnliche Eigenschaften entwickelt, die ja überhaupt dem kolonialen Emporkömmlingswesen entsprechen. Aber hier wirkte doch immer ein starker ethischer Zug und ein naiver mächtiger Respekt vor allem Geistigen als ausgleichendes Moment.

Sehr schwierig ist die Frage der Familienbildung in Australien gewesen. Die Zahl der Männer überwog von Anfang an um mehr als das Doppelte. Die Folgen

waren schlimm: die Frauen der Eingeborenen verfielen der Prostitution; eine Versammlung in Westaustralien bat einmal um stärkere Heranziehung von weiblichen Verbrechern bei der Deportation, und berühmt ist die Geschichte des Ladenfräuleins geworden, das in Sydney ankommt und am ersten Tag drei Heiratsanträge erhält. Die Zahl der Geburten war gering, die Bevölkerung vermehrte sich wesentlich durch Zuwanderung. Das Geld wurde rasch angesammelt und auch wieder rasch ausgegeben: das australische Leben bekam einen reichlich junggesellenhaften Zug. Der Gouverneur von Victoria berichtete einmal, Champagner würde in solchen Massen getrunken, daß man die Straßen nach Melbourne auf Meilen mit den Flaschen pflastern könnte.

Die Deportation wurde endgültig 1853 abgeschafft, nachdem sie ein halbes Menschenalter vorher bereits von einer Unterhauskommission vollständig verurteilt worden war und dann zuerst in der ältesten Kolonie Neusüdwales aufgehört hatte.

Die Entstehung der jüngeren Kolonien Viktoria, Südaustralien, Westaustralien, Queensland, beruht auf der spontanen kolonisatorischen Ausdehnung, die von den vordringenden Kolonisten selbst ausging. Die großen Viehzüchter (»squatters«) nahmen einfach neues Land für ihren Bedarf ohne Erlaubnis und Zahlung. Die Regierung pflegte dann einzugreifen und organisierte die Landverteilung von Staatswegen. Es bewährte sich hier das Wakefieldsche System, wonach gleichförmige Landstücke zu einem Einheitspreis von natürlich angemessener Höhe abgegeben wurden. Der Ertrag floß dem Einwanderungsfond zu. So wurden Auktionen und Konzessionen vermieden, die ja immer zu Mißhelligkeiten führen.

Am Tage nach der Eröffnung der Londoner Weltausstellung von 1851 wurde die Entdeckung von Gold-

feldern in Australien bekannt. Die Kolonisten wurden von einem Fieber ergriffen, verließen die Landwirtschaft und strömten von allen Seiten zusammen. Die Staatsrechtler verlangten Verbot des Goldgrabens, Verkündigung des Standrechtes und Ausnützung der Goldfelder für Rechnung der Regierung. Eine Durchführung dieser Forderungen war unmöglich; man konnte nur durch hohe Taxen auf die Erlaubnisscheine den Zugang etwas abwehren. Trotzdem: Neusüdwales und seine Hauptstadt Sydney wurden plötzlich verlassen. Melbourne in Viktoria war die Goldstadt. In wenigen Jahren wuchs die Bevölkerung auf eine Doppelmillion. Die Landspekulation verstieg sich ins Unsinnige. Durch die Goldfunde erhielt die Einwanderung einen mächtigen Antrieb. Abenteurer aus allen europäischen Ländern erschienen; auch die Chinesen nisteten sich ein trotz der unfreundlichen Aufnahme und der schlechten Behandlung, die sie fanden.

Der wirtschaftliche Aufschwung der fünfziger Jahre beschleunigte auch die Verfassungsentwicklung in Australien. Neusüdwales hatte als die älteste Kolonie immer die Tendenz, die anderen zu bevormunden. Dagegen wehrten sich aber natürlich die jüngeren, und sie erreichten es, daß sie sich alle als selbständige moderne Staatswesen nebeneinander mit konstitutionellen Formen organisieren konnten. Jede dieser Einzelverfassungen war ein verkleinertes Abbild der ungeschriebenen Verfassung von »Mr. Mother Country«, wie man in Australien England nennt.

Das Verhältnis zum Mutterland und das Verhältnis der einzelnen Kolonien zueinander: hier lagen die Aufgaben der australischen Politik. Die britische Regierung verhielt sich den australischen Kolonien gegenüber sehr zurückhaltend und war so klug, die Selbständigkeits- und Ablösungsbestrebungen nicht durch lebhafte Bekämpfung zu verschärfen. 1870 zog England

alle Truppen zurück und überließ es damit den Kolonien, für den Schutz im Innern und für ihre eigene Verteidigung selbst zu sorgen. Die achtziger Jahre brachten den Umschwung. Frankreich und Deutschland setzten sich in der nächsten Nähe fest. Daß Neuguinea England entging, war für Australien besonders ärgerlich. Die britische Regierung wollte die Verwaltungskosten auf die Australier abwälzen. Queensland erklärte sich 1883 dazu bereit, Lord Derby zögerte aber, und so gelang es dem Deutschen Reiche, einen Teil zu besetzen. Für England blieb nur noch ein minderwertiges Stück im Südosten, das es unter australischer finanzieller Beihilfe als Kolonie verwaltet. Die Angelegenheit von Neuguinea sowie die Verteilung der Inselgruppen des stillen Ozeans mußte in Australien den Staatsgedanken entwickeln und reifen. Man sah ein, daß eine brave und bürgerlich betriebsame Existenz abseits von der großen Welt unmöglich war. Es entwickelte sich so aus Zwang und Furcht heraus ein lebhaftes und eifersüchtiges politisches Selbstbewußtsein.

Als 1877 Krieg zwischen England und Rußland drohte, schickte der Gouverneur von Tasmanien ein Telegramm an das Kolonialamt, in dem er in beweglichen Worten um Schutz für die »arme Kolonie« bat. Schon damals fühlte Australien die Erschütterungen der großen Welt und es war so glücklich in Sir Henry Parkes eine Persönlichkeit zu finden, die ihr für die neue Weltepoche staatliche Einheit schuf. Parkes, den man den Bismarck Australiens genannt hat, konnte nur ganz allmählich vorgehen, da die Mißgunst der einzelnen Kolonien untereinander die Verhandlungen in der peinlichsten Weise verschleppte. Zunächst gelang es eine engere Verbindung zwischen Neusüdwales, Viktoria und Südaustralien für die wichtigsten Lebensfragen herzustellen — für die chinesische Einwanderung, für

das Problem der gegenseitigen gerichtlichen Urteilsvollstreckung und für die militärische Sicherung. Bezüglich Neuguineas erklärte diese australische Gemeinschaft, daß die Erwerbung von Gebieten südlich des Aequator seitens fremder Mächte schädlich für die Interessen des britischen Reiches wäre. In langwieriger Arbeit kam dann der Entwurf einer Bundesverfassung zustande, der ein Parlament von zwei Häusern, Senat und Repräsentantenhaus, einen obersten Bundesgerichtshof und als Exekutivbehörde einen von der englischen Krone eingesetzten Generalgouverneur mit einem aus der Majorität des Repräsentantenhauses gebildeten Ministerium aufwies. Neuseeland hielt sich dauernd zurück und ist dann auch nicht beigetreten; Westaustralien, die jüngste und unentwickelste der Kolonien, wo bis 1868 noch eine deportationsartige, zwangsweise Ansiedelung bedingt begnadigter Verbrecher stattgefunden hatte, verlangte Sondervorteile; und Queensland war durch wirtschaftliche Interessen innerlich völlig zerrissen: der nördliche Teil treibt Plantagenbau mit farbigen Arbeitern und wollte überhaupt eine Sonderkolonie bilden, abseits von dem geplanten Gesamtstaat.

1900 ist dann der Commonwealth von Australien doch zustande gekommen: von den beiden englischen Parlamentshäusern wurde die neue Verfassung mit mittelalterlicher Feierlichkeit genehmigt, und an der Spitze der Begründungsurkunde dieses unhistorischsten aller modernen Staatswesen steht in Altfranzösisch die normannische Formel: »La Reyne le veult«.

Die Entstehung dieses unauflöslichen, auf ewige Zeiten geschlossenen Bundes ist eines der großen Ereignisse der neuesten Kolonialgeschichte. Wie die Vereinigten Staaten von Amerika ist Australien reif zur Selbstregierung geworden, aber es hat sich die neue Form gegeben ohne Ablösung, und auch ohne Ent-

fremdung und Amerikanisierung wie Kanada — es ist bewußt englisch geblieben und es ist stolz auf diese ausgeprägte englische Art. Freilich liegt gerade darin ein Zeichen der Schwäche. Die wirtschaftliche Entwickelung war wohl glänzend, aber die wichtigste koloniale Lebensquelle, die Einwanderung stagniert. Australien ist das Paradies der Arbeiter geworden; nirgends sind die Löhne so hoch, nirgends sind ihre Verhältnisse und ihre Versorgung so bis ins Kleinste geregelt. Aber das Gesamtbild des Lebens hat etwas starres, pedantisches und ältliches. Dem überspannten Selbstbewußtsein entspricht keine naive und robuste Kraft. Die Schulden Australiens kommen denen Indiens gleich, die Einnahmen betragen aber nur ein Viertel davon, und die Bevölkerungszahl übersteigt kaum 5 Millionen.

Neuseeland ist noch australischer als Australien — es ist ein Zerrbild der englischen Kolonisation und verdient deshalb eine besondere Betrachtung. Die Lage dieses Zweiinsellandes zu Australien ist mit der Lage Englands zu Europa, mit der Lage Japans zu Asien vergleichbar, und die eigenartige historische Entwicklung bietet gleichfalls Analogien. Der Name erinnert noch an die erste Entdeckung durch die Holländer. Gleichzeitig mit Neusüdwales und Tasmanien machte es dann eine romantische Frühepoche durch. Von Verbrechern und Goldgräbern ist Neuseeland zu seinem Glück verschont geblieben; dafür wurde es aber von Abenteurern aus ganz Europa besucht. Es entwickelten sich wildwestliche Verhältnisse und Typen: manchem Europäer gelang es bei den Eingeborenenstämmen eine Vertrauensstellung zu gewinnen und eine Führerrolle zu spielen. 1840 versuchte die französische Regierung Neuseeland zu annektieren, aber der Vertreter Englands erfuhr noch rechtzeitig davon und kam den

Franzosen zuvor — es ist einer der vielen Fälle der Uebertölpelung Frankreichs durch England.

Die Besiedelung begann jetzt, und es entwickelte sich eine rein demokratische Gesellschaft von einfachem naturhaftem Zuschnitt, deren Angehörige stolz darauf waren, daß sie ohne Traditionen und Vorurteile die Dinge betrachteten. Die Gesetzgebung in der demokratischen Form wurde ein wahrer Sport der Arbeiterklasse. In den politischen Kämpfen, die lebhaft, sehr persönlich und ohne viel Würde geführt wurden, entwickelte sich ein eitles reklamefrohes Aposteltum, das sich daran gewöhnte, die altmodischen Länder des armen Europa zu verspotten und die Neuseeländer als die am meisten fortschrittlichen Menschen hinzustellen: mit ihnen solle sich die Welt zu ihrem eigenen Nutzen beschäftigen. Aber wie seltsam! In dieser Musterdemokratie entstand eine konservative Partei, die sich aus Männern von Reichtum und Stellung zusammensetzte; sie fand die »liberale Arbeiterkoalition«, die alles nach ihren Interessen einrichten wollte und dabei gar nicht revolutionär und kommunistisch, sondern recht eigennützig vorging, weder angenehm noch geschmackvoll.

Ein gewisser Seddon, Sohn eines Lehrers aus Lancashire, Bierwirt in Australien, dann Parteihauptmann und Minister, wurde der Beherrscher von Neuseeland; »king Dick« nannten ihn mit liebevollem Stolze seine Landsleute. Unter seiner Führung kam die ganze Arbeitergesetzgebung Neuseelands zustande, die hauptsächlich unentgeltlichen Schulunterricht, zwangsweises Einigungs- und Schiedsverfahren und die Festsetzung von Mindestlöhnen sowie von Altersrenten umfaßt.

So entwickelte sich Neuseeland in selbstbewußtem Eifer zur Mustergültigkeit. Betrachtet man das politische und gesellschaftliche Leben dieser Idealkolonie, so muß

man erstaunen und auch ein wenig lächeln über so viel Einförmigkeit und innere Leere. Einwanderer werden mißmutig und kritisch aufgenommen, denn man will keine Lohndrücker, und gescheiterte Existenzen würden die Respektabilität verletzen, die der Atem des Lebens geworden ist. Klassenhochmut, soziale und frauenrechtlerische Gemeinplätze, kirchliche Starrheit, bürgerliche Konvention und Heuchelei, Bekämpfung des Alkohols, ersterbende Ehrfurcht vor jedem Sir und Lord, vor allem aber vor dem Hof von England, dem höchsten Ausdruck gesellschaftlichen und menschlichen Glückes: das sind die treibenden Kräfte dieses kolonialen Snobismus.

Auch die Weltpolitik von seinem eigenen Standpunkt aus zu behandeln, hat sich Neuseeland angewöhnt. Es ist sein Glaubenssatz geworden, daß Ozeanien den Angelsachsen gehört; Frankreich und Deutschland wurden ihm lästig, und es hat, um doch etwas zu tun, den Cookarchipel annektiert. Immer wieder ist es leidenschaftlich für den imperialistischen Gedanken aufgetreten und hat dem fromm verehrten Mutterland beträchtliche Kontingente für seine Kriege geschickt. Jedenfalls hat es erreicht, daß man von ihm gesprochen hat, und dabei ist es nicht einmal so volkreich wie Hamburg.

Australien ist eines der englischsten Produkte, die es gibt. Seine Art ist gewaltsam, eigensinnig und dabei durch und durch gewöhnlich. Mit seiner Dreiheit von Home, Sport, Church ist es fern von allem, was groß ist in Geist, Kunst und Geschichte. Und ganz nahe ist der australischen Welt die furchtbarste Lebensgefahr: die chinesischen Einwanderer können durch alle Gesetze nicht abgewehrt werden. Ihre Emsigkeit und Gleichgültigkeit gegen alles Komfortable hat die Gelben in dieser erstarrenden europäischen Gesellschaft zu unent-

behrlichen Dienern, Landarbeitern, Krämern gemacht. Und dahinter droht, politischer und gefährlicher, die Kraft der japanischen Expansion. Wie wird sich dagegen ein Staatswesen halten können, das aus goldprotzigen Großstädten, Einsamkeit und Hammelherden besteht?

*

In Indien und Australien sind die Engländer die glücklicheren Nachfolger der Holländer gewesen. Auch in dem, was den Holländern noch geblieben ist, traten die Engländer als Wettbewerber auf: die kleinere Nordhälfte von Borneo wurde von ihnen besetzt, und das von dem Abenteurer James Brooke gegründete Sultanat Sarawak fiel ihrem Protektorate zu. In einem besonderen Sinne haben aber Engländer und Holländer um das Kapland und die von hier ausgehende koloniale Expansion gerungen. Auch als England hier die unumstrittene Herrschaft besaß, hat sich das holländische Volkstum in merkwürdiger Weise kolonial umgeprägt, gegen das englische Wesen bewährt und behauptet. Die Geschichte der Kapkolonie gehört nun in den größeren Zusammenhang der englischen Kolonisation in Afrika.

Wir haben gesehen, wie England eine Stellung in Amerika gewonnen und dann wieder, wenigstens unter dem weltgeschichtlichen Gesichtspunkt, verlor; in Asien hat es dann seine alten Ansprüche militärisch durchgekämpft, sein Herrschafts- und Einflußgebiet immer mehr erweitert, es ist als asiatische Weltmacht gegen Rußland und China aufgetreten und hat sich so mit Japan zusammengefunden; Australien endlich ist völlig und mit einer gewissen Tendenz englisch. Und auch in dem sprödesten Erdteil, in Afrika, ist Großbritannien eine Macht geworden. Es ist hier am wenigsten aktiv gewesen, und so ist es gekommen, daß die konkur-

rierenden Großmächte, Frankreich und Deutschland, sich neben England stellen konnten, daß sich Portugal behauptete, ja daß sich das seltsame Gebilde des Kongostaates durchzusetzen vermochte.

Der plumpe Erdteil mit seiner unentwickelten Küste, mit seinen versumpften Flußmündungen, mit der anarchischen Brutalität seiner dunklen Völker, hat den kolonialen Unternehmungsgeist des älteren England wenig gereizt. Wir hören nur von ganz vereinzelten Versuchen einer Festsetzung: 1618 ist am Gambia ein Fort gegründet worden als Stützpunkt des Handels mit Gold, Pfeffer und Elfenbein. Seit dem 17. Jahrhundert beteiligte sich England aber auf das lebhafteste am Sklavenhandel. Eine privilegierte Kompagnie verpflichtete sich 1662, jährlich mindestens 3000 Neger nach Amerika zu liefern. Man hat die englische Sklavenausfuhr am Gambia auf 2 bis 3000, an der Sierra Leone auf 4 bis 5000 Stück Jahresumsatz geschätzt. Auch der Goldhandel war schon im 17. Jahrhundert an der afrikanischen Westküste sehr ansehnlich: die alte englische Goldmünze hat ihren Namen von Guinea. Um Kolonisation im höheren staatlichen Sinn hat es sich damals nirgends gehandelt. England tat genau dasselbe wie Portugal und Holland, dachte an keinerlei zivilisatorische Versuche, sondern beutete eben Afrika in erster Linie als Sklavenmarkt aus, ohne jede Rücksicht auf die demoralisierenden Wirkungen dieses Geschäftes.

Aus der puritanischen Ethik und dem aufklärenden Rationalismus ist dann die Antisklavereibewegung entstanden, die in amerikanischen Quäkern, in englischen Missionaren und französischen revolutionierenden Menschenrechtlern ihre lebhaftesten Vorkämpfer gefunden hat. Nur mit der größten Achtung kann die Geschichte den Namen von Wilberforce nennen, der seine ganze ehrliche und unentwegte Lebensarbeit an die Emanzi-

pation der Neger gesetzt hat. Es entstand eine Vereinigung, die es sich zur Aufgabe machte, für befreite Neger zu sorgen, und 1787 wurde an der Sierra Leone eine Niederlassung gegründet, die alle amerikanischen Schwarzen in ihrem heimatlichen Erdteil als befreite Bürger aufnehmen sollte.

Ich habe hier die Frage der Sklaverei nur unter dem kolonialgeschichtlichen Gesichtspunkte zu berühren. Es handelt sich dabei um vielerlei: um die Loslösung der Neger und ihre Erziehung zur Freiheit, um die Unterdrückung des Negerhandels, um die Frage, wie für die amerikanischen Pflanzungen freie Arbeitskräfte zu beschaffen waren, um die andere Frage endlich, wie die europäische Kolonisation sich nun mit Afrika abfinden sollte, das seine Arbeitskräfte bei sich behielt. Es vereinigen sich also hier eine ganze Anzahl von ethnologischen, ethischen, ökonomischen und politischen Problemen. Für den Historiker stellt sich das Politische in die erste Reihe.

Und da ist es nun England gewesen, das durch die Sklavenemanzipation und die Unterdrückung des Negerhandels politisch außerordentlich viel gewonnen hat. Das erste Staatsgesetz gegen die Negersklaverei ist 1792 von Dänemark gegeben worden. Die Vereinigten Staaten und Frankreich folgten. Erst 1807 erfolgte das Verbot von England, und dieser Staat nahm die Durchführung in seine Hand. Nicht mit Unrecht haben sich die schwächeren Mächte bitter beschwert, daß England die Sklavenschiffe der anderen durchsuchte und vernichtete, selber aber in Westindien die Sklaverei ruhig beibehielt, ja zunehmen ließ. Der philanthropische Edelsinn der Einzelnen wurde für den englischen Staat ein Moment der Machtbetätigung und des Machtzuwachses. England drückte auf Frankreich, Portugal und Spanien. Gewiß: es zahlte an

die beiden südromanischen Nationen große Summen und sparte auch nicht mit salbungsvoller Humanität. Aber der politische und wirtschaftliche Vorteil war auf Seiten Englands. Es ruinierte den Handel und die Pflanzungen seiner schwächeren Konkurrenten, es wurde wesentlich auch durch diese Bekämpfung der Sklaverei der Beherrscher, der Vormund, der Polizist des Ozeans. Wenn England dreißig Millionen Pfund bei diesem Kampf gegen die Sklaverei ausgegeben hat, so war das für die maritime Hegemonie nicht zu teuer.

Wie entwickelte sich nun der Versuch, die befreiten Neger an der Sierra Leone anzusiedeln? Die Menschenfreunde wurden grausam enttäuscht. Man hatte die unglaubliche Torheit begangen, den Schwarzen eine erhebliche Zahl Londoner Dirnen beizugeben; die befreiten Neger waren zudem aus allen Stämmen Afrikas zusammengewürfelt, stellten also gar keine Einheit in sich dar. Die Ergebnisse dieser verwegenen Kreuzungen waren grotesk: die meisten Neger zeigten eine unüberwindliche Abneigung gegen Feldarbeit und zogen den Kleinhandel oder die Vagabundage vor. Sicher arbeiteten die Missionare brav und hatten manche harmlose Freude an äußerlichen Erfolgen ihrer Erziehung. Das Ganze wurde doch immer mehr eine geschmacklose und nicht ungefährliche Komödie. Die Freiheit war für die Mehrzahl der Neger nur eine Gelegenheit für frechen Humbug. 1808 hat der englische Staat die Sierra Leone übernommen; sie ist seitdem der Ausgangspunkt des englischen Besitzes in Westafrika geworden. Viele von den befreiten Negern wurden wieder nach Westindien zurückgeschafft, weil sie eine Last für die Behörde und für sich selbst waren.

Die Unterdrückung der Sklaverei hatte für die afrikanische Westküste eine wirtschaftliche Krisis herbeigeführt, die lange nicht überwunden werden konnte.

Die Gegend war ja äußerst ungesund; die herrschende liberale Stimmung in England glaubte also nichts gescheiteres wünschen zu können, als die Niederlassungen aufzugeben: wozu Opfer an Geld, wozu kriegerische Unternehmungen? Die Leute, die selbst draußen waren, teilten begreiflicherweise solche Stimmungen viel weniger, und England hat schließlich die westafrikanischen Niederlassungen fest gehalten, um sie nicht in andere Hände fallen zu lassen, ja es hat die schwächeren Nachbarn, die keinen so langen Atem hatten, die Dänen und die Holländer ausgekauft. Das Problem der Sklaverei ist schließlich das Hauptmotiv des Bleibens und Fortschreitens geworden. Um den Sklavenhandel zu vernichten, besetzte England 1851 Lagos und dehnte sich dann im Nigergebiet weiter aus. Wiederholt mußten die Aschanti in blutigen Kriegen bekämpft werden. Im Ganzen hat aber England in Westafrika doch nicht so viel staatliche Kraft eingesetzt, daß es die erste Stellung errungen hätte. Frankreich hat es, wie wir gesehen haben, hier bei weitem überholt.

Im Westen und auch im Osten Afrikas ist England als kolonisierende Macht spät und mit Zurückhaltung aufgetreten. Seine afrikanische Stellung wurde geschaffen durch Expansion vom Süden und vom Norden aus. Und zuerst hat England im Süden eingesetzt.

Südafrika.

Das Kapland entwickelte sich unter der holländischen Herrschaft nur wenig nach außen hin. Wir haben gesehen, wie die holländisch-ostindische Kompagnie nur fast wider Willen hier Ansiedelungen zuließ. Das Ergebnis dieser Ansiedelungen war dann doch für die Kolonialgeschichte wichtig und neu. Aehnlich wie in Nordamerika bildete sich hier aus Holländern, Deutschen und Franzosen eine neue Nation. Wenn aber in

Amerika sich alle diese verschiedenen Volkselemente in einem neuenglischen Amerikanertum auflösten, so war das entstehende Afrikanertum im Kapland seinem Wesen nach neuholländisch. Die Buren sprachen einen holländischen Dialekt, der stark von der holländischen Schriftsprache abwich; sie führten auf ihren Farmen ein einsames Leben in Tapferkeit und Gottesfurcht. Die Ausdehnung ging schnell vor sich: jeder Sohn der kinderreichen Familien verließ die Farm des Vaters, ging in das Innere und gründete an einer Wasserstelle eine neue Farm. Es war natürlich, daß sich im Laufe der Generationen das Europäische an Kultur und Sitten verwischte. Eine geordnete Schulbildung war in der Einsamkeit und Vereinzelung nicht wohl möglich; das Leben war von dem Meer und der großen Welt völlig abgewendet und verlief, ein echt afrikanischer Zug und eine notwendige Folge afrikanischer Verhältnisse, völlig kontinental. Die Buren führten beständige Kämpfe mit Hottentotten und Kaffern; sie zwangen ihre farbigen Arbeiter in eine Art Hörigenstellung, und auch die Sklaverei war verbreitet, aber durchaus milde. Was gegenüber der australischen Kolonisation etwa in Südafrika besonders auffällt, ist der ethische Zug. Gewiß war die Art der Buren roh und derb, aber sie wollten nicht anders sein als sie waren, sie kümmerten sich nicht um die Welt, sondern blieben eigensinnig und herzhaft auf dem Hergebrachten stehen, verlangten aber dafür auch, daß man sie in Ruhe ließe.

Die Engländer landeten zuerst 1795 in Kapstadt, um das Land vor der Besitzergreifung durch die Franzosen zu schützen; seit 1806 befanden sie sich im unbestrittenen Besitz. Von Anfang war der Gegensatz zwischen Engländern und Buren stark. Das Vorgehen der englischen Missionare und ihre Einmischung in die Eingeborenenverhältnisse erbitterte die Buren; die Hin-

richtung einiger widerspenstiger Buren 1815 machte böses Blut und wurde nie vergessen. Die Einführung des Englischen als Amtssprache, die Umstürzung der alten Lokalverwaltung in Kapstadt, die Abschaffung der alten holländischen Währung verletzte den pietätvollen und konservativen Sinn der burischen Bevölkerung auf das tiefste. 1828 wurden auch noch die Hottentotten den Weißen gleichgestellt, und kurz darauf die Sklavenbefreiung durchgeführt.

Alle diese, von einem weiteren kolonialpolitischen Standpunkt aus vielleicht notwendigen Reformen wirkten auf die Buren lediglich als Demütigungen und Schikane; das Endergebnis war, daß ein erheblicher Teil der Burenbevölkerung, etwa 10000 Köpfe, seinen alten Besitz verließ und über den Oranjefluß zog. Der Planwagen, von Ochsen gezogen, wurde die Wohnung dieses fliehenden Volkes; die Volksversammlung entschied über das, was zu tun sei, ein von ihr gewählter Volksrat regierte. Es war der sogenannte »große Trek« von 1836, der mit der Gründung der Stadt Pietermaritzburg endete.

Die große Frage war nun, ob die Engländer die Selbständigkeit dieser neuen Staatsbildung anerkennen würden. Die Buren behaupteten, unabhängig zu sein, und bemühten sich sogar um den Schutz ihres alten Mutterlandes, der Niederlande. Die englische Regierung in Kapstadt tat alles, um den Buren ihre Sonderstellung zu erschweren: sie schnitt ihnen den Zugang zum Meer ab und verständigte sich mit den Eingeborenen: sie schloß mit den Griquas Verträge ab und erkannte ihnen die Unabhängigkeit zu, die sie den Buren verweigerte. 1848 wurde das Gesamtgebiet zwischen Vaal und Oranje einverleibt. Diese Maßregel konnte aber nun aus verschiedenen Gründen nicht aufrecht erhalten werden. Das Kolonialamt in London

billigte das rücksichtslose Vorgehen der kapländischen Regierung nicht, weniger aus Sympathie für die Buren, als aus Mangel an kolonialpolitischer Initiative. Es kam zudem zu einem blutigen Kaffernkrieg, der mit der Niederlage der Engländer endete. Und so wurde in dem Vertrag mit Prätorius von 1852 die Anerkennung der nördlich des Vaal angesiedelten Buren ausgesprochen und ein Jahr später auch die Oranjekolonie aufgegeben.

Die damit geschaffene Lage trug den Keim zu neuen Konflikten in sich. Die Holländer in der Kapkolonie mußten nach Vereinigung mit den Burenstaaten streben, die Engländer in den Freistaaten waren die natürlichen Feinde der burischen Selbständigkeit. Für die Kapkolonie war der große Auszug der Buren ein äußerst günstiges Ereignis. Das verlassene Land war jetzt natürlich leicht zu kolonisieren. Denkwürdig für uns Deutsche ist der große Versuch der englischen Regierung, nach dem Krimkrieg die deutschen Legionen in Südafrika anzusiedeln. Man bot die verlockendsten Bedingungen: freien Transport der Frauen, Kinder und Bräute, freie Verpflegung während eines Jahres, Halbsold während dreier Jahre, Vollsold, wenn Krieg mit den Kaffern geführt würde. In Britisch-Kaffraria gründete man für diese Deutschen eine Anzahl Dörfer mit deutschen Namen, Frankfurt, Wiesbaden, Potsdam — deutsche Bauernfamilien und Lehrerinnen wurden herangezogen, um die Gründung von Familien zu erleichtern. Sehr glücklich ist der Versuch nicht ausgegangen. Die große und dauernde Schwierigkeit in Südafrika lag eben darin, daß man die Eingeborenen, die Kaffern und Zulus, verdrängen mußte; und die kriegerische Tüchtigkeit und Zähigkeit dieser Eingeborenen ließ sich nicht zur dienenden Arbeit degradieren, so wie es bei den Negern des afrikanischen Tropengürtels leicht möglich

war. Auch wechselten die Methoden der Landverteilung zu häufig, das Mutterland schätzte Südafrika zudem nach wie vor nicht besonders hoch — die Ausdehnung nach Natal, Zululand, Kaffraria vollzog sich also unter großen Schwankungen. Das Land im Innern war auch nicht so ergiebig wie die Küste: es handelte sich um ein ziemlich trockenes Hochplateau, das allein Viehzucht zuließ und so nur eine dünne Bevölkerung ernähren konnte.

1853 bekam die Kapkolonie eine eigene Verfassung, aber nicht wie die anderen reif werdenden englischen Kolonien mit Responsible Government. Erst zwanzig Jahre später wurde diese freiere Form gewährt. Ende der sechziger Jahre zog das Mutterland, wie in Australien, die Truppen zurück, ließ aber doch dann etwas Militär dort, auch ohne den verlangten Zuschuß pro Kopf. Auch dies Vorgehen war ein Symptom für den Niedergang des kolonialen Gedankens während der klassischen liberalen Epoche.

Da erfolgte in Südafrika ein großer Umschwung: es wurden Diamanten und Gold gefunden. Der Wert des Landes im Innern stieg dadurch mit einem Male ungeheuer. In die Burenstaaten zog eine ganz neue Menschenklasse ein: Arbeiter, Kaufleute, Ingenieure, Spekulanten. Es war kein größerer Gegensatz zu denken, als zwischen den Buren und diesem neuen Europäertum. Ein Verständnis für den anderen war bei jedem dieser Gegner ausgeschlossen. In den Augen der Buren waren diese Eindringlinge Räuber und Betrüger, Heimatlose und Abenteurer, für die man nur Verachtung haben konnte. In den Augen der neuen Ankömmlinge waren die Buren bornierte Landbewohner, schwerfällige und tückische Egoisten, die niemanden neben sich dulden und von der Arbeit an den Minen profitieren wollten, die ihnen selbst zu schlecht schien.

England plante jetzt einen südafrikanischen Bund und lud auch die Burenstaaten, Transvaal und Oranjefreistaat, dazu ein. Die Buren wollten nichts von ihrer Selbständigkeit preisgeben; und so benutzte die englische Regierung die Beschwerden von Hottentottenhäuptlingen, um gegen die Buren einzuschreiten. Die englische Presse machte durch schreckliche Berichte über die Grausamkeit und Roheit der Buren Stimmung gegen sie. 1877 wurde Transvaal zum britischen Territorium erklärt. Es folgten erbitterte Kämpfe, die durch das Eingreifen der Zulus noch verwickelter wurden. Neue Burenstaaten wurden gegründet: Stellaland und Goosen. Und so entschloß sich die englische Regierung 1884 wiederum, zum zweitenmal, die Souveränität der Burenstaaten anzuerkennen, nur mit der Beschränkung, daß die englische Krone ein Aufsichtsrecht ausüben solle über Verträge zwischen den Burenstaaten und Eingeborenenstämmen sowie fremden Mächten.

Wenn sich dabei England nicht beruhigte, so liegt der Grund dazu wohl hauptsächlich in dem jetzt beginnenden Wettkampf um Afrika, der jede Großmacht zwang, ihre Einflußsphäre möglichst auszudehnen und möglichst zu sichern. Zululand, Betschuanaland werden so von England annektiert. In ganz starkem Maße ist aber alles, was nunmehr geschah, das Werk eines Einzelnen, einer überragenden Persönlichkeit, eines der gewaltigsten Träger des englischen Weltmachtgedankens und moderner Kolonialpolitik überhaupt: Cecil Rhodes.

Rhodes hat mit seinen Freunden und Bundesgenossen den Kleinbetrieb der Minen in Südafrika organisiert; er hat sich von Rothschild finanzieren lassen, er hat die Konkurrenten ausgekauft und ist so mit seinem beispiellosen Optimismus, mit seiner fabelhaften Geschäftsgeschicklichkeit zum Pfundmillionär geworden. Er war aber viel mehr als ein Geldmacher, der nun mit dem Erwor-

benen sich gekauft hätte, was käuflich ist. Der Pfarrerssohn Rhodes kam von der Bildung; er las Carlyle und die anderen großen Geschichtsschreiber Englands, er war bescheiden und still, nachlässig und innerlich beschäftigt: er war ein Politiker großen Stils und hatte seinen Glauben. Die Engländer waren ihm das auserwählte Volk; er wollte ein einiges Südafrika unter englischer Flagge, er wollte dieses weite Land lebendig und volkreich machen und so einer weißen Zukunft entgegenführen. Er hat den Herrschaftsgedanken ganz persönlich und als Mann seiner Nation begriffen und er hat alles an die Verwirklichung gesetzt. Auf Geldverluste kam es ihm dabei nicht an: er hat Krieg aus eigener Tasche geführt und 5000 Pfund an die liberale Parteikasse bezahlt, um zu verhindern, daß Gladstone Aegypten losließ. So hielt Rhodes seinen Willen auf das Letzte und Höchste gerichtet, und der achtbare Bureneigensinn erscheint an dieser Weltweite politischer Ideen gemessen klein.

Rhodes legte also um Transvaal und den Oranjefreistaat den eisernen Ring. 1889 erhielt er den Freibrief für seine britische Südafrikagesellschaft, die berühmte »Chartered«, und er schuf Rhodesia, ein Land so groß wie Frankreich, Deutschland und Oesterreich-Ungarn: er baute Eisenbahnen, eroberte und gründete Städte. Rhodes und Präsident Krüger sind die beiden Führer in dem Kampf, dessen Ausbruch sich immer mehr näherte, in diesem Kampf, der schließlich um die höchsten Lebenswerte ging. Rhodes vertrat den britischen Gedanken; Krüger erstrebte Südafrika als eine unabhängige Großmacht, in der das älteste afrikanische Kolonistentum herrschen sollte, eine Großmacht also der »Afrikander«.

Aus den Konflikten der Buren und der Uitlanders entstand der große Kampf. Die Buren hockten phlegmatisch auf ihren Landsitzen und suchten als Herren im Hause Nutzen aus dem neuen Reichtum zu ziehen:

sie belasteten die beweglichen Goldgräber und Spekulanten mit gewaltigen Abgaben. Diese Uitlanders aber verlangten gleiche Berechtigung mit den Alteingesessenen nach einer bestimmten Frist und Vertretung ihrer Interessen in der Regierung. Der Aufstand, den Dr. Jameson 1895 versuchte, bewies, daß es sich um die staatliche Unabhängigkeit der Buren handle. Die englische Regierung setzte sich für die Interessen der Uitlanders ein; 1899 brach der Krieg aus.

England hat diesen Krieg unbekümmert um Niederlagen und Opfer rücksichtslos und grausam bis zur Niederwerfung der Buren durchgefochten. Hat es aber auch unter einem höheren Gesichtspunkt in Südafrika gesiegt? Ist Südafrika ein Engländerland geworden? Der Krieg hat die Entwickelung Südafrikas in der Richtung des Afrikandertums nur beschleunigt. England hat den besiegten Buren die gleichen Rechte gegeben, wie sie die siegreichen Engländer genossen. Englischer ist das Land aber nicht geworden, denn der geringe Abfluß der englischen ländlichen Bevölkerung zieht Kanada und die Vereinigten Staaten vor. Die Buren haben sich von jeher schneller vermehrt als die Engländer und konnten so schnell die Verluste im Krieg ausgleichen. Sehr stark ist auch die Zunahme der farbigen Bevölkerung in Südafrika; zu den Minen mußten chinesische Kulis als Arbeiter herangeholt werden. Ueberhaupt ist die Minenbevölkerung, wie sie sich besonders in Johannisburg angesammelt hat, wenig robust, wenig stationär; sie verflattert schnell, wie sie zusammengeströmt ist, und gibt wenig kolonisatorische Kraft.

1907 bekamen die Buren die Majorität in dem Transvaalparlament und sie stellten ihren alten General Botha an die Spitze der Regierung. Und 1909 ist dann die einheitliche parlamentarische und verantwortliche Regierung, die südafrikanische Union zustande gekommen.

Der afrikandische Gedanke hat die Zukunft in Südafrika; eine Stellung in der großen Welt kann es aber wohl nur durch die Verbindung mit einer Weltmacht behaupten.

*

Nach dem Gedanken der afrikanischen Führer des britischen Imperialismus sollte die Eisenbahnverbindung zwischen Afrika und Aegypten, die Kap-Kairo-Bahn, das Rückgrat werden für die englische Macht in Afrika. Aegypten ist die jüngste der englischen Kolonien; erst in dem großen Krieg hat England gewagt, es zum britischen Protektorat zu erklären.

Kein Land ist so bestrahlt vom Glanz der Weltgeschichte wie Aegypten. Es ist, so könnte man sagen, Afrika, Europa und Asien zugleich; die Völkerströme, die Erobererzüge, die Kämpfe um Wirtschaftsgeltung und Wirtschaftsstraßen, die politischen Machtideen, haben sich hier gedrängt, vermischt und gekreuzt: dies Land ist der gordische Knoten der Völkerschicksale.

Alles, was Aegypten kolonialgeschichtlich bedeutet, geht auf Napoleon zurück. Er hat es der islamitischen Welt zu entreißen versucht und hier den ersten denkwürdigen Versuch gemacht, ein orientalisches Land mit allen Mitteln der europäischen Macht und der europäischen Wissenschaft zu verwalten, zu erforschen und zu erschließen. Napoleon eröffnet, wie Darmstädter gezeigt hat, auch in der Kolonialgeschichte eine neue Periode: er verzichtet auf jede religiöse Propaganda, er will das Land durch eingeborene Autoritäten unter Aufsicht regieren — er will es also nicht nur äußerlich, sondern auch von innen heraus durch den Geist und durch Sympathie gewinnen. So hofft er, seinem Frankreich die Hegemonie im Mittelmeer, die Herrschaft im Orient und die Zentralstellung im Welthandel zu sichern.

Frankreich hat dann den Einfluß in Aegypten, der ja schon vor Napoleon bedeutend war, trotz des Scheiterns der Herrschaftsgewinnung weiter entwickelt. Der Pascha Mehemet Ali war eine Figur in dem Spiel der französischen Weltpolitik, und 1840 wäre es bekanntlich um dieser Machtstellung Frankreichs im Orient willen beinahe zum Krieg gekommen. Das England Palmerstons hielt sich damals noch völlig zurück: es vertrat das Prinzip der türkischen Integrität und ließ sich auf keinerlei Wagnisse ein. Französischer Geist und französisches Geld bauten dann den Suezkanal, dessen Eröffnung im Jahre 1869 eine neue Phase in dem Verhältnis Aegyptens zu den Großmächten einleitet. Aegypten war jetzt das notwendige Durchgangsland für den schnellsten Weg nach Indien: durch Aegypten hing für die europäischen Mächte das asiatische Problem mit dem afrikanischen zusammen. Wie würde sich England in dieser neuen Lage verhalten? Es war doch bezeichnend, daß bei der Eröffnung des großen Werks von Ferdinand von Lesseps die englische Regierung die einzige unter den Regierungen der Kulturnationen war, die keinen Vertreter schickte.

Bald bot sich aber für England Gelegenheit, einzugreifen. Ein großer kaufmännischer Coup leitete eine seiner folgenreichsten weltpolitischen Aktionen ein. Der Khedive von Aegypten Ismail Pascha überspannte sinnlos die Kräfte seines Landes: er baute Eisenbahnen, Fabriken, Paläste und versuchte Kairo in ein orientalisches Paris zu verwandeln. Der Bankerott drohte; er bot Frankreich seine Kanalaktien an und wandte sich, hier abgewiesen, an England. England übernahm die 170 000 Aktien à 500 Francs für hundert Millionen. Und nun konnte es den Einfluß Frankreichs aufwiegen. Die beiden Mächte vereinigten sich zu einem finanziellen Kondominium. Gegen die europäischen Eingriffe erhob sich aber die national-ägyptische Opposition. Die islami-

tische Propaganda ballte alle widerstrebenden Elemente zusammen und verkündigte in den Moscheen einen neuen Mahdi. Im Sommer 1882 erhob sich die Bevölkerung von Alexandria und metzelte die Europäer nieder; dem Blutbad folgte die Plünderung. Die englische Regierung, von Bismarck diabolisch beeinflußt, entschloß sich, als Frankreich eine Beteiligung ablehnte, allein zum Eingreifen: Alexandria wurde bombardiert, englische Truppen landeten. Ein paar Sommerwochen genügten zur Eroberung von Aegypten.

Aber es zeigte sich bald, daß England weiter gehen mußte, wenn es sich in Kairo und am Suezkanel behaupten wollte. Seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts hatten die Beherrscher Aegyptens eine starke Kolonisationstätigkeit entfaltet, die nilaufwärts in Eroberungszügen und Entdeckungsfahrten bis nach Abessinien und an das rote Meer ging. Hier hatten englische und französische Reisende, Offiziere und Gelehrte eine bedeutende Arbeit geleistet, die für die Erschließung Afrikas die entscheidende Anregung gewesen ist. Die beiden Aegypten, das nördliche der Araber und das südliche der Neger vermählten sich gleichsam im Sudan. Hier bändigte und disziplinierte der Islam die Triebhaftigkeit und Barbarei der schwarzen Stämme; die Kultur der Moslem erkannte und betätigte wiederum ihre große Aufgabe für die Entwickelung Afrikas. Es lagen in diesem einfachen Sittenernst, in dieser Heiligung der Gesellschaftsordnung, in dieser glühenden Gläubigkeit Momente eines gewaltigen Widerstandes gegen europäische Kolonisation.

Hier in Oberägypten entstand die große Bewegung gegen den englischen Angriff. Ein nubischer Einsiedler wurde zum Erben Mohameds, zum neuen Propheten Gottes, zum echten, wahrhaften Mahdi proklamiert. England nahm zögernd genug den Kampf auf und er-

litt vernichtende Niederlagen. Gordon Pascha ging in Khartum unter, bevor der Entsatz anlangte. Und es bedurfte wiederholter blutiger Feldzüge in den neunziger Jahren, bis die mahdistische Bewegung in Oberägypten niedergeschlagen wurde. Lord Kitchener hat sich hier bekanntlich Lorbeeren und Adelstitel geholt.

England saß in Aegypten und machte keinerlei Anstalt zu weichen. Wir kennen schon den Zusammenstoß mit den Franzosen bei Faschoda. England behauptete den Osten Afrikas für sich und fühlte sich in Aegypten als Herr. Welche Folgen mußte dieser Zustand schließlich für sein Verhältnis zur Türkei und den andern europäischen Mächten haben? 1898 wurde Kaiser Wilhelm II. von der englischen Regierung an den Nil eingeladen; er gab aber die Antwort, daß er der Gast des Khedive, des Souverains von Aegypten, sein würde. Und der Besuch unterblieb.

Die Regierungskunst der Engländer wurde in Aegypten auf die härteste Probe gestellt. Die Vielfältigkeit der Bevölkerung — Fellahs, Beduinen, Kopten, Turko-Aegypter, Mischlinge und Einwanderer jeder Art, die Levantiner endlich, die im Orient geborenen Nachkommen von Europäern — diese ganze Buntheit bedeutete deshalb keine Erleichterung, weil der überwiegende Teil der Bevölkerung durch den Geist des Islams zusammengeschmiedet wurde und so etwas wie eine ägyptische Nation und eine nationalägyptische Bewegung entstand. Wirtschaftlich hat England sicher für Aegypten Großes getan. Durch die Nilregulierung hat es dem bankerotten Staat die Fruchtbarkeit des Bodens hundertfältig nutzbar gemacht.

*

Vom Norden und vom Süden hat also die britische Kolonisation Afrika ergriffen; in dem großen Wettkampf der achtziger Jahre hat sie sich als Fortsetzung der

Herrschaft in Oberägypten endlich noch das Protektorat in Britisch-Ostafrika gesichert, einem Gebiet, das gewaltige Schwierigkeiten machte, aber in seinen Wäldern besonders große Ausbeutungsmöglichkeiten gewährt. Der große Schmerz der englischen Imperialisten ist es, daß es nicht gelungen ist, die Verbindung mit Britisch-Zentralafrika durch Uebernahme eines Stückes des Kongostaates herzustellen. Aber auch wenn diese geographische Brücke geschlagen wäre, wäre der englische Besitz in Afrika nur auf der Karte ein großes zusammenhängendes Reich. Die einzelnen Kolonien haben innerlich wenig miteinander zu tun, sie sind ganz verschieden politisch und wirtschaftlich orientiert, sie haben zu vielfältige eingeborene Bevölkerungen und zu abweichende klimatische Bedingungen. Von jedem der Einzelzentren spinnen sich die Fäden vielmehr nach dem Meer und nach dem Mutterlande hin, als von einem zum andern, sodaß ein engmaschiges Netz nicht entstehen konnte.

Wir haben die wesentlichen Bestandteile des britischen Weltreiches geschichtlich betrachtet. Die großen Hauptteile und Hauptreiche werden durch kleinere Besitzungen, durch militärische und wirtschaftliche Stützpunkte, durch Stationen und Inseln rings um den Erdball verbunden. England hat seit den entscheidenden Kämpfen mit Spanien, Portugal, Holland und Frankreich dieses System ausgebildet: es hat Gibraltar und Malta, Mauritius und Ceylon, Aden und Cypern, die Tongainseln und ein Stück Samoa in Besitz genommen und steht so, überall beteiligt und interessiert, als die erste Kolonialmacht der Welt da.

Die Verwaltung dieses unvergleichlichen Reiches ist in der verschiedensten Weise geordnet. Das Wichtigste ist uns bereits bekannt: die großen Tochterstaaten, die Dominion von Kanada, der Commonwealth von Australien und die südafrikanische Union haben Par-

lament und Responsible Government: die britische Regierung stellt die Gouverneure und besitzt das Vetorecht in Fragen der Gesetzgebung. Die zweite Kategorie sind die Kolonien mit Parlament oder gewähltem gesetzgebendem Rate, aber ohne Responsible Governement, wie z. B. Barbados, die Bermudas, Britisch-Guyana, Malta. In den Kronkolonien endlich übt das Mutterland die Verwaltung aus und kontrolliert die Gesetzgebung. Die Mehrzahl der Inseln und Stationen sowie die westafrikanischen Besitzungen, wo ja überall die Voraussetzung für Selbstverwaltungen fehlen, ferner die westindischen Kolonien und die Straits Settlements werden so regiert. Dazu kommen noch die Protektorate, Sansibar, Uganda, Nigeria; Indien mit seinen Schutzstaaten und Agenturen gilt als besonderes Reich.

Das britische Weltreich ist ein Produkt des XIX. Jahrhunderts, in seiner Ausdehnung und in seiner Organisation; die englische Weltstellung als solche ist aber das Ergebnis jahrhundertelanger Machtkämpfe. Zu einer Zeit, da die englische Vorherrschaft am wenigsten bestritten war, meinte der herrschende Liberalismus, die Verantwortlichkeit für die Besitzungen über See allmählich von England abschieben zu können. Der Wettkampf der großen Mächte um die Aufteilung der Erde hat dann den niemals abgestorbenen, sondern nur lässig gewordenen englischen Herrschaftsgedanken zu neuer Aktivität angespornt. Und so ist das England Disraelis und Salisburys in die imperialistische Epoche eingetreten.

Der ältere englische Imperialismus ist eine große geistige Bewegung, deren Sinn es war, den britischen Nationalgedanken zu erwecken und zu kräftigen. Diese Bewegung knüpft an die stärksten Traditionen der britischen Geschichte an, an das Puritanertum und seine Weltauffassung, die so primitiv und naiv, so massiv in ihrem Wortglauben, so ethisch in ihrer planmäßigen

Lebensgestaltung, in ihrem Aufgehen in Berufsarbeit war. Das Manchestertum bedeutete ein Versinken und Erstarren dieser Ideen in einem platten Eudämonismus, der seine Geldbeutelinteressen mit humanitären Phrasen philisterhaft verband. Diese Ideen wurden aber dann veredelt, vertieft und zu einem überwirtschaftlichen romantischen Glauben an das Britentum und seine Weltmission gesteigert. Carlyle hat koloniale Arbeit und Pflichterfüllung, staatliche und militärische Machtentfaltung gepredigt. Seeley, Froude, Dilke forderten die britische Expansion, das Emporwachsen zu einem ozeanischen Staat, die Entwickelung von Großbritannien zu Größerbritannien. Die Bewegung, die so in England entstand, wendet sich an das Staats- und Kulturbewußtsein, sie fordert Macht im weltgeschichtlichen Sinne, sie ist von Männern der Idee getragen und deshalb erfüllt von großer ideeller Wucht. Wie sollte sich nun aber diese Weltherrschaft der angelsächsischen Rasse und Kultur verwirklichen?

Der jüngere Imperialismus machte den Versuch, die idealen Forderungen mit den realen Bedürfnissen in Einklang zu bringen. Unleugbar bestanden für den Zusammenhalt des britischen Reiches Gefahren. Die Auswanderung aus England nach den Siedelungskolonien wurde immer geringer, die Bande wurden lockerer. Die Entstehung des Kolonialnationalismus habe ich wiederholt angedeutet; er konnte besonders schwierig werden, wenn er sich mit den Hoffnungen nicht angelsächsischer Elemente verband. Das Mutterland fand ferner die militärischen Lasten, die ihm die Kolonien auferlegten, ohne wesentlich daran teilzunehmen, recht drückend. Die wirtschaftlichen Momente wurden endlich von besonderer Bedeutung. Die Kolonien dieses freihändlerischen Mutterlandes genossen handelspolitische Autonomie und so entwickelten sie ein protektionistisch gefärbtes Finanzzollsystem. Es entstand der lebhafte Wunsch nach

Differenzialbegünstigung auf dem britischen Markt gegenüber kräftigeren Konkurrenten. 1887 fand die erste Kolonialkonferenz statt; Kanada trieb vorwärts. Die Kolonien wünschten ein Zollabkommen mit dem Mutterland zum Zweck der Begünstigung des Handels innerhalb des Reichs. Dagegen erhob sich nun aber das Mutterland, erfüllt von der imperialistischen Idee. Chamberlain wurde der Wortführer des Gedankens, in der neuen hochschutzzöllnerischen Wirtschaftsepoche auch das »Empire« gegenüber seinen Konkurrenten, den Vereinigten Staaten und Deutschland, zu einer wirtschaftlichen Einheit, zu einem Zollverein mit Freihandel im Innern und Schutzzoll nach Außen zusammenzuschließen. Das ist Chamberlains berühmte »Finanzreform«; sie ist ihrem Wesen nach kein rein wirtschaftlicher Gedanke, sondern beruht auf machtpolitischen Ideen größten Stils. Chamberlain hat einmal gesagt, er hätte immer anerkannt, daß bei Beibehaltung des Freihandels mehr Cheks durch das Clearinghouse gingen und die Erträgnisse der Einkommensteuer wüchsen; aber, so fügte er hinzu, gibt es nicht Größeres als dies? »Wir können an Reichtum zunehmen, aber trotzdem kann unsere nationale Mission zugrunde gehen. Hiergegen protestiere ich mit der ganzen Kraft meiner Natur.« Ein andermal hat er davon gesprochen, daß England alt und mit Ehren und Lasten beladen sei; aber das »Reich« sei jung und müsse der britischen Nation eine Zukunft bringen, die größer wäre als ihre Vergangenheit.

Wie stellten sich nun aber die Kolonien zu diesen Gedanken? Die Kolonien waren und sind Gegner des interkolonialen Freihandels. Sie mußten es sein, denn sie konnten im Interesse ihrer Wirtschaft nicht auf Zölle gegenüber dem Mutterland verzichten. Ueberall ist im Grunde die gleiche Stimmung gewesen; eine zollpolitische Angliederung galt als ganz aussichtslos. Nicht

nur in Kanada und in Südafrika, sondern auch in Indien entstand eine schutzzöllnerische Stimmung. Man fragte sich etwa in den Tochterstaaten, warum das Mutterland die Kolonien schädigen wolle, da es doch durch historische und persönliche Verbindungen die kolonialen Märkte beherrschte? Vom englischen Standpunkt war aber doch die Sachlage wesentlich anders: die Konkurrenz der neuen Industriemächte wurde immer empfindlicher, der Zorn gegen das Schleudern und Unterbieten auf dem Weltmarkt immer größer; der einseitige Freihandel war in dieser neuen Welt voll heißen Wettkampfes eine veraltete Torheit.

Der Gedanke des Reichszollvereins ist aber nicht verwirklicht worden. Ebensowenig ist es gelungen, die anderen praktischen Ziele des jüngeren Imperialismus, den Reichswehrverein und das Reichsparlament, zu erreichen. Die politische und wirtschaftliche Zusammenballung fand energischen und siegreichen Widerstand nicht nur in den Kolonien, sondern auch bei dem Arbeitertum und bei der liberalen Partei. Der Gedanke des Empire ist nur in viel bescheidenerer Form zum Ausdruck gelangt: es kam zu regelmäßigen Kolonialkonferenzen in London und zu Einzelabmachungen über Geldbeiträge der Kolonien zur Flotte.

Das Ergebnis der englischen Kolonisation ist ein Weltreich, das unter allen Großmächten der Erde die anspruchsvollste Stellung einnimmt. Großbritannien hat um seiner Kolonisation willen bis in die jüngste Zeit mehr Kriege geführt und mehr Geld für seine Militär- und Marineherrschaft ausgegeben, als irgend eine andere Macht; es hat sich darum auch stärker vergrößert als die anderen. Das »Reich« hat immer noch äußerlich zusammengehalten und, wie alle politischen Bildungen niemals mehr, als wenn es einen Gegner fand. Eine einheitliche britische Nation hat sich in diesem Reich nicht

entwickeln können. Wir haben gesehen, wie sich der neue Typ des Kolonialbriten ausbildete: der starre, harte Wirtschaftsmensch, dessen nackter Egoismus aus allem, was die Welt bewegt, nur die Bilanz zieht. Wie sehr sticht davon der letzte Typ des Home-Engländers ab, des Luxus- und Sportmenschen mit den verschwenderischen Lebensgewohnheiten, des Globetrotters und Golfers, der von der Arbeit der Neger, Chinesen und Hindu lebt, der in einer ästhetisch verfeinerten Lebenssphäre bei Sophismen und Paradoxen das Dasein des liebenswürdigen und vollendet abgeschliffenen Skeptikers führt, fern von mächtiger Kunst- und Gedankenschöpfung, fern von der Erhabenheit der Staatsidee, die schrankenlose Aufopferung des Lebens und des Glückes verlangt. Und der Vermittler zwischen diesen beiden englischen Typen, dem Kolonialengländer und dem Home-Engländer, ist endlich der Londoner Börsenspekulant, dessen inbrünstiges Angelsachsentum zumeist recht jung ist: er macht als ein skrupelloser Makler für den englischen Rentnerstaat die Arbeit und das Leben des Kolonialreiches und seiner Trabanten nutzbar.

Siebentes Kapitel.

Die russische Kolonisation.

Das asiatische Rußland wird amtlich nicht als eine russische Kolonie, sondern als ein Teil des russischen Staates angesehen. In gewissem Sinn ist die russische Expansion in Asien auch mehr eine Ausbreitung als eine wirkliche Kolonisation. Es handelt sich hier nicht um eine Entfernung vom Mutterland, um eine Erforschung andersartiger Zonen, um Gründung von neuen politischen und kulturellen Gemeinschaften. Rußlands Kolonisation hat sich über Gebiete erstreckt, die ebenso bloß binnenländisch waren, wie Rußland selbst: es sind dieselben Steppen und Wälder, dieselben schroffen klimatischen Gegensätze. Nur Grad- und nicht Artunterschiede bestehen zwischen dem europäischen und dem asiatischen Rußland.

Niemals brauchte sich bei dieser mächtigen Ausdehnung eine russische Armee von ihrer Operationsbasis, von ihren Hilfsquellen zu trennen. Niemals brauchte ein Auswanderer zu empfinden, daß er sein Vaterland verließ. Es ist mehr eine Wanderung als eine Auswanderung — eine langsame, wuchtige unaufhaltsame Wanderung nach Osten und nach Süden. Das nördliche Asien ist ein dünn bevölkertes und nur von Nomaden durchzogenes Gebiet gewesen. Auch das bedeutete einen ungeheuren Vorteil: kein harter Kampf um das Land war nötig, es gab Raum, grenzenlosen Raum, bereit für neue Völker. Es waren genug Elemente in

Rußland, die zu dieser wandernden Auswanderung geeignet waren: die Kosaken, gewohnt, kriegerisch und abenteuerlich herumzuschweifen, die Häretiker, die vor der Orthodoxie ins Neuland flohen, und dann die Tausende von befreiten Leibeigenen, die in der neuen russischen Dorfgemeinschaft keinen Platz fanden und hinausziehen mußten. Der primitive Zustand der russischen Bevölkerung erleichterte die Verpflanzung. Die einfache und natürliche Art des Lebens konnte in den ferneren Distrikten ebensogut fortgesetzt werden. Auch der russische Kaufmann stand dem Händler von Samarkand nahe genug. Der ganze russische Verwaltungsapparat mit seiner naiven Weitherzigkeit und seiner gutmütigen Roheit fand Gegenliebe auf Seite der primitiven Völker, die sich von der starren Rechtlichkeit und unpersönlichen Pedanterie westeuropäischer Amtspersonen abgestoßen gefühlt hätten. Die Russen waren von jeher mit ihrer leichten Anpassungsfähigkeit und ihrer Methode der Unpräzision im innern Asien den Engländern überlegen, und für turkestanische Zustände brachte die russische Verwaltung sogar eine erhebliche und eben noch faßbare Verbesserung.

Schon im XVI. Jahrhundert unter Iwan dem Schrecklichen ist der Ural überschritten worden. Die Ausdehnung über Sibirien, die Niederlassung am Amur führte zu Kämpfen mit den Chinesen, die mit der Abtretung des Amurgebietes an China (1689) endeten. Peter der Große schickte dann eine Expedition nach Mittelasien, nach Chiwa und Buchara, die den Handelsweg nach Indien aufsuchen sollte. Die Handelsleute sind in der Frühzeit auch hier die Patrouillengänger der Kolonisation. In Linien wurden dann befestigte Posten angelegt, und daran entwickelte sich eine spärliche Besiedelung. Die Hauptsache war immer, die Kirgisen, Tartaren, Kal-

müken zu Tributen zu zwingen, die meistens in der Lieferung von Zobelfellen bestanden.

Während des XVIII. Jahrhunderts war die russische Politik in Europa und im nahen Orient beschäftigt, sodaß die asiatische Kolonisation nicht fortschritt. Sibirien war Deportationsland und kam so allmählich zur Entwickelung. Große Strecken Sibiriens, besonders im Osten, sind ja als Ackerbauland durchaus entwickelungsfähig. Seine Mineralien, seine Wälder, seine landschaftliche Schönheit, besonders im Amurgebiet, boten günstige Aussichten. Man hat berechnet, daß hier ein zweites Rußland von 50 Millionen Menschen entstehen kann; es sind die einzigen Gebiete Asiens, in denen Europäer sich für die Dauer ansiedeln können.

Unter Nikolaus I. begann ein neues Vordringen der Russen in Mittelasien. Es ist, wie es York von Wartenburg treffend ausgedrückt hat, gleichsam die Jagd nach einer Grenze gewesen: die Nomaden reizten immer wieder, einzelne Gouverneure zeigten Ehrgeiz; im Ganzen war wenig Plan in den Unternehmungen. Unter der Maske einer wissenschaftlichen Expedition wurde 1839 ein Feldzug gegen Chiwa unternommen, als die Engländer Afghanistan bekämpften. Das Reich des Emir entwickelte sich jetzt zum Kampfobjekt der russischen und der englischen Politik in Asien. Rußland schob sich immer näher heran; die Expansion hat durchaus militärischen Charakter — Festungen werden genommen, Stromübergänge werden festgelegt, die Eingeborenen geben durch ihre räuberischen Gewohnheiten immer wieder einen Grund zum Einschreiten, und schließlich werden Militärbezirke und Verwaltungen errichtet: Turkestan und Transkaspien. Für die russischen Generäle ist dieses ganze Vordringen eine willkommene Gelegenheit zu mehr oder weniger billigen Triumphen: Tschernajew, Skobelew, Ignatiew haben sich hier einen Namen gemacht.

Im Laufe des XIX. Jahrhunderts hat die russische Kolonisation in Asien immer mehr einen weltpolitischen Charakter bekommen. In seiner berühmten Zirkularnote vom 3. Dezember 1869 skizzierte Fürst Gortschakow das asiatische Programm Rußlands: Rußland muß seinen nomadisierenden halbwilden Nachbarvölkern gegenüber ein dauerndes Uebergewicht ausüben; es muß Einfälle und Plünderungen abweisen und muß deshalb, was immer an der Grenze ist, zu mehr oder minder direkter Unterwürfigkeit zwingen. So folgt Expedition auf Expedition, kein Schritt kann zurückgemacht werden, die Asiaten achten nur fühlbare und greifbare Gewalt.

Zentralasien, dieser alte geschichtliche Boden, mit seinen starken Völkermischungen, seiner Unsicherheit, seiner geheimnisvollen Entrücktheit, erwies sich als ein Gebiet von mächtigen Hilfsquellen und großer Zukunft. Hier fand die russische Industrie die Baumwolle im Lande. Und Rußland strebte weiter nach Persien, nach dem persischen Golf, dem nächsten »warmen Wasser«, das der binnenländische Koloß erreichen kann. Und den analogen Sinn hat die Befestigung der russischen Herrschaft in Sibirien, die Gewinnung des großen Ozeans (Vertrag mit China 1858) und die Gründung von Wladiwostok, der Stadt mit dem programmatischen Namen, »der Beherrscherin des Ostens«. Der unglückliche Krieg mit Japan hat hier Rußland etwas gehemmt; in Zentralasien ist es aber ungelähmt vorwärts geschritten, und England mußte sich in wiederholten Abmachungen über Grenzen und Einflußzonen mit Rußland verständigen. Die sibirische Bahn, die transkaspische Bahn, das Werk Skobelews, die den Wüstengürtel durchschneidet, den England als Schutz für Indien ansah, endlich die Transbaikalbahn geben der russischen Kolonisation und der russischen militärischen Stellung in Asien den Halt. Rußland ist die vordringende

und die robustere Macht; England weiß, daß der Besitz von Indien von der größeren Kraft zu Lande abhängt, und hat seine Entschlossenheit gezeigt, Indien und seine Vorwerke zu behaupten. Die letzten und kühnsten Gedanken der englischen Weltpolitik, die Türkei zu zertrümmern, ein südpersisches Reich zu gründen und die Verbindung zwischen Aegypten und Indien im mittleren Osten herzustellen, dienen wesentlich dem Zweck, Rußland und der russischen Kolonisation in Asien die Wage zu halten.

Achtes Kapitel.

Die Kolonisation der Vereinigten Staaten.

Die dreizehn Staaten von 1776 sind seit ihrer Losreißung von England über den ganzen amerikanischen Kontinent hinübergewachsen. Diese Ausdehnung ist eines der wichtigsten Ereignisse der neueren Kolonialgeschichte. Nordamerika wurde immer mehr die Kolonie von Gesamteuropa. Nur verloren die Europäer ihren staatlichen Zusammenhang mit ihrem europäischen Mutterland und traten in ein Verhältnis zu diesem neuen Mutterland, den Vereinigten Staaten. Die späteren Kolonisten wurden gewissermaßen zugleich Söhne und Brüder der dreizehn Staaten: immer wieder ist ein neuer Stern in das Sternenbanner gekommen — die Zahl beträgt jetzt 46.

Die kolonisatorische Erschließung des Westens — das ist die eigentlich große Tatsache der amerikanischen Geschichte im XIX. Jahrhundert. Im Westen hat auch die Entscheidung des Gegensatzes zwischen Nord und Süd gelegen, zwischen freien arbeitenden Bürgern und sklavenhaltenden Pflanzern. Bei dem Kampf um das Westland hat sich dieser alte historische Konflikt verschärft, bis schließlich der Sezessionskrieg den Sieg des freien demokratischen Nordens brachte.

Die ersten, die in den wilden fernen Westen vordringen, sind die Jäger: sie errichten eine Hütte im Wald, sie roden ein Stück aus zur Anlage von Garten und Feld. Dann kommen die Pionierfarmer: sie kaufen

dem Jäger seinen Besitz um ein Weniges ab, der Jäger zieht weiter, und sie erwerben nun einen regelrechten Landtitel, bauen ein solides Holzhaus und roden weiter. Meistens hält sich der erste Farmer nicht lang und verkauft auch wieder; erst der dritte wird dann der endgültige Besitzer, der Farmer, dem der neue Boden zur Heimat wird. Die große Frage nach der Unabhängigkeitserklärung war nun: wem gehört das Neuland, den einzelnen Staaten oder der Union? Es war einer der folgenreichsten Beschlüsse, daß dieses Neuland der Gesamtnation zugesprochen wurde. Der Gemeinbesitz ist eine der wichtigsten Einheitsgarantien geworden; das Bundesland ist das eigentlich amerikanische Amerika.

Die Ohioordonnanz regelte die politische Existenz der Territorien nördlich des Ohio und wurde das Vorbild für die Bildung aller anderen Staaten. Es ist das bedeutendste kolonisatorische Gesetz der Vereinigten Staaten. Zunächst sollte das Territorium von einem Gouverneur verwaltet werden, ihm zur Seite sollten vom Kongreß eingesetzte Richter stehen. Sobald das Territorium 5000 freie männliche Bewohner zählte, sollte es eine Versammlung wählen, der die Legislatur zustände. Sobald schließlich das Territorium 60 000 freie Einwohner besäße, sollte es als gleichberechtigter Staat in die Union aufgenommen werden. Damit war ein Grundsatz aufgestellt von höchster prinzipieller Bedeutung. Der Staat als Ganzes übernahm die Kolonisation, regelte und überwachte sie; die neuen Ansiedelungsgemeinschaften wurden als eine Erweiterung des Mutterlandes angesehen und sollten, sobald es die Entwickelung erlaubte, ihm gleichgestellt werden. Zum Zweck der Bodenverteilung wurde das ganze Neuland durch Nordsüd- und Ostwestlinien in Quadrate von 36 Quadratmeilen eingeteilt; und diese Blocks wurden wiederum parzelliert. Nur auf so vermessenen Gebieten durfte besiedelt wer-

den. Freier Verkauf war allein erlaubt; weder Grundzins noch Pacht wurde zugelassen.

Nach dem Sezessionskrieg ist das Heimstättengesetz gegeben worden, das jedem volljährigen Mann, der Bürger der Vereinigten Staaten ist oder es werden will, gegen eine geringe Gebühr die Erlaubnis der Niederlassung auf einer Viertel- oder Achtelsektion des Bundeslandes gibt. Nach fünfjährigem ununterbrochenem Aufenthalt wird die Heimstätte als volles Eigentum verliehen. Große Landschenkungen hat die Union an Korporationen gemacht, an Schulen, Universitäten; anderes Land ist zum Bau von Straßen, Kanälen und Eisenbahnen hergegeben worden. Die Eisenbahngesellschaften besonders haben gewaltige Gebiete rechts und links der Bahnlinie erhalten.

So sind denn ganze Völkerströme nach diesem Westen gezogen — zunächst aus den dreizehn alten Staaten selbst: die Farmer Neu-Englands, die besseren Boden suchten, die armen Weißen des Südens, die von den Pflanzern bedrängt waren; viele Deutsche und Schotten wirkten als berufsmäßige Pioniere immer an der äußersten Grenze. Seit den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts setzte dann die europäische Einwanderung ganz stark ein: Deutsche, Iren, Skandinavier, zuletzt Italiener und alle Art Slawen.

Ohio ist der erste Staat, der neu aufgenommen wurde (1802), es folgten Indiana, Illinois, Missouri u. s. w. 1835 war fast alles Land östlich des Mississippi besiedelt. Die Kolonisation ging immer den Wasserstraßen entlang. An den natürlichen Häfen der Seen, am Zusammenfluß der Ströme, an Straßenkreuzungspunkten entstehen dann die Städte: Kirche, Wirtshaus, Schule, Bank, Zeitungsgebäude, Kaufläden — damit ist der Markt für den Farmer da. Schnell entwickeln sich Lebensmittelindustrien. Die Rohstoffe sind billig, die

Frachtkosten sind hoch — also man braut, man mahlt selbst, man stellt Konserven her. Der Südwesten entwickelt sich mehr im Stil der alten Südstaaten. Louisiana und Texas haben Plantagenwirtschaft.

Schwierig ist die Kolonisation des fernsten Westens geworden, des »Arid west«, des dürren Westens. Hierher lockten zuerst die mächtigen Mineralschätze: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Kohle, Petroleum. Abseits von den andern steht das Goldland Kalifornien, dem seine südliche Bodengestaltung noch eine große Zukunft, besonders nach Eröffnung des Panamakanals verspricht.

Einer der gewaltigsten Vorgänge der Kolonialgeschichte: ein Jahrhundert genügt, um in einem fast menschenleeren Gebiete fünfzig Millionen Menschen anzusiedeln. Erst durch das Neuland sind die Vereinigten Staaten geworden, was sie sind — das größte, Lebensmittel und Rohstoffe produzierende Land der Erde. Im Westen ist zudem Gesellschaft und Staat völlig neu und demokratisch ausgebildet worden; von hier aus wurde besonders der alte Süden überwunden, hier erstarkte das Amerikanertum zu seiner unbekümmerten Jugendlichkeit.

Die Vereinigten Staaten haben ihre Kolonisation zum erheblichen Teil auf Gebiete ausgedehnt, die schon von anderen kolonisiert worden waren. Louisiana ist von den Franzosen, Florida von den Spaniern gekauft worden. Ein großer Teil von Nordamerika ist ja schon von der spanischen Kolonisation in früheren Jahrhunderten berührt worden. Texas, eine mexikanische Provinz, geht zur Union über; Kalifornien, Nevada, Arizona, der mittlere Westen wird den Mexikanern abgekauft, Alaska den Russen. Durch ihre Kolonisation sind die Vereinigten Staaten so immer mehr die amerikanische Großmacht geworden, deren Einfluß, Energie und Kapital sich über den ganzen Kontinent grandios ausbreitet.

Wie lange wird es dauern, daß das Nordamerikanertum, in den Vereinigten Staaten gesättigt, sich kolonisatorisch nach der Mitte Amerikas und weiterhin ausbreitet?

*

Indessen ist die Union schon über den amerikanischen Kreis hinausgetreten. Sie griff in die verwirrten Zustände auf den Sandwichinseln ein, wo kalifornische Abenteurer hinreichend vorgearbeitet hatten. Die Königin von Hawaii war abgesetzt, die Republik war erklärt worden. 1898 sprachen die Vereinigten Staaten die Annexion aus und machten zwei Jahre später die Inselgruppe zum Territorium. Es kam damit ein ganz neues Element in das amerikanische Staatswesen — eine zwar kleine, aber stark in der Vermehrung begriffene, ganz international zusammengesetzte Gesellschaft. Ueber die Hälfte der Bevölkerung stammte aus Japan und China, und diese Asiaten waren nun amerikanische Bürger geworden! Zu alledem war Japans ozeanischer Ehrgeiz durch diesen amerikanischen Vorstoß schwer verletzt. Aber die Union schritt auf dem betretenen Wege fort. Sie wurde in Samoa Kolonialnachbar von England und Deutschland und trat dann die spanische Herrschaft an.

Die Ueberbleibsel des ersten großen Kolonialreiches, die so an die jüngste, sozusagen die sekundäre Kolonialmacht kamen, waren an Wert und politischer Bedeutung verschiedenartig genug. Die Insel Portorico war leicht zu übernehmen. Sie befand sich durch ihre tropische Produktion in wirtschaftlich günstiger Lage, war überwiegend weiß bevölkert und wurde bald amerikanisches Territorium. Auch Cuba hatte dank der spanischen Kolonisation eine stattliche weiße Bevölkerung, zu der sich Mulatten und auch Briten und Nordamerikaner gesellten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren hier, auf der Perle der Antillen, gleichfalls durchaus günstig. Aber

politisch war die Insel, ähnlich wie das benachbarte Haïti, in einen Zustand völliger Verwirrung und Verrottung hineingekommen. Die Vereinigten Staaten erkannten Cubas staatliche Selbständigkeit an, sahen sich aber genötigt, durch Reorganisation, Interventions- und Kontrollrecht mit der Insel in ein immer näheres Bevormundungsverhältnis zu kommen. Cuba bedeutet als Nachbar von Mexiko und Panama auch weltpolitisch sehr viel.

Am dornenvollsten ist für die Vereinigten Staaten der Besitz der Philippinen geworden, durch den ihre koloniale Expansion nach Asien hinübergriff. Es war kaum möglich, auf den dreitausend Inseln die amerikanische Herrschaft wirklich durchzusetzen. Spanische Sprache und katholischer Kult gaben den malaiischen Einwohnern eine äußerliche Kolonialkultur; die wirkliche Macht waren die hunderttausend Chinesen, und in unmittelbarer Nähe drohte verstimmt und eifersüchtig Japan. Die asiatische Gefahr ist ja bekanntlich überhaupt für die Vereinigten Staaten so groß geworden, daß man sich mit Boykott und schlecht verhehlter Feindseligkeit gegen sie zu wehren suchte.

Das ist also aus den dreizehn Kolonien emporgewachsen: die originellste Blüte der europäischen Kolonisation, eine Welt voll innerer und äußerer Freiheit, voll Unternehmungskraft, gewaltig im Denken und Streben, jugendlich optimistisch, hart und praktisch; ein Leben, das laut, rastlos, marktschreierisch und rücksichtslos ist, das Reklame, Schwindel, Luxus in unerhörten Größenverhältnissen erzeugt hat, das Menschen emporträgt und niederschlingt, das aber auch aristokratische Bildungen entwickelte. Wir sehen im hellsten Licht der Geschichte eine koloniale Welt entstehen und wachsen, eine Welt, die aber nicht abseits bleiben konnte, sondern in den großen politischen Zusammen-

hang der neuesten Geschichte treten mußte und deshalb eine Wendung zum Staats- und Machtbewußtsein begann. Nur wenn sie dieses Bewußtsein nach Art des alten Europa durch die straffe Formung aller politischen und militärischen Kräfte wappnet, wird sie dauern können.

Neuntes Kapitel.

Die Kolonisation kleinerer Staaten.

Zwei Höhepunkte hat die Kolonialgeschichte der Neuzeit. Der eine fällt in die Blütezeit des Merkantilismus, der andere in die Blüte des Imperialismus. In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts sehen wir einen heftigen Wettbewerb in der Kolonisation; in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ist ein Wettkampf größeren Stiles entstanden, der nicht mehr wie damals zunächst den kolonialen Produkten, sondern unmittelbar kolonialer Herrschaft und kolonialer Machtentfaltung galt. Das Charakteristische für die beiden Epochen der Gärung und Wandelung ist die Teilnahme der politischen Gemeinschaften zweiten Ranges.

Dänemark hat kurz nach der Gründung der holländischen Kompagnie ostindische Handelsgesellschaften gegründet, hat die Antilleninsel St. Thomas in Besitz genommen und sich an der afrikanischen Westküste festgesetzt. Hier wurde es der glücklichere Nachfolger Schwedens, das nicht nur in Nordamerika, wie wir sahen, sondern auch hier, auf dem Gebiete seine Versuche machte, das neben den beiden Indien am meisten Anziehungskraft besaß. 1645 wurde eine schwedische afrikanische Handelskompagnie gegründet, als deren Bevollmächtigter ein Rostocker an die Goldküste kam. Die Dänen erschienen aber bald, eroberten die schwedischen Forts, mußten zwar den größeren Teil den Holländern überlassen, ergänzten jedoch das Behauptete durch Neu-

erwerbungen und trieben eifrig Sklavenhandel. Wir haben gesehen, wie sie den wertlos gewordenen Besitz im XIX. Jahrhundert England überließen.

Ebenso ephemer wie Schwedens Versuche waren die Unternehmungen anderer Ostseemächte an der afrikanischen Westküste, des Herzogs von Kurland und des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Sein Fort »Groß-Friedrichsburg« reizte die mächtigen holländischen Nachbarn, verlangte große Aufwendungen und brachte wenig ein. Das Hauptgeschäft wurde auch hier durch Sklavenhandel gemacht, für den man die dänische Insel St. Thomas als Ausfuhrgebiet gewann. Die Goldproduktion rentierte sich weniger.

Die Kolonisationsversuche dieser kleineren Mächte haben mehr den Charakter von fürstlichen Spekulationen zur Hebung der Staatsfinanzen. Ehrgeiz, Geschäftstrieb und ein kaum über die sachlichen Bedingungen orientierter, romantischer Unternehmungsgeist wirken hier eigentümlich zusammen.

*

Ein Nachfahr der großen absoluten Fürsten und ihrer Merkantilpolitik ist der belgische König Leopold II., auf den die merkwürdigste koloniale Unternehmung der neuesten Zeit zurückgeht — im Herzen Afrikas, in einem Gebiet, das vor wenig mehr als einem Menschenalter noch kein europäischer Fuß betreten hat.

König Leopold ist einer von den ganz wenigen Fürsten, die persönlich entscheidend in die Kolonialentwickelung eingegriffen haben. Schon als Thronfolger interessierte er sich für die große Welt; er lernte sie kennen durch ausgedehnte Reisen im Orient, nach Indien und China. Als Zwanzigjähriger prophezeite er im belgischen Senat, daß er Zentralafrika der Zivilisation gewinnen würde. Das Beispiel Hollands und seiner

Ausnutzung des ostindischen Reichtums durch den Kultuur-Stelsel rühmte er mit Worten starker Bewunderung. Als dann in den siebziger Jahren die wissenschaftliche Erschließung Afrikas lebhaft einsetzte, war König Leopolds Zeit gekommen. 1873 wurde die deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas gegründet; Adolf Bastian war ihr leitender Geist. Von den allgemeinen und objektiven Interessen der Wissenschaft ging auch Leopold aus. Er leitete 1876 die geographische Konferenz in Brüssel und formulierte als sein Ziel, daß Belgien, so klein es auch sei, das Hauptquartier des »mouvement civilisateur« werden solle, das nun für Afrika zu beginnen habe. Militärische Unternehmungen und kirchlich-religiöse Interessen sollten ausgeschlossen bleiben; die Tätigkeit sollte sich vielmehr auf die Errichtung von Stationen, von »stations hospitalières, scientifiques et civilisatrices« erstrecken.

Zur Verwirklichung dieser Ideen wurde nun die Gründung einer internationalen Gesellschaft zur Erforschung und Zivilisierung von Zentralafrika in Aussicht genommen. Diese Gesellschaft, bekannt als die A. I. A., »Association internationale africaine« hat wenig praktische Erfolge gehabt, ist aber politisch und geschichtlich von großer Bedeutung. Ihre internationale Kommission, ihr Exekutivkomitee, ihre nationalen Ausschüsse machten Propaganda und beschäftigten die öffentliche Meinung, sie erweckten Interesse für Afrika und für — Belgien. Denn unter dem Schleier von Internationalität und Zivilisation verbarg sich geschickt das sehr persönlich und sehr national gedachte Werk Leopolds II. Es fügte sich, daß sich der König in seinen Bemühungen um Afrika mit einem ebenbürtigen Geiste traf, dem amerikanischen Journalisten Stanley, der durch seine Durchquerung Afrikas in mehr als zwei Jahren und mindestens ebenso sehr durch seine sensationellen Darstellungen dieser an sich großen Tat im Stile eines Con-

quistadoren- und Abenteurerromans zur Weltberühmtheit geworden war. Leopold II. und Stanley gründeten 1878 in Brüssel den »Comité d'Etudes du haut Congo«, als dessen Beauftragter Stanley seine zweite Reise unternahm. Das Ziel war, sich mit den Negerhäuptlingen zu verständigen, eine »Féderation« zu gründen, um auf diese Weise einen mächtigen Negerstaat zu organisieren, der im europäischen Wirtschaftsinteresse von einem Präsidenten in Europa bevormundet werden sollte. Stanley wußte genau, daß er als ein Staatsgründer wieder nach Afrika ging; es sind mehr als vierhundert Verträge mit Negerhäuptlingen abgeschlossen worden.

Wir sehen: der Vorhang hebt sich allmählich, es handelt sich nicht mehr um afrikanische Geographie, sondern um Staats- und Wirtschaftsinteressen am Kongo. 1882 maskiert sich der Studienausschuß in eine Internationale Kongo-Gesellschaft um.

Das Unternehmen Leopolds II. war politisch und wirkte so. Die Interessen älterer und größerer Kolonialmächte wurden berührt. Wir kennen schon die Expeditionen des Franzosen de Brazza im mittleren Afrika. Portugal begann sich auch zu regen. Es behauptete, auf Grund seiner Besitzergreifung im XV. Jahrhundert Herrschaftsrecht an der Kongomündung zu haben. Als Wahrzeichen dieses Rechtes ragte auch noch ein Steinkreuz auf, das Diogo Cão zu Ehren des heiligen Jorge und zum Gedächtnis der Regierung Johanns II. errichtet hatte. Es war auch kein Zweifel, daß die Kenntnisse der alten Geographen vom Kongo und seinen Negerreichen auf diese portugiesischen Fahrten zurückgingen. Aber was hatte Portugal seitdem getan? Es hatte auch am Kongo etwas Sklavenhandel getrieben und im übrigen gegen stärkere und ernstere Kolonialvölker protestiert. Niemand hätte jetzt den portugiesischen Beschwerden große Bedeutung beigemessen; England fand es aber in seinem

Interesse, 1884 Portugals Ansprüche durch einen Vertrag anzuerkennen. Und da nun auch Frankreich von Nordwesten her sich heranschob, so war die Unternehmung Leopolds II. vom Meer abgeschnitten. Die Lage verlangte dringend nach einer Klärung — das Deutsche Reich, das Eingreifen Bismarcks hat sie gebracht.

Es war die Entstehungszeit der deutschen Schutzgebiete, die uns im nächsten Kapitel beschäftigen werden. Bismarck wünschte kein deutsches Kolonialreich; er verstand das Interesse des deutschen Reiches aber so, daß nach Möglichkeit eine Festlegung noch freien Besitzes durch die herrschenden Kolonialmächte verhindert werden mußte. Den Wettbewerb Englands und Frankreichs in Afrika sah er gerne, wenn dadurch das Interesse Deutschlands, unbeschränkt Handel zu treiben, nicht berührt wurde. Nun war eines der gewaltigsten und reichsten Gebiete Afrikas zur Besitzergreifung reif. Sollte England, sollte Frankreich sich hier Vorrechte sichern dürfen? Hatte sich Frankreich doch sogar unter Jules Ferrys kluger Leitung bei der Kongogesellschaft ein Vorkaufsrecht für den Fall gesichert, daß sie genötigt wäre, ihre Besitzungen zu veräußern. Es war klar, daß Deutschlands Interessen auf der Seite des schwächeren Teiles lagen. Bismarck konnte und durfte es nicht wagen, kontinental wie seine Politik damals festgelegt war, etwa selbst noch weiter in Afrika zuzugreifen. War es aber nicht möglich, das Unternehmen Leopolds II. im Interesse der internationalen Gleichberechtigung und damit im Interesse Deutschlands lebensfähig zu machen? Unter diesem Gesichtspunkt erkannte das Deutsche Reich die Kongogesellschaft als souveränen Staat an, so wie es vorher schon die Vereinigten Staaten getan hatten. Und Bismarck bahnte im Einverständnis mit Frankreich die Berliner Afrika-Konferenz an, die im November 1884 ihre Tagung begann. Alle irgendwie an Afrika interes-

sierten Mächte nahmen daran teil. Das Ergebnis ihrer Beratung ist in der Berliner Generalakte niedergelegt, die eines der großen Dokumente der neueren Kolonialgeschichte ist. Drei Hauptprobleme der kolonisatorischen Erschließung Afrikas waren darin gelöst: es waren die Formalitäten für Landokkupationen festgesetzt; es war die Schiffahrt auf dem Kongo und auf dem Niger für frei erklärt; und es war die Neutralität aller im konventionellen Kongobecken belegenen Territorien ausgesprochen.

Der geschichtliche Sinn der Berliner Afrikakonferenz war, daß Bismarck Frankreich zu sich hinüberzog, um das Werk König Leopolds zu befestigen und daß er so England eine diplomatische Niederlage beibrachte: der englisch-portugiesische Vertrag über die Kongomündung trat nicht in Kraft. In seiner Schlußrede huldigte Bismarck den edlen Bestrebungen des Königs der Belgier. Die blaue Flagge mit dem goldenen Stern hatte jetzt internationale Geltung, König Leopold nahm den Titel eines Souveräns des unabhängigen Kongostaates an. Er war klug genug, von der Würde eines Kaisers abzusehen. Der belgische Staat gab seine Zustimmung in dem Sinne, daß es sich um eine reine Personalunion handeln solle.

*

König Leopold hatte sein Ziel erreicht. Der Staat war geschaffen: nach Außen hin ein Werk, das den Idealen der Menschheit und dem gemeinsamen Interesse der Kulturnationen dienen sollte — in Wirklichkeit ein Geschäftsunternehmen ganz großen Stils, eine Kolonie wenn nicht Belgiens, so doch für Belgien. Die Frage war nun, ob diese kühne Schöpfung Kraft genug haben würde, sich in der Herrschaft und der wirtschaftlichen Erschließung wirklich durchzusetzen. Die humanitären

Gedanken als solche dürfen als mitspielender Faktor ja nicht unterschätzt werden — hat doch auch Kardinal Manning eine Zivilisationsgesellschaft am oberen Nil geplant. Die öffentliche Meinung wurde durch die philanthropische Seite solcher Unternehmungen immer am sichersten gewonnen. Aber, faktisch betrachtet, mußte man Innerafrika beherrschen, wollte man die Neger aus der mörderischen Anarchie ihres Naturzustandes herausreißen. Wenn sich die Aktiengesellschaft, die jetzt ein Staat hieß, in ihrer Souveränität behaupten sollte, dann mußte sie auch wirklich ein Staat werden.

Der Entwickelungsprozeß hat nicht lange gedauert. So groß auch das Vermögen Leopolds II. war — er hat nicht nur sein Privatkapital, als noch kaum ein Gewinn in Aussicht war, in das Unternehmen hineingesteckt, sondern auch seinen Kredit angespannt: es konnte das alles doch nicht eine wirkliche Kolonisation ermöglichen. Die Lage war bald so, daß man das Land verlassen oder sich auf einige Küstenkontore beschränken mußte, wenn nicht Hilfe kam. Leopold II. wandte sich an die belgische Kammer und erreichte eine Genehmigung dafür, daß der Kongostaat eine Anleihe von hundertfünfzig Millionen in Belgien aufnahm (1887). Wenige Jahre später beteiligte sich der belgische Staat aktiv als solcher: er steuerte fünfundzwanzig Millionen zu den Eisenbahnbauten am Kongo bei. Daraufhin machte der König ein Testament, durch das er den Kongostaat Belgien vermachte. Und ein Jahr später schlossen die beiden Staaten, die so immer mehr ineinander wuchsen, eine Konvention ab, wonach Belgien dem Kongostaat weitere fünfundzwanzig Millionen lieh und dafür das Recht bekam, nach Ablauf von zehn Jahren den Kongostaat zu annektieren. Der König würde in diesem Fall auf jede Entschädigung verzichten. Sollte aber Belgien davon absehen, so war der

Kongostaat verpflichtet, die geliehene Summe mit $3^1/_2$% zu verzinsen und binnen zehn Jahren zurückzuzahlen. Der nächste Schritt war eine Revision des ersten Paragraphen der belgischen Verfassung. Er wurde so gefaßt: die Kolonien, bzw. überseeischen Besitzungen unter Protektorat, die Belgien über See erwerben sollte, unterstehen besonderen Gesetzen. Die europäischen Truppen, die zu ihrer Verteidigung dienen, können nur durch freiwillige Anwerbung rekrutiert werden.

Da der Kongostaat in neue finanzielle Schwierigkeiten geriet, versuchte man den Prozeß der Vereinigung zu beschleunigen. Aber das erste Zessionsdekret mußte wegen des leidenschaftlichen Widerstandes der Sozialisten zurückgezogen werden. Und auch 1901, als die 1891 vorgesehene Zeit ablief, suchte man einen neuen Aufschub. Es war sehr viel Aengstlichkeit und Engherzigkeit in Belgien, die juristischen Schwierigkeiten waren zudem groß. — Leopold II. wurde stark durch diese Widerstände und Hindernisse geärgert und hat den Belgiern mit seinen Stiftungen und Kodizillen den Gewinn gründlich versauert. Erst 1908 ist die Vereinigung gelungen. In neun Sitzungen hat die belgische Kammer damals über das Schicksal des Kongostaates beraten. Die überwiegende Mehrheit sprach sich für die Vereinigung mit Belgien aus. Auch Sozialisten stimmten dafür. Es war eine denkwürdige Entscheidung, für die Geschichte der modernen Kolonisation und auch für das Geschick Belgiens. Ein neutraler Staat, der keinerlei imperialistischen Ehrgeiz haben konnte und haben durfte, bekannte sich hier deutlich und feierlich zur Kolonisation. Belgien war durch König Leopold in den Besitz einer Kolonie gekommen und hatte damit die Schranken überschritten, die seiner eigenen neutralen Existenz durch die Großmächte gesetzt waren. Als Kolonisationsmacht kam es in neue übereuropäische

politische Zusammenhänge, die seine staatliche Kraft und Einsicht auf die höchste Probe stellten.

Der Vorteil, den Leopold II. und durch ihn die belgische Volkswirtschaft aus dem Kongostaat gezogen hat, war gewaltig. Es wurde sehr viel getan: die Eisenbahn, die zur Erschließung des Landes notwendig war, wurde gebaut; sie verbindet die Küste mit Stanleypool, wo die Schiffbarkeit des Kongos beginnt. Elfenbein und Kautschuk wurden die Hauptprodukte — aus einem unerschöpflichen Ueberfluß wurden mühelos Massen davon ausgeführt. Eine Menge von belgischen Aktiengesellschaften begann Unternehmungen am Kongo; die Dividenden waren gewaltig, es wurde rücksichtsloser Raubbau getrieben. Da und dort hat man versucht, durch Anlage von Pflanzungen rationeller zu wirtschaften. Belgien ist der große Markt des Kongostaates geworden: über neun Zehntel des gesamten Exportes gingen dorthin. Die Bodenschätze des Kongostaates sind nur kaum bekannt, geschweige denn ausgenutzt; sie scheinen unerschöpflich. Die militärische Macht beläuft sich auf 13 000 Mann eingeborene Truppen; die Unteroffiziere sind zur Hälfte, die Offiziere alle Europäer.

Gewaltig ist die Domäne des Kongostaates, da alles vakante Land als dem Staat gehörig betrachtet wurde. Nach Art des holländischen Kultuur-Stelsel sind hier die Eingeborenen zwangsweise zur Arbeit herangezogen worden. Diese Methode der Kultivation ist als das sogenannte Leopoldinische Regime bekannt und berüchtigt geworden. Es sind den Belgiern besonders harte Vorwürfe gemacht worden wegen der Behandlung, die sie den Eingeborenen angedeihen ließen. Vieles von den Kongogreueln ist zweifellos durch Missionare stark übertrieben worden, die ja in kolonialen Dingen eine trübe Quelle sind. Die schlimmste Grausamkeit, die den Negern durch europäische Kolonisation widerfährt, ist der Zwang zur Arbeit,

und ohne diesen Zwang hat sich kein europäisches Kolonialvolk in Afrika durchsetzen können. Gewisse Verwaltungsmaßregeln der Belgier sind aber sicher bedenklich gewesen. Und welchen Grad von Menschlichkeit man den einzelnen Vertretern des belgischen Volkes zutrauen darf, das steht dahin.

In den angelsächsischen Ländern haben die belgischen Greuel am Kongo besonders starkes Aufsehen gemacht; die Engländer waren, wie wir sahen, von vornherein entschiedene Gegner eines unabhängigen Kongostaates, und so war es denn begreiflich, daß im Jahre 1906 das britische Parlament der Schauplatz der lebhaftesten Angriffe auf Belgien wurde; Lord Cromer und der Staatssekretär Sir Edward Grey nahmen keinerlei Rücksicht in ihrer Kritik. König Leopold antwortete auf diese Angriffe, über deren Lauterkeit man verschiedener Ansicht sein konnte, in einem Brief, dessen Offenheit und innerlich wahre Darstellung der kongostaatlichen Verhältnisse, Leistungen und Aufgaben persönlich und kolonialpolitisch von hohem Werte ist. Es ist keine Frage, daß das Vorgehen der Engländer im Sudan ebenso grausam, wenn nicht grausamer gewesen ist, wie das der Belgier am Kongo. Ueberhaupt ist Zentralafrika das Gebiet, in dem bis in die neueste Zeit noch das Unerhörteste an Mißhandlung und Unterdrückung geschehen konnte. Die Brüsseler Antisklavereikonferenz von 1890 hat auch nicht wesentlich dagegen ankämpfen können; geschichtlich ist sie besonders deshalb merkwürdig geworden, weil König Leopold die großen, seinem Staat auferlegten humanitären Verpflichtungen zum Anlaß von Importzöllen nahm, die durch die Berliner Konferenz für den Kongostaat ja ausgeschlossen worden waren.

Niemals haben die Signatarmächte der Berliner Konferenz darauf verzichtet, maßgebende Ansichten über den Kongostaat zu äußern und gegebenenfalls zu intervenieren.

Die Kongoreformbewegung, die 1903 in England einsetzte, zeigte den Ernst und die Ausdehnung einer tiefen nationalen Erschütterung. 1910 erklärte Sir Edward Grey, daß die englische Regierung die Uebernahme des Kongostaates durch Belgien nicht eher anerkennen würde, als bis dem englischen Parlamente bewiesen wäre, daß die dortigen Zustände den Grundsätzen der Berliner Akte entsprächen. Auch die deutsche Kongoliga äußerte sich kräftig, nicht ohne aber dadurch belgisches Mißtrauen hervorzurufen.

Das Deutsche Reich hat sein Mitbestimmungsrecht über die Verhältnisse der Kongokolonie immer festgehalten und im Marokkoabkommen 1911 ausdrücklich Frankreich gegenüber festgelegt. Der Artikel 16 dieses Abkommens bestimmt, daß die territorialen Verhältnisse des Kongobeckens nur im Einverständnis aller Signatarmächte der Berliner Afrikakonferenz geändert werden sollten. Dadurch war jener »droit de préference« auf den Kongostaat dem Sinne nach aufgehoben, den Jules Ferry für Frankreich bei dem Präsidenten der A. I. A. gesichert hatte und der in einem Abkommen zwischen Frankreich und Belgien 1908 auf die Kongokolonie übertragen worden war. Trotzdem hat Frankreich dieses Abkommen 1912 ratifiziert, drei Wochen nach der Ratifikation des Marokkoabkommens!! (Martens, Nouveau recueil, Serie III, 1 und 5.) Ein Faktum von großer historischer Bedeutung: auch in der Kongofrage hat Frankreich das Deutsche Reich durch heimtückischen Vertragsbruch auszuschalten versucht; es hat Belgien in seine deutschfeindliche Politik hineingezogen und ihm so sein Schicksal bereitet.

Einen königlichen Kaufmann hat man Leopold II. genannt; er ist mehr gewesen: ein echtes Herrschertalent, der klügste unter allen klugen Koburgern, aber echt koburgisch klug nur für sich und seine Lebenszeit.

Er schätzte die Menschen nicht hoch genug, um sich nach ihren Ansichten zu richten; dafür war auch sein Wirken letzten Endes nicht politisch tief und sinnvoll. Sein Lebensinhalt und seine Lebensarbeit war diese kühne und außerordentliche Staatsgründung, die ihn und Belgien reich gemacht hat: die kongolesischen Millionen hocken auf den Boulevards von Brüssel, am Strand von Ostende und am Hafen von Antwerpen.

*

Auch die jüngste und schwächste Großmacht Italien, der unebenbürtige Condottierestaat, ist mit kecker, lauter Eile in den Kreis der kolonisierenden Mächte eingetreten. Der Beruf des italienischen Volkes zur Kolonisation ist unbestreitbar. Mittelalterliche Traditionen stellen ernste Forderungen auf, und der Bevölkerungsüberschuß gibt ein inneres Recht zur Ausdehnung. Nach Lage und Herkommen ist Italien eine Seemacht und zwar, bei dem Zurückbleiben der lateinischen Schwesternationen, die Seemacht des Mittelmeers. Aber infolge der eigentümlich großtuerischen Art des Italienertums, die mit der inneren Unfertigkeit fühlbar kontrastierte, kam es lange nicht zu einer diesem Beruf entsprechenden dauerhaften Leistung.

Die ersten kolonialen Versuche Italiens scheinen auf nicht völlig selbstlose Anregungen Englands zurückzugehen. Wir wissen, wie groß die Schwierigkeiten waren, auf die England in Oberägypten stieß. Wenn nun Italien von der Küste des Roten Meeres nach Westen vorging, so war hier eine Erleichterung möglich. Seit den siebziger Jahren bemühte sich Italien um die Somaliküste, von der es das südliche Stück gewann. 1885 wurde Massaua besetzt. Und da auch Tripolis schon damals ins Auge gefaßt wurde, nach der bitteren tunesischen Enttäuschung, so schien sich die

Möglichkeit eines nordafrikanischen Reiches zu ergeben, das sich zwischen England und Frankreich, vom Sudan nach dem mittelländischen Meer, als geduldeter schwächerer Mitspieler eingeschoben hätte. So sah es der englisch-italienische Vertrag von 1891 über die Interessensphären von Nordostafrika vor. Die Verwirklichung dieses Zukunftsbildes ist nicht gelungen. Italien hatte das Pech, bei seinen Versuchen an der Küste des Roten Meeres gerade an die kräftigste und bewußteste Staatsbildung des östlichen Afrika zu geraten, an Abessinien; es beanspruchte das Protektorat, mußte sich aber nach wiederholten schweren Kämpfen und der vernichtenden Niederlage von 1896 auf die Küste beschränken (Eritrea). Eine ungewöhnlich günstige internationale Situation ließ dann in der jüngsten Zeit den großen Streich auf Tripolis gelingen. Das neueste imperialistische Italienertum fand hier eine Aufgabe und einen Raum, es erstarkte und wuchs an diesem Gegenstande; er schien eine altmodischere nationalistische Politik gehässiger Nachbarschaft zurücktreten zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Die deutsche Kolonisation.

»Die größten Kolonisationen, welche die Weltgeschichte seit den Zeiten der Römer gesehen hat, sind von den Deutschen vollzogen, und wir haben alle möglichen Formen der Kolonisation durchgemacht«, sagt Heinrich v. Treitschke in seiner Politik. Die späte Gestaltung des deutschen Volkes zu einem geschlossenen Staate war die Ursache, daß es so spät die Kolonisation im Sinne politischer Machtbetätigung und politischer Ausdehnung begann. Und das mußte nun gerade dem Volke geschehen, dessen Beruf zur Kolonisation im Sinne wirtschaftlicher Erschließung und Ansiedelung in fremdem Land so unbestreitbar ist. Gerade seine besten Eigenschaften befähigen den Deutschen zur Kolonisation: seine nachhaltige Tüchtigkeit, die Geduld hat und sich nichts verdrießen läßt, sein Ernst, seine Schlichtheit, seine Fähigkeit sich unterzuordnen und einzuordnen, sein Sinn für den Wert des Kleinen und des Einzelnen, des Häuslichen und Eigenen — kurz dieses ganze emsige, liebe und gründliche Wesen, das dem Fremden glanzlos und schwunglos erscheint, und das so oft zu demütig und kritisch gegen sich selbst, zu ängstlich und zu eng gewesen ist.

Man weiß, wieviel Hunderttausende von Deutschen so im Laufe der Jahrzehnte ihre Fähigkeit zur Kolonisation betätigt haben, zum eigenen Nutzen und Wohlstand, ohne aber dadurch die Weltstel-

lung ihres Staates zu befestigen. Es ist der große Schmerz der deutschen Geschichte, daß so viel Arbeit und Tatkraft schließlich fremden Staatsgebilden zugute gekommen ist. Der deutsche Osten, dieses erkämpfte und kolonisatorisch gewonnene Volksgebiet, ist ja wohl unser; aber wie weit nach Polen und Rußland, nach Skandinavien, nach den Balkanstaaten, nach der Türkei ist dieses Deutschtum vorgedrungen, das Bauernwirtschaften gründet, Handel treibt, Industrien ins Leben ruft, Bergwerke ausnutzt, Häuser und Straßen und Eisenbahnen baut und die Kultur seiner verlorenen Heimat durch Schulen und Zeitungen lebendig zu erhalten versucht! Nimmt man dazu die Deutschen über See, in den Vereinigten Staaten in erster Linie, dann in Brasilien, in Britisch-Nordamerika, in Australasien u. s. f., so kommt man auf bald hundert Millionen Deutsche, wobei die Niederdeutschen in Holland und Belgien natürlich nicht eingerechnet sind. Es gibt keine Nation auf der Erde, die so reich ist und so arm zugleich, reich durch die blühende Kraft ihres Volkstums und arm an dieser Kraft entsprechenden politischen Entwickelungsmöglichkeiten.

In der Zeit der großen Kämpfe um deutsche Freiheit und um deutsche Einheit ist die Forderung auf überseeische Machtentfaltung wiederholt erhoben worden. Sie steht mit dem erwachenden Staatsgedanken in unmittelbarem geistigen Zusammenhang. Deutsche Fürsten versuchten in den vierziger Jahren eine deutsche Kolonisation in Texas; später wurde die Besetzung Patagoniens von Deutschen in Valparaiso angeregt. Der Sultan der Suluinseln erbat preußischen Schutz für Sulu und Nordborneo, von Neuguinea wurde gesprochen. 1867 machten einige Artikel in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung Aufsehen, die die Gründung eines deutschen Kolonialreiches forderten; Lothar Bucher war ihr Verfasser. Andere nannten das portugiesische Timor,

das dänische St. Thomas, die Philippinen als Objekte einer solchen Kolonisation. Das offizielle Deutschland lehnte aber alle diese Anregungen ab. Im Jahre 1870 wurde die Bewegung so umfangreich, daß Bismarck in der Presse erklären ließ, es sei nichts dergleichen beabsichtigt; man hatte französische Kolonien als Entschädigung haben wollen.

In den achtziger Jahren setzte die Bewegung von neuem mächtig ein, als die Erschließung Afrikas die öffentliche Meinung so stark beschäftigte. Die Einverleibung der Fidschiinseln durch England (1875) hatte die deutschen Interessen und das deutsche Empfinden stark verletzt. Es wurden damals dem Reich mehrere Flotten- und Kohlenstationen in der Südsee durch Verträge mit Häuptlingen gesichert. Die prinzipielle Stellung der deutschen Regierung war schon jetzt klar: sie wünschte die wirtschaftliche Gleichberechtigung und fand es deshalb ihrem Interesse zuwiderlaufend, daß die noch nicht aufgeteilten Gebiete über See in die Hände der großen Kolonialmächte fielen. Vielleicht wäre Bismarck jetzt schneller auf dem neuen Gebiete vorangegangen, wenn es ihm gelungen wäre, das bekannte Hamburger Haus Godeffroy in Samoa von reichswegen zu stützen. Der Geheimrat v. Kusserow im Auswärtigen Amt interessierte sich stark für Kolonialfragen und setzte sich, auch durch persönliche Beziehungen gewonnen, lebhaft für dieses Projekt ein, das für die deutsche Stellung in der Südsee von der größten Wichtigkeit war. Es gelang aber nicht, im Reichstag eine entsprechende Vorlage durchzubringen (1880); das Haus Godeffroy wurde dann doch gehalten, für Bismarck war aber diese Erfahrung abschreckend genug.

In eine neue Periode traten die kolonialen Bestrebungen infolge der Gründung des deutschen Kolonialvereins. 1882 fand unter dem Vorsitz des Fürsten

Hohenlohe-Langenburg eine denkwürdige Besprechung im Englischen Hof zu Frankfurt a. M. statt. Eine Anzahl von führenden Persönlichkeiten nahm daran teil, wie Miquel, Graf Guido Henkel; der leitende Geist war Herr von Maltzahn. Die praktischen Erfolge dieses Unternehmens waren gewiß nicht groß, aber es wurde doch erreicht, daß eine Reihe von maßgebenden Männern der Aristokratie, der Geschäftswelt, der Wissenschaft Fühlung miteinander nahmen, daß koloniale Fragen hier erörtert und geklärt wurden, daß man die öffentliche Meinung anregte und beschäftigte.

Was bestand nun damals an deutschen Handelsinteressen über See? In allen Hauptplätzen Afrikas unterhielten die hanseatischen Kaufleute Niederlassungen. Woermann hatte 1849 in Liberia den Anfang gemacht; Tormaehlen, O'Swald, Hertz hatten dann Faktoreien in Kamerun, in Gabun angelegt, Lüderitz betrieb ein Geschäft in Lagos. Diese großen Handelshäuser hatten wissenschaftliche Expeditionen gefördert, waren gelegentlich in das Innere vorgedrungen und dienten so nicht nur ihrem eigenen Interesse, sondern schufen auch dem deutschen Namen Achtung.

Wir sehen also, wie Publizisten, Gelehrte, führende Autoritäten, große Kaufleute in Deutschland sich um Kolonisation bemühten und wie die zögernde Reichsregierung dadurch immer wieder angeregt und vorwärts getrieben wurde. Der entscheidende Anstoß zu den kolonialen Erwerbungen geschah dann durch Lüderitz, der 1883 an der herrenlosen Südwestküste Afrikas Landerwerbungen zum Zweck von Handelsunternehmungen machte. Die öffentliche Meinung im Kapland wurde durch diese Versuche auf das äußerste erregt, die englische Regierung nahm einen übelwollenden und gereizten Standpunkt ein. Da erfolgte im Frühjahr 1884 das bekannte Telegramm Bismarcks an den deutschen Konsul

in Kapstadt, durch das die Niederlassung in Südwest unter den Schutz des Reiches gestellt wurde.

Es war die Zeit des großen Wettlaufes um Afrika, die wir schon kennen: die Franzosen, die Engländer und König Leopold hatten an den verschiedensten Punkten eingesetzt und suchten sich nicht bloß Wirtschaftsbeziehungen, sondern das Land selbst als Herrschaftsgebiet zu sichern. Deutschland mußte eilen, wenn es nicht leer ausgehen wollte. Bismarck hatte von den Handelskammern der Hansestädte Gutachten über ihre Interessen an der westafrikanischen Küste eingefordert, und er entschloß sich daraufhin, den in Afrika wohlbekannten deutschen Generalkonsul in Tunis, Dr. Nachtigal, nach der Westküste zu schicken mit dem Auftrag, alle für deutsche Interessen in Betracht kommenden Gebiete zu besuchen, Eindrücke zu sammeln und Mißstände — es handelte sich besonders um portugiesische Schikanen — abzustellen. Nachtigal befuhr dann im Sommer 1884 auf dem deutschen Kriegsschiff Möve die afrikanische Westküste, kam nach Togo, wo der englische Konsul gerade die Häuptlinge dazu veranlassen wollte, die deutschen Kaufleute auszuweisen, um das Land für die englische Goldküstenkolonie zu sichern; da ergriff Nachtigal im Namen des Reiches Besitz von Togo und ebenso kam er den Engländern in Kamerun zuvor. Unmittelbar vor der Möve war hier ein englisches Kriegsschiff an der Küste erschienen, aber ohne den Konsul. Nachtigal hißte die deutsche Flagge, und als der englische Konsul nach wenigen Tagen erschien, konnte er nur noch protestieren. Im Innern der so von Deutschland beanspruchten Länder folgte jetzt ein heißer Wettbewerb zwischen englischen Agenten, denen auch ein früherer russischer Marineoffizier half, und Nachtigal. Dieser schloß auf seiner Weiterfahrt nun auch in Südwestafrika, in Angra Pequena

einen Schutzvertrag mit dem Kapitän Josef von Bethanien im Namen des Reiches ab.

Zu gleicher Zeit faßte Deutschland Fuß im Osten Afrikas. Schon 1882 war Geld für Forschungsreisen erbeten worden, das aber das Auswärtige Amt verweigerte. Der Zufall wollte, daß das Deutsche Reich einen Anlaß erhielt, in Sansibar, dem wichtigsten Punkt der Ostküste, einzugreifen. Ein Hamburger Kaufmann hatte die Schwester des Sultans entführt und geheiratet, und diese Dame erhob bei ihrem Vater und dann bei ihrem Bruder Vermögensansprüche, die das deutsche Reich vertrat. Der Afrikaforscher Gerhardt Rohlfs wurde 1884 auf der Panzerfregatte Bismarck nach Sansibar geschickt. Indessen hatte sich dank der Initiative des jungen deutschen Gelehrten Dr. Karl Peters eine Gesellschaft für deutsche Kolonisation in Berlin gebildet, als deren Vertreter eine Anzahl Herren nach dem Osten Afrikas gingen und im Innern Verträge über Gebietsabtretung an die Gesellschaft schlossen. Bismarck bewilligte für dieses Unternehmen den Schutz des Reiches; der Sultan von Witu stellte sich unter das deutsche Protektorat, der Sultan von Sansibar machte jedoch Schwierigkeiten, im Vertrauen auf Englands Verstimmung gegen die deutschen Unternehmungen; er mußte aber, als ein deutsches Geschwader vor Sansibar erschien, sich zu einem Handelsvertrag entschließen und die deutsche Besitzergreifung auf dem Festland anerkennen.

Wir sahen, wie unangenehm die kapländische Regierung von der deutschen Nachbarschaft berührt wurde: das Kapparlament erklärte, Südwestafrika annektieren zu wollen, als selbst das Mutterland England schon seine Anerkennung ausgesprochen hatte. Aehnlich war die Wirkung des deutschen Vorgehens in Neuguinea. Im Mai 1884 wurde in Berlin die Neuguinea-Kompagnie ge-

gründet, hinter der Geheimrat von Hansemann stand. Durch eine scheinbare Forschungsreise wurde die Besitzergreifung vorbereitet und dann im Wettkampf mit Australien durchgesetzt. Die Erregung der Nachbarkolonie Queensland, deren Anerbietungen die englische Regierung nicht schnell genug angenommen hatte, war groß; und in ganz Australien war man gegen das Mutterland beinahe so verstimmt wie gegen das Deutsche Reich.

Wo auch immer Deutschland Kolonien zu erwerben versucht hatte, war es auf die Mißgunst Englands gestoßen. Die ganze deutsche Besitzergreifung ist gegen Englands Willen geschehen, und es war nur der überragenden Autorität des Fürsten Bismarck zu danken, daß sie überhaupt möglich war und durchgesetzt werden konnte. In wiederholten Verhandlungen zwischen England und Deutschland sind die Grenzen der deutschen überseeischen Gebiete festgesetzt worden. Bismarcks Sohn Herbert hat diese Verhandlungen großen Teils in London geführt; es kam für Bismarck darauf an, ganz klar zu verstehen zu geben, daß Deutschland der Freundschaft zu England keine vitalen Interessen opfern würde. Andererseits hat Bismarck keinen Hehl daraus gemacht, daß ein Mehr oder Weniger an Besitz ihm keinen Krieg mit England wert wäre. Das ist also die Bedeutung der kolonialen Frage im Zusammenhange von Bismarcks auswärtiger Politik: Bismarcks Politik war ihrer Herkunft und Art nach notwendig kontinental; Bismarck wollte ursprünglich überhaupt keine Kolonien, er hat sie dann im Zusammenhange seiner Schutzpolitik doch für wirtschaftlich nützlich gehalten und hat deshalb im bewußten Gegensatz zu einer politischen, imperialistischen Kolonisation den Begriff »Schutzgebiet« für die deutschen Besitzungen geprägt. Es ist keine Frage, daß die Erwerbung der deutschen Kolonien dadurch leichter wurde; sie ist das große Verdienst des

Fürsten Bismarck und bei den damaligen Machtverhältnissen des Deutschen Reiches, bei dem geringen Wert der damaligen Flotte ein diplomatisches Meisterstück.

Auf der anderen Seite sind aber die Anschauungen des Fürsten Bismarck über Kolonisation veraltet gewesen. Er dachte sich die holländische und die englische Kompagnie für Ostindien als Vorbild. Er wollte, daß die Kaufleute sich selbst hülfen, daß sie, mit kaiserlichen Schutzbriefen ausgestattet, Geschäft und Herrschaft zugleich führten. Ein Mann wie Cecil Rhodes wäre ein Kolonisator nach Bismarcks Geschmack gewesen: er hätte ihn ruhig machen lassen und wäre dann zur rechten Zeit für ihn eingetreten. Vielleicht hat Bismarck die Leistungsfähigkeit der deutschen Kaufleute überschätzt; die Tatsachen bestätigen jedenfalls, daß er keine Assessoren- und Militärwirtschaft in den Kolonien haben wollte, daß er aber mit seinem Kompagniesystem gescheitert ist. Jüngere Beamte im Auswärtigen Amt haben wiederholt darauf hingewiesen, daß eine Beschränkung auf kommerzielle Zwecke unmöglich sei, daß man ohne Geld und Militär keine Kolonien haben und halten könne. Bismarck hat sich dadurch nicht von seinem Standpunkt abbringen lassen; er war eben, wie er sagte, von Haus aus kein Kolonialmensch und ist es im eigentlichen Sinne niemals geworden.

Vergessen wir nicht, daß Bismarck nicht nur infolge seines vorgerückten Alters diesen Problemen ferner stehen mußte, sondern daß er auch an und für sich infolge seines Verhältnisses zum Parlament nur schwer daran denken konnte, mit Forderungen kolonialer Natur aufzutreten. In der öffentlichen Meinung, in den breiten Kreisen der politisch Interessierten gab es sehr wenig Verständnis für koloniale Dinge; die herrschende volkswirtschaftliche Schule bewies an dem spanischen Niedergang und der Expedition Napoleons nach Mexiko, wie töricht es sei,

sich auf dergleichen einzulassen, und der Linksliberalismus zeigte an Hand der Zahlen, daß die ganze Sache ein schlechtes Geschäft wäre und daß man lieber zu Hause bleiben sollte. In den ersten Jahren des Besitzes beschränkte sich das Reich also angesichts der allgemeinen Gleichgültigkeit, angesichts auch der großen Uneinigkeit in kolonialen Kreisen über Methoden und Personen auf das Allernotwendigste. Das Geldwesen, die Maße und Gewichte wurden geregelt, die Verwaltung und Rechtspflege in Ordnung gebracht, der Verkehr mit Spirituosen und Waffen verhindert. Alles das konnte aber nur an der Küste, an den paar Hauptorten im Innern durchgeführt werden. Das Missionswesen wurde besonders gefördert; 1887 erfolgte die Gründung des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin.

*

Der Sturz des Fürsten Bismarck eröffnete auch in der Kolonialpolitik des Deutschen Reiches eine neue Epoche. Man entschloß sich jetzt, die Schutzgebiete als Kolonien zu betrachten und zu bewirtschaften und alles das für sie aufzuwenden, was eine wirkliche Beherrschung und wirtschaftliche Erschließung verlangte. Die Voraussetzung für eine solche Politik, die ihren eigentlichen Sinn erst durch den Zusammenhang mit den allgemeinen Ideen Kaiser Wilhelms II. über die Aufgaben und den Beruf Deutschlands in der neuen Weltepoche erhält, war ein klares und friedliches Verhältnis zu England. Wilhelm II. wollte sein Reich zu einer der neuen Weltmächte machen, er wollte ihm über den europäischen Kontinent hinaus eine Stellung geben, die seiner geschichtlichen Ehre und seiner Volkskraft würdig sei: und diesem Ziel diente sein Gedanke, eine starke Flotte zu schaffen, diesem Ziel diente auch die neue Kolonialpolitik. Im Sommer 1890 wurde

der sogenannte Helgolandvertrag abgeschlossen: das Deutsche Reich verzichtete zu Gunsten Englands auf das Sultanat Witu, überließ England Sansibar und erlangte dafür den Besitz von Helgoland. Die Bedeutung dieses Vertrages, der viel bekrittelt worden ist, ist die folgende: er gab einmal dem Deutschen Reiche den unbedingt für eine Entwickelung zur See notwendigen Stützpunkt in der Nordsee und er befestigte den afrikanischen und damit den kolonialen Besitz in der Weise, daß er nichtbesessene (Sansibar) oder schwer zu haltende Gebiete aufgab. Auch Frankreich erkannte die deutsch-englischen Abmachungen über Ostafrika, wozu noch andere Grenzabmachungen in Westafrika kamen, an und erhielt dafür die Bestätigung seiner Protektoratansprüche auf Madagaskar. Erst jetzt war das Deutsche Reich als afrikanische Kolonialmacht anerkannt, es konnte sich in dem abgerundeten und gesicherten Besitz nunmehr einrichten. Die Periode des Flaggehissens und der Vertragsschließungen mehr oder weniger Bevollmächtigter war zu Ende. Die koloniale Arbeit konnte beginnen.

Seit Ende Juni 1890 besitzt das Deutsche Reich eine eigene Kolonialverwaltung. Es wurde eine Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt geschaffen, die eine Sonderstellung einnahm. Es war ihr ein Kolonialrat angegliedert, eine Art Notabelnversammlung, die sich aus Sachverständigen aller Art zusammensetzte: ihr Zweck war, mit den Interessenten Fühlung zu unterhalten. Sie hat bis 1908 bestanden. Es ist nun aber das Verhängnis der deutschen Kolonisation gewesen, daß sie von Anfang an durch eine ganze Reihe von sachlichen und persönlichen Schwierigkeiten heimgesucht wurde. Einmal war die neue Kolonialbehörde nicht kräftig und nicht unabhängig genug; nichtbeamtete Ratgeber, Tagesgrößen, koloniale Vereinigungen und

Interessenten lähmten sie und gewannen überragenden Einfluß. Die Schutztruppe, die 1888 zuerst für Südwest gebildet worden war, ordnete sich der Kolonialabteilung schwer unter. Auf der anderen Seite wechselten auch die leitenden Persönlichkeiten zu oft, die Wahl war nicht immer glücklich und nicht unabhängig von Konnektionen. Das große Hindernis lag aber immer wieder an der Volksvertretung und der öffentlichen Meinung. So bescheiden die Geldforderungen für die Kolonien waren, es fehlte schlechterdings bei der überwiegenden Mehrzahl alles Verständnis für solche Aufwendungen. Deutsch-Ost stand im Anfang ganz im Vordergrund; die ständigen Kämpfe und Strafexpeditionen erregten Unruhe und Mißtrauen. Dazu kamen die Kolonialskandale. 1896 machte Bebel eine Enthüllung über die grausamen Ausschreitungen des Reichskommissärs Dr. Karl Peters. Peters war eine Persönlichkeit von bizarrem Auftreten und eigentümlich gesteigertem Selbstbewußtsein; er verstand wohl etwas von kolonialen Dingen, war aber infolge seiner Unzuverlässigkeit doch praktisch weniger zu brauchen, als es der Ehrgeiz der um ihn entstandenen Kolonialgruppe annahm. Das Ergebnis der Angriffe auf ihn war, daß die Dienstentlassung über ihn verfügt wurde, und es ist allen Bemühungen seiner zahlreichen Freunde nur gelungen, daß ihm 1907 das Recht zur Führung des Titels Reichskommissar zuerkannt wurde.

*

Was hat nun das Deutsche Reich zu Beginn des neuen Kurses an Kolonien besessen? Die Kolonie Togo ist ein Rechteck, schmal und lang, mäßigen Umfangs, völlig eingeschlossen von den überlegenen französischen und englischen Besitzungen an der Guineaküste. Das

Land teilt die Vorteile und Nachteile dieses klassischen Kolonialbezirkes: zunächst das Lagunengebiet an der Küste, sehr ungesund und fieberdunstig, dann ein Hügelland, einförmig, schwach gewellt mit Inselbergen, wo unter ziemlich günstigen Bedingungen Mais, Reis, Pfeffer, Bananen, Baumwolle, Oelpalmen gedeihen; dann das Bergland mit seinen weiten Wiesen, die geeignet sind für die Büffelzucht, und seinem tropischen Wald, wo die Kautschukpflanze wächst. Die klimatischen Verhältnisse verbieten dem Weißen längeren Aufenthalt: Beamte, Kaufleute, einige Handwerker, wenige Pflanzer — das ist der Bestand. An allen Stationen sind staatliche Versuchsgärten eingerichtet worden, dort werden die für die Gegend passendsten Pflanzen ausprobiert, und die Neger erhalten darüber Belehrung. Die Dung-Pflugkultur wird ihnen beigebracht, nach Beendigung ihrer Kurse gibt man den Negern Ackergerät, und sie werden angesiedelt. Nur kleine Bahnstrecken sind gebaut worden; eine Hinterlandbahn könnte die gut bevölkerten Strecken des Innern erschließen. Togo bedarf seit Jahren keines Reichszuschusses mehr.

Viel stattlicher ist Kamerun. Hier fehlt es nicht an Raum: die Kolonie hat viel Küste, reicht nach Norden bis zum Tschadsee, wird zwar auch von England und Frankreich eingeschlossen, aber ihre ungünstigen Hinterlandsverhältnisse sind durch den Vertrag von 1911 wesentlich verbessert worden. Kamerun ist die typische Tropenkolonie: Lagunen an den Küsten, Urwälder, weite Steppengebiete, teilweise wüst, teilweise überreichlich bewässert und dicht bevölkert, starke Erhebungen, vor allem das Kamerungebirge, ein Gebirgsstock bis über 3000 Meter hoch, das Sanatorium der Europäer. Die Hochländer von 1200 Meter aufwärts sind im ganzen gesund und bieten Ansiedelungsmöglichkeiten für Europäer. Der Eisenbahnbau, der 1906 be-

gonnen hat, ist die notwendige Voraussetzung dazu. Die Besitzergreifung des Landes ist nur ganz allmählich unter zahlreichen schweren Kämpfen vor sich gegangen. Von Norden her dringt islamitische Kultur und Religion ein. Die Verwaltung ist entsprechend den klimatischen und Bevölkerungsverhältnissen in drei verschiedenen Formen organisiert: Bezirksämter mit Zivilverwaltung, Gebiete mit militärischer Verwaltung und Residenturen mit militärischen Vorgesetzten, aber ohne direkte Verwaltung. Die islamitischen Reiche hat man möglichst geschont und nur zur Tributleistung verpflichtet — ähnlich ist das Verhältnis zu den Oberhäuptlingen im Innern. Ueberhaupt sind lokale Autoritäten die notwendigen Vermittlungsorgane der Kultivierung im Einzelnen, wie etwa der Bekämpfung von Gottesurteilen und des Kannibalismus.

Elfenbein, Kautschuk und Kakao sind bis jetzt die wertvollsten Ausfuhrartikel. Ueberreichlich ist Nutzholz vorhanden; das südliche Grasland bietet Aussicht für europäische Viehzucht. Großes Aufsehen haben die in Kamerun konzessionierten Gesellschaften gemacht, die nach belgischem Vorbild arbeiteten und im Süden wenigstens große Gewinne machten. 1899 wurden ihre Papiere an die Börse gebracht und hochgetrieben; der Kolonialrat war bei der Konzessionierung nicht gefragt worden, und die Angelegenheit erweckte scharfe Kritik. Einen unangenehmen Eindruck machte auch im Jahre 1905 die Beschwerde von Häuptlingen gegen die Beamten des Gouvernements, deren Erfolg es war, daß die Beschwerdeführer selbst zu Kerkerstrafen verurteilt wurden. Die Angelegenheit kam im Reichstag zur Sprache, und der Gouverneur mußte entlassen werden.

Das Schmerzenskind unter den deutschen Kolonien ist Deutsch-Südwestafrika. Der Kaufmann Lüderitz, auf den die Erwerbung zurückgeht, konnte sich kaum halten

und ging bei einem Bootsunglück traurig zu Grunde; die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die Lüderitzens Erwerbungen übernommen hatte, war bald am Ende ihrer Mittel. 1888 empörten sich die Herero zum erstenmal, 1893 folgte der Kampf mit Hendrik Witbooi, 1897 suchte die Rinderpest das Land heim und es wurde Krieg mit den Hottentotten geführt, 1904—1907 folgte dann der große Aufstand der Herero. Südwest ist ein gewaltiges Land; aber das grundlegende Merkmal ist die Trockenheit und die sich daraus ergebende Vegetationsarmut. Der Boden ist der Sonne preisgegeben, kein Wolkenschleier und keine Pflanzendecke schützen ihn. Je weiter man in das Innere kommt, desto erfolgreicher ist aber der Kampf der Pflanzen um das Wasser: nach der Wüste kommt das Grasland mit seinem verstreuten Gehölz, dem Dornbusch. Schroff davon hebt sich die Vegetation der Rinnsale ab, der Rivierläufe, in denen sich das Wasser sammelt. Die eingeborene Bevölkerung ist ganz dünn, sie führt ein dürftiges Nomadendasein im beständigen Kampf mit der Natur um Wasser und Weide. Das Vieh ist der Reichtum der Eingeborenen. Ihr herrschender Typus steht weit ab vom Neger des afrikanischen Tropengürtels. Zäh und verschlagen, genügsam, voll starken Unabhängigkeitssinnes, voll Schlauheit und Phantasie, gestählt und gewitzigt in der ewigen Mühe der Daseinsbehauptung: so können sie in dem weißen Mann nur den Konkurrenten sehen. Eroberung heißt hier so viel wie Vernichtung.

Südwest ist die einzige deutsche Kolonie, die Weißen dauernde Ansiedelungsmöglichkeit bietet. Die Verhältnisse lassen sich mit denen der Kapkolonie und Australiens vergleichen. Man hat ausgerechnet, daß sich der heutige Bestand von etwa 12 000 Weißen vielleicht verzehnfachen kann. In den ersten Jahren des Besitzes

war die Ansiedelung so dürftig, daß Caprivi drohte, er wolle die Kolonie aufgeben. Es sind dann eine Anzahl großer Landgesellschaften ins Leben gerufen worden, die Farmen gegründet haben. Die älteren Bahnbauten aus den neunziger Jahren sind wegen ihrer schmalen Spur wenig leistungsfähig; bessere Verbindungen sind seitdem sowohl im Norden wie im Süden hergestellt worden. In den ersten Zeiten des Besitzes brachte der Viehhandel dem Weißen den besten Gewinn. Man konnte damals als Frachtfahrer mit Ochsengespannen leicht seinen Lebensunterhalt erwerben; man kaufte das Schlachtvieh von den Eingeborenen auf und verhandelte es weiter, besonders nach den Minengebieten. Die Rinderpest hat dann 95 % der Herden vernichtet; die Viehzucht wurde nun selbst für den Weißen gewinnbringend, und nach der Vernichtung der Herero konnte das Land allmählich zur Verteilung kommen. Die wichtigste Bedingung für die Viehzucht ist die Wasserversorgung: Felsvertiefungen, Rinnsale, Quellen, Zisternen für Regenwasser, Bohrungen dienen dazu; ja die Wünschelrute mußte helfen.

Große Möglichkeiten eröffneten sich durch die Auffindung von Kupfer und von Diamanten. Die Kupferminen liegen im Norden und werden von einer Gesellschaft ausgebeutet. 1908 wurde in der Lüderitzbucht, gerade in der belebtesten Gegend der Kolonie, der erste Diamantfund gemacht. Nach anfänglichem Mißtrauen entstand ein beispielloser Eifer; 1910 gab es schon 63 Diamantgesellschaften. 1909 ist die Grundlage zur Selbstverwaltung der Kolonie gelegt worden.

Deutsch-Ostafrika endlich ist nicht nur räumlich die größte, sondern auch die am besten abgerundete und aussichtsreichste deutsche Kolonie. Es zeichnet sich durch eine mannigfaltige Gliederung aus; sechs Zonen werden unter-

schieden: die Küste, das heiße trockene Vorland mit Dornbusch, das Randgebirge mit seinen immergrünen Urwäldern, das innere Hochplateau, die subalpinen Höhen und die alpine Zone mit dem Kilimandscharo und seinen Nachbarvulkanen. Die Bevölkerung ist verhältnismäßig gering, da das Gebiet wie der benachbarte Sudan und das Kongobecken bis in die jüngste Zeit durch den Sklavenhandel der Araber heimgesucht wurde. Wie der ganze Osten Afrikas ist die Kolonie stark durch die Nachbarschaft Asiens beeinflußt worden: bis Rhodesia sind ja die goldsuchenden Araber vorgedrungen, Perser und Inder haben Niederlassungen gegründet, von denen noch Ruinen zeugen. Auch viele Kulturpflanzen und Tiere sind von Asien herübergekommen.

Die Kolonie ist reich an Produkten: Kautschuk und Kopal, dann die Feld- und Baumkulturen der Eingeborenen: Oelpalme, Erdnuß, Hirse, Mais und Reis. An tierischen Produkten steht das Elfenbein in erster Linie, dann alles, was durch die Jagd von Nashörnern, Antilopen, Zebras und Nilpferden gewonnen werden kann. Die große Frage war, ob Plantagenbetrieb großen Stils für Europäer praktisch sein würde. Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee kommen dafür in Betracht; diese Form scheint sich aber wenig bewährt zu haben, nicht nur wegen der Geringwertigkeit der Erzeugnisse, sondern besonders, weil die Neger zu schwer dazu zu bringen sind, selbst durch Prämien und Gewinnaussicht, über ein Unterhaltsminimum hinaus zu arbeiten. Als Ideal erscheint der von den Europäern in eigener Regie geführte mittlere Betrieb. Die Rindviehzucht hat wegen der Tsetse-Fliege wenig Aussicht.

Wichtig für die Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika ist der Gegensatz zwischen Kaufleuten und Pflanzern geworden. Die Pflanzer haben die Eingeborenenkultur als Konkurrenz bekämpft; für die Kaufleute war sie aber

die wichtigste Quelle der Reichtumsgewinnung. Das Menschenmaterial ist in einer tropischen Kolonie wie Deutsch-Ost der größte Reichtum. Und die Einführung einer Arbeitsdienstpflicht in irgend einer erträglichen Form erscheint durchaus nötig und gerecht. Als weißes Ansiedelungsgebiet kommt die Zone in der Durchschnittshöhe von 1500—2000 Metern in Betracht. Man hat ausgerechnet, daß dort 70—80000 Ansiedler unterzubringen sind; die Betriebe können nicht klein sein, ein gewisser Kapitalbesitz ist die Voraussetzung.

Ein besonderes Problem in Deutsch-Ost ist die Inderfrage. Ein sehr zahlreiches Hinduproletariat strömt hinüber und übernimmt eine Art Vermittlerrolle als Kleinhändler, Kleinhandwerker, Verkehrsagenten, auch als kaufmännische Hilfskräfte. Da diese Hindu das Klima ohne weiteres vertragen können, so sind sie für die Weißen eine gefährliche Konkurrenz, ja sogar, was das bedenklichste ist, eine unentbehrliche Hilfsmannschaft. Ohne ihre Arbeits- und Vermittlertätigkeit würden die Lebensverhältnisse in Deutsch-Ost viel teurer sein. Aus Südafrika wandern in Deutsch-Ost zahlreiche Buren ein, für deren starken Expansionstrieb ganz Afrika den natürlichen Raum bietet. Sie treiben Viehzucht, ernähren sich als Frachtfahrer und Jäger. Deutsch-Russen sind aus dem Kaukasus gekommen, deutsche Templerfamilien aus Palästina; eine charakteristische Rolle spielen die Griechen, die von den Eingeborenen die »Wilden von Europa« genannt werden. — Mehrere Bahnlinien sind in den letzten Jahren fertig geworden und erschließen das Land.

Das Deutsche Reich hat, nachdem es das Land 1891 von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft übernommen hatte, für diese Kolonie das Mögliche getan; die besten Kolonialbeamten, Wissmann an der Spitze,

haben hier gewirkt; sie ist historisch und kulturell die interessanteste und farbigste, wirtschaftlich die aussichtsvollste unter den deutschen Besitzungen.

Die afrikanische Weltstellung zwischen England und Frankreich ist die eine, die das Deutsche Reich errungen hat; seine zweite Weltstellung, zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, zwischen England und Frankreich wurde die pazifische. Nirgends ist so das politische Moment das wichtige und das wirtschaftliche Moment das minder wichtige gewesen. Denn Kaiser-Wilhelmsland auf Neuguinea und der Bismarckarchipel nebst den Nachbarinseln haben zwar der Wissenschaft viel Anregung, aber sonst wenig Freude und Nutzen gebracht. 1899 hat das Reich endgültig die Verwaltung von der Neuguinea-Kompagnie übernommen, 1906 die Verwaltung der Marshallinseln von der Jaluitgesellschaft. Auf Neuguinea wurde das Innere durchquert, die Missionen entwickelt, Ansiedelung mit deutschen Bauern aus Queensland versucht; die Erfolge waren bei den bösen klimatischen Verhältnissen gering und das Leben, ebenso wie auf den Inselgruppe, blieb primitiv und einförmig.

*

Welche Erweiterungen hat nun der deutsche Kolonialbesitz unter Kaiser Wilhelm II. erfahren? Die Vergrößerung Kameruns durch ein großes und wertvolles Stück von Französisch-Kongo habe ich schon erwähnt; der pazifische Besitz ist durch die Karolinen, Marianen und Palauinseln erweitert worden, die das Deutsche Reich 1899 von Spanien für 25 Millionen Peseten erwarb. Schon einmal, 1885, hatte Deutschland die Inseln unter seinen Schutz gestellt, da es keine Verwaltung vorfand und sie deshalb als herrenlos ansah. Da aber Spanien seine Ansprüche aus der Entdeckungszeit her nicht aufgeben wollte, verzichtete Bismarck auf eine gute Art, indem

er Papst Leo XIII. als Schiedsrichter annahm, der natürlich die Entscheidung seines Vorgängers Alexander VI. nicht aufheben konnte. Auch Samoa ist schon früh von Deutschland ins Auge gefaßt worden. Seine Geschichte ist abwechslungsreich und romantisch genug. Die groteskeste Episode ist wohl auf den deutschen Konsul Dr. Knappe zurückzuführen, der 1888 mit ganz Samoa auf eigne Faust Krieg führte, vom »Morbus konsularis« befallen, wie Bismarck sich ausdrückte, als er ihn desavouierte. Die samoanischen Wirren wurden 1899 endlich in der Weise geschlichtet, daß die interessierten Mächte Deutschland und die Vereinigten Staaten die Inselgruppen unter sich verteilten und England von Deutschland durch zwei Salomonsinseln und das Vorrecht auf die Tongainseln entschädigt wurde. Der Gewinn für Deutschland war erfreulich, aber bescheiden.

Der größte äußere Erfolg der neuesten Zeit war die Erwerbung von Kiautschou, dessen amtlicher Name »Kiautschougebiet« ist, während es in Ostasien allgemein und praktisch nach der Hauptansiedlung Tsingtau genannt wird. Die Stadt Kiautschou hat in früherer Zeit eine große Bedeutung gehabt: sie war der alte Eingangshafen für die Provinz Schantung, bis die Gründung der Niederlassung Tschifu sie tot gemacht hat. Sie gehört gar nicht zum deutschen Gebiet. Richthofen hat schon 1870 in den preußischen Jahrbüchern und dann in seinem großen Werk über China auf die Bedeutung der Kiautschoubucht hingewiesen und so auch die deutsche Regierung aufmerksam gemacht. Die Ermordung von zwei Missionaren in der Provinz Schantung (1897) bot dem Deutschen Reich den äußeren Anlaß, nach Verständigung mit den Großmächten, den alten Plan zu verwirklichen und zum Zweck einer durch Deutschland schaffenden Fremdenniederlassung, Tsingtau als Stützpunkt in China zu besetzen. 1898

wurde dann ein Pachtvertrag mit China geschlossen, wonach der Kaiser von China auf 99 Jahre sich der Ausübung seiner Hoheitsrechte im Bereich des Gebietes zu Gunsten des Reiches begab. Ein Pachtzins ist nicht festgesetzt worden. Für den Fall, daß Deutschland das Gebiet vor Ablauf der Frist zurückgeben wollte, verpflichtete sich China die gemachten Aufwendungen zurückzuerstatten und Deutschland einen geeigneteren Platz anzuweisen. Außer dem Pachtgebiet wurde eine Interessenzone festgesetzt, wo Deutschland das Recht auf freien Durchzug der Truppen haben sollte, sowie die wirtschaftliche Erschließung des Hinterlandes durch Deutschland vorgesehen. Für die Provinz Schantung sollte Deutschland unbedingte Bevorzugung genießen.

Das Kiautschougebiet ist zum kaiserlichen Schutzgebiet erklärt und damit in die deutschen Kolonien eingereiht worden. Es war die populärste überseeische Erwerbung, die das Deutsche Reich gemacht hat. Selbst Kreise, die kolonialen Fragen sonst verständnislos und unwillig gegenüberstanden, sprachen damals ihre Anerkennung aus. Tsingtau ist unter allen Häfen der Halbinsel Schantung der günstigste: er ist den größten Schiffen das ganze Jahr zugänglich und deshalb der gegebene Hafen ersten Ranges an der nördlichen Küste Chinas, die ja im Gegensatz zur Felsenküste des Südens ein Flachland darstellt, dessen große Flußmündungen verschlammen. Das Hinterland von Tsingtau ist so günstig gestaltet, daß der Verkehr an der großen Ebene, dem Zentrum des Chinesentums, leicht zu bewerkstelligen war. Tsingtau hat sich aus einem unbedeutenden Dorf zu einer Stadt von über 30 000 Einwohner entwickelt. Die Bevölkerung ist ein lebhafter, intelligenter Chinesentyp, der sich eifrig bemühte in das Deutschtum einzudringen; für industrielle Unternehmungen unter deutscher Lei-

tung stellten diese Elemente gutes und williges Arbeitsmaterial dar.

Das Gebiet war der Verwaltung des Reichsmarineamts unterstellt, der Gouverneur gehörte immer der Marine an und war höchste Militär- und Zivilperson. Eine Anzahl Körperschaften für die einzelnen Verwaltungszweige standen ihm beratend zur Seite, auch ein aus Chinesen bestehender Ausschuß. Chinesisches Land durfte nur an die deutsche Regierung verkauft werden, die es dann an Interessenten weiter gab. So wurde jede Bodenspekulation ausgeschlossen.

Tsingtau zerfiel in eine Europäerstadt, die sich anmutig einem Seebadestrand entlang erstreckte: man hatte Villen, Hotels, Post, Läden, die deutsch-asiatische Bank; dann kam die Chinesenstadt, die sehr rasch angewachsen war und von Kaufleuten wimmelte; abgetrennt von ihr war wieder das Viertel der Tagearbeiter, der Kulis. Eine großartige Anlage war der Hafen: der kleine für den chinesischen Dschunkenverkehr, der große für die Ozeandampfer. Die Lösch- und Ladeeinrichtungen, die Kranen und Leuchttürme stellten das Vollkommenste deutscher Arbeit dar. Die Schantungeisenbahn erschließt das ganze Gebiet; sie wurde 1904 vollendet und machte in erster Linie die großen Kohlenlager im Innern nutzbar, die Richthofen schon untersucht hat und auf die es für Deutschland hauptsächlich ankam.

Tsingtau und sein Gebiet ist gewissermaßen eine Art Schaustellung des Deutschtums in der großen Welt geworden. Das Hügelland wurde für die neue Stadt eingeebnet, Sprengungen wurden vorgenommen, eine Großziegelei, eine elektrische Zentrale wurde eingerichtet, der Hafen wurde glänzend und modern ausgebaut: Straßenbau, Hygiene, Errichtung von Schulen, Seminaren, Missionen und Krankenhäusern, Aufforstung

der kahlen Berge — das hat uns alles beschäftigt. Eine ungeheure geduldige und methodische Arbeit ist geleistet worden, die geringste Bodenfalte wurde genau studiert. Das Große, Starke und Tüchtige unseres Volkstums hat hier unsern Beruf bewährt, ein Weltvolk zu sein. Die 1909 eröffnete deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau, das gemeinsame Unternehmen der deutschen und chinesischen Regierung, bildete die Bekrönung unseres Werkes. So ist Deutschland in die Rolle des Lehrers und Führers des neuen China mit eingetreten, von dessen dunklen Schicksalen das Dasein und die Entwickelungsmöglichkeiten des Kiautschougebietes ja abhingen. Freilich haben sich zu dieser Erweckung des Chinesentums dann reichere, mächtigere und behendere Konkurrenten eingestellt.

*

Die Völker des europäisch-amerikanischen Kulturkreises, die Angehörigen der weißen Rasse haben die Erde unter sich verteilt, als stellten sie die einzige kolonisatorische Kraft der jüngsten Weltepoche dar. Die Kolonisation der asiatischen Völker ist das große antagonistische Moment, durch das die neueste Entwicklung und die weitere Gestaltung der Verhältnisse bestimmt wird — eine Kolonisation, die sich zunächst langsam von unten her durch die materiellen und moralischen Mittel der reinen Volkskraft durchsetzt. Das Chinesentum hat sich über alle benachbarten Regionen ausgebreitet: Korea, Indochina, Siam, Tibet — das ist die erste Zone. Die zweite reicht aber viel weiter: überall, wo es eine Lücke auszufüllen gibt, stellt sich mit seiner kaufmännischen Betriebsamkeit, mit seiner zähen Selbstverleugnung, mit seiner Bereitschaft zu den schmutzigsten und niedersten Arbeiten der Chinese ein — auf den Philippinen, den Sundainseln, in den Vereinigten Staaten, in Australien, Sibirien und Ozeanien.

Und daneben hat sich, genau so erfüllt von den Gedanken moderner Machtpolitik wie die Weltstaaten der weißen Rasse, Japan gestellt, das mit der Wucht eines maßlos selbstbewußten Volkstums sich auf das asiatische Festland und auf die Inselwelt von Ozeanien wirft.

Seit dem Sieg Japans über Rußland ist die Gärung in den asiatischen Völkern immer tiefer und bedrohlicher geworden. Die studierenden Hindu wandten ihre Augen nach Tokio, in Persien hat die Reformpartei die Geschichte Japans ins Persische übersetzen lassen, in die entlegensten Orte der Türkei hat der Kinematograph das Bild der russischen Niederlagen gebracht. Der Europäer ist für den Asiaten mehr als jemals der verächtliche Barbar, bei dessen Anblick er sich tief verletzt fragt, wie Gott ein solches Wesen habe schaffen können. Auf Madagaskar und auf den Philippinnen regen sich die Malaien, und die Araber berühren Indien im Osten, Spanien, Frankreich und Italien im Westen, Südafrika im Süden.

Der Gedanke der Kolonisation ist zum bestimmenden Antrieb des Weltgeschehens geworden. In der Form der Kolonisation wirken reife, blühende Völker, geschlossene starke Staaten ihre Kräfte aus: die Volksgenossen tragen ihre Arbeit, ihre Kultur, ihre werteschaffende Intelligenz über alle Meere und schaffen neue Macht. Der Einzelne gibt sich so der Idee seines Vaterlandes hin, und das politische Ganze erfüllt sein historisches Schicksal.

Anhang I.

Quellen und Literatur.

An allgemeinen Werken über Kolonialgeschichte der Neuzeit habe ich benutzt:

Dr. Alfred Zimmermann, Die Europäischen Kolonien. Schilderung ihrer Entstehung, Entwicklung, Erfolge und Aussichten. 5 Bände. Berlin 1896 u. f.

In diesem Werk ist die Geschichte der Kolonialpolitik Portugals, Spaniens, Großbritanniens, Frankreichs und der Niederlande erzählt. Der Verfasser gibt sehr reichlichen Stoff, viel Zahlenmaterial, folgt den Einzelereignissen genau und versucht, auf die größeren geschichtlichen Zusammenhänge hinzuweisen. Das Werk ist ein brauchbares Hilfsmittel; eine feinere und tiefere Charakteristik bietet es nicht.

Paul Leroy-Beaulieu, De la Colonisation chez les Peuples modernes. 6. Auflage, Paris 1908, 2 Bände.

Der Verfasser hat dies bekannte und klassische Werk als Nationalökonom und Politiker geschrieben. Der erste Teil umfaßt eine geschichtliche Uebersicht, der zweite die Lehrsätze (»Doctrines«). Der geschichtliche Teil behandelt die Kolonisation vor dem XIX. Jahrhundert und die Kolonisation im XIX. und XX. Jahrhundert in zwei gesonderten Büchern. Der Ausgangspunkt ist auch im geschichtlichen Teil die Gegenwart und das praktische Interesse; es wird mehr geurteilt und gewertet als geschildert und dargestellt; das Hauptgewicht wird gelegt auf die natürlichen Verhältnisse, die Verteilung des Landes, die Entwickelung des Handels und der Produktion. Aber auch der Historiker empfängt aus der klugen und bedeutenden Darstellungsart des Verfassers wichtige Anregungen; man kann ihm in vielen Punkten, wenn auch nicht ohne Vorsicht, folgen. Der ökonomische Gesichtspunkt trübt ihm, so etwa bei der Beurteilung der spanischen Kolonisation, den Blick. Von besonderem Wert ist natürlich die Behandlung der französischen Kolonien.

Dr. Gustav Roloff, Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas. Heilbronn 1913.

Der Verfasser versucht eine knappe Darstellung des Gegenstandes

zu geben, deren Hauptfehler in der ungeschickten Einteilung des Stoffes liegt. Die europäische Kolonisation als solche hat ja nur eine mehr äußerliche, in der Aufeinanderfolge von Fakten beruhende Geschichte. Wer sie verfolgt, muß von den Versuchen einer Nation zu denen der anderen springen, ohne das Individuelle der einzelnen Kolonisationen erfassen zu können.

Dietrich Schäfer, Kolonialgeschichte (Sammlung Göschen). 3. Auflage, Leipzig 1910.

Der Verfasser gibt darin einen knappen und trefflichen Ueberblick über die Hauptereignisse und Hauptrichtungen der Kolonisation seit dem Altertum. Zur Ergänzung ist seine Weltgeschichte der Neuzeit in zwei Bänden (Berlin 1908) heranzuziehen, die den kolonialgeschichtlichen Standpunkt anregend betont.

Paul Darmstaedter, Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen, Erster Band 1415—1870. Berlin und Leipzig 1913.

Das Buch behandelt in ausgezeichneter, gründlicher und erschöpfender Weise die Bemühungen der europäischen Kolonisation um Afrika. Vieles Einzelne ist völlig neu aufgehellt, viele Zusammenhänge sind geklärt und vertieft worden. Für die portugiesische, französische und englische Kolonisation ist es mir von besonderem Wert gewesen.

Prof. Dr. Otto Köbner, Einführung in die Kolonialpolitik, Jena 1908.

Dr. Alfred Zimmermann, Kolonialpolitik. Leipzig 1905. (Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften I, 18.)

Aus der für den Historiker anregenden und wichtigen Literatur über Kolonialpolitik nenne ich — abgesehen von dem alten, noch immer wertvollen Werke von Roscher und Jannasch Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung, Leipzig 1885, 3. Auflage. — diese beiden klaren und gut gearbeiteten Orientierungen.

Erstes Kapitel. Die Epochen der Kolonialgeschichte.

Prof. Dr. Alexander Supan, Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Gotha 1906.

Zweites Kapitel. Die spanische Kolonisation *).

Peschel, Zeitalter der Entdeckungen, 2. Auflage, Stuttgart 1877.

Sophus Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Berlin 1881.

S. Günther, Das Zeitalter der Entdeckungen. 3. Auflage. Leipzig 1912.

*) Quellen und Literatur in spanischer, portugiesischer und holländischer Sprache findet man bei Zimmermann und in dem vorzüglichen Artikel von Zoepfl »Kolonien und Kolonialpolitik« des Handwörterbuches der Staatswissenschaften 1910 aufgeführt.

Karl Häbler, Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert, Berlin 1888.

K. Häbler, Geschichte Spaniens unter den Habsburgern. Erster Band Gotha 1907. (Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von K. Lamprecht).

Ferdinand Cortez's Berichte an Kaiser Karl V, bearbeitet von Dr. Ernst Schultze, Hamburg 1907 (Bibliothek wertvoller Memoiren Band 4).

E. Gothein, Der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay. Leipzig 1883. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller, IV, 4).

K. Häbler, Die überseeischen Unternehmungen der Welser und ihrer Gesellschafter, Leipzig 1903.

H. Boehmer, Die Jesuiten, 3. Auflage, Leipzig 1913.

Ernst Daenell, Die Spanier in Nordamerika von 1513—1824. München und Berlin 1911. (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift.)

Jules Humbert, Les Origines Vénézuéliennes, Paris 1905, Diss.

Jules Humbert, L'Occupation allemande du Vénézuéla au XVI. siècle, Paris 1905, Diss.

Drittes Kapitel. Die portugiesische Kolonisation *).

H. E. J. Stanley, The three voyages of Vasco da Gama. Hacluyt society, London 1869.

The commentaries of the great Alfonso d'Alboquerque. Ed. by Birch, Hacluyt society. London 1875.

S. Ruge, Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch Vasco da Gama 1497/98. Dresden 1899. (Jahrbuch der Gehe-Stiftung III).

Viertes Kapitel. Die holländische Kolonisation *).

J. L. Motley, History of the United Netherlands. London 1869.

C. W. Janssen, Holländ. Kolonialpolitik in Ostindien, Berlin 1884. (Deutsche Zeit- und Streitfragen 13).

L. Driesen, Leben des Fürsten Johann Moritz von Nassau. Berlin 1849.

George Mc. Theal, History of South Africa, London 1903.

C. E. Cory, The rise of South-Africa. London 1910.

H. E. Egerton, Sir Stamford Raffles. London 1900.

---

*) Quellen und Literatur in spanischer, portugiesischer und holländischer Sprache findet man bei Zimmermann und in dem vorzüglichen Artikel von Zoepfl »Kolonien und Kolonialpolitik« des Handwörterbuches der Staatswissenschaften 1910 angeführt.

P. J. Blok, Geschichte der Niederlande. Gotha 1902. (Allgemeine Staatengeschichte ed. Lamprecht I).
H. v. Treitschke, Historische und politische Aufsätze N. F. I. Leipzig 1870.

Fünftes Kapitel. Die französische Kolonisation.

Stewart L. Mims, Colberts West India Policy. New-Haven, 1912.
Pierre Margry, Mémoirs et documents pour servir à l'histoire des origines françaises des pays d'outre mer. Paris 1879 ff.
Francis Parkman, France and England in North-America. I—VII Boston 1887.
Maurice Wahl, L'Algérie. Paris 1903.
E. le Marchand, L'Europe et la Conquête d'Alger. Paris 1913.
Dr. P. Mohr, Algerien. Berlin 1907.
Elie Fitoussi, L'Etat tunisien, Tunis 1901. Paris Diss.
D. Hübner, Die französische Sahara. Leipzig 1907.
G. Hanotaux, Le Partage de l'Afrique (Le Revue de Paris), Paris 1896.
Hans Gmelin, Die Verfassungsentwicklung von Algerien. Hamburg 1911 (Abhandlung des Hamburger Kolonialinstituts B. V).
Gustave Jeannot, Etude sociale politique et économique sur le Maroc. Dijon 1907 (Diss. von Dijon).
J. Chailly-Bert, La colonisation de l'Indo-Chine. Paris 1892.
Louis Brunet, L'Oeuvre de la France à Madagascar. Paris 1903

Sechstes Kapitel. Die englische Kolonisation.

Calendar of State Papers, Colonial Series. Ed. by Sainsbury, London 1860 ff.
Colonial Office List. London.
American History told by Contemporaries, ed. by. Albert Bushnell Hart, New-York 1897. 4 Bände.
Paul Darmstaedter, Die Vereinigten Staaten von Amerika, Leipzig 1909.
O. Hötzsch, Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Bielefeld und Leipzig 1904.
E. Daenell, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig 1907.
H. E. Egerton, A short history of British colonial Policy, London 1897.
E. B. Osborn, Greater Canada. London 1900.
W. W. Hunter, The Indian Empire, London 1892.
Macaulay, Critical and Historical Essays, Leipzig 1850.
Sir John Strachey, India, its Administration and Progress. London 1911.

Lovat Fraser, India under Curzon and After. London 1912.
Meredith Townsend, Asia and Europe. London 1905.
Karl Stählin, Das äußere und das innere Problem im heutigen Britisch Indien. Heidelberg 1908.
Sir Henry Cotton, New India or India in Transition. London 1907.
Sten Konow, Die indische Frage. Hamburg 1914 (Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren VIII).
H. J. Whigham, The Persian Problem. London 1903.

Ueber Südafrika kommt die zum vierten Kapitel angeführte Literatur in Betracht. Ferner:

Frank R. Cana, South Africa, from the Great Trek to the Union. London 1909.
André Siegfried, Neu-Seeland, übersetzt und erweitert von Dr. Max Warnack, Berlin 1909.
Edward Jenks, The History of the Australasian colonies. Cambridge 1895.
Earl of Cromer, Das heutige Aegypten. Uebersetzt von Plüddemann. Zwei Bände, Berlin 1908.
Jules Cocheris, Situation internationale de l'Egypte et du Soudan. Paris 1903. (Pariser Diss.)
Georges Péméant, L'Egypte et la Politique française. Paris 1909. (Pariser Diss.)
Dr. Doerkes-Boppard, Verfassungsgeschichte der australischen Kolonien und des »Commonwealth of Australia«. München und Berlin 1903.
R. Krauel, Die Entstehung und die Bedeutung des australischen Bundesstaates. Preußische Jahrbücher Band 109 (1902).
Schachner, Australien in Politik, Wirtschaft, Kultur, Jena 1909.
Heinrich XXXII, Prinz Reuß, Vereinigte Malayenstaaten (Schmollers Jahrbuch 35).
Sir Charles Dilke, Problems of Greater Britain. London 1890.
J. A. Froude, Oceana, Leipzig 1887.
I. R. Seeley, The expansion of England. London 1884.
Dr. G. von Schulze-Gaevernitz, Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, Leipzig 1906.
Sir Lewis Michell, The life and the times of the R. H. Cecil John Rhodes, London 1912.
Maximilian v. Hagen, England und Aegypten. Bonn 1915.

Siebentes Kapitel. Die russische Kolonisation.

Maximilian Graf York v. Wartenburg, Das Vordringen der russischen Macht in Asien. Berlin 1900.

Paul Rohrbach, Russische Kolonisation in Asien. Berlin 1900.
Rußland in Asien. Leipzig 1889—1907. Acht Bände.
S. Ruge, Die sibirische Eisenbahn. Dresden 1901. (Jahrbuch der Gehestiftung 7. 8.)

Achtes Kapitel. Die amerikanische Kolonisation.

Hierzu kommt die für die englische Kolonisation angeführte Literatur in Betracht.

Neuntes Kapitel. Die Kolonisation kleinerer Staaten.

A. J. Wauters, Histoire politique du Congo Belge, Bruxelles, 1911.
Dr. Max Büchler, Der Kongostaat Leopolds II. Zwei Teile, Leipzig 1914.
Louis Jozon, L'Etat indépendant du Congo. Paris 1900 (Paris. Diss.).
K. v. Stengel, Der Kongostaat und die Kongoakte. (Aus d. Revue économique internationale) 1905.
G. K. Anton, Domanial- und Landpolitik des Kongostaates (Schmollers Jahrb. 24. Jahrgang).
Auch französisch im Institut Colonial International (comte rendu 1900).
G. K. Anton, Leopold II. und die Entwickelung des Kongostaates (Schmollers Jahrbuch 35. Jahrgang).

Zehntes Kapitel. Die deutsche Kolonisation.

Dr. Alfred Zimmermann, Geschichte der deutschen Kolonialpolitik. Berlin 1914.
Pierre Decharme, Compagnies et Sociétés coloniales allemandes. Paris 1903.
Dr. Paul Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft. Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen. Berlin 1909.
Paul Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft. 1. Band Südwestafrika. Berlin 1909.
Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Auf Grund amtl. bearb. v. d. kriegsgeschichtl. Abteilung I. des großen Generalstabs, Berlin 1906/07.
Gerhard Rohlfs, Angra Pequena. Die erste deutsche Kolonie in Afrika. Bielefeld und Leipzig 1884.
Dr. Carl Peters, Die Gründung von Deutsch-Ostafrika. Berlin 1906.
Kurt Herrfurt, Bismarck und die Kolonialpolitik. Berlin 1909.
Erinnerungen an Bismarck, gesammelt von v. Brauer, Marcks und v. Müller, (hier besonders die Erinnerungen von Krauel, Raschdau, v. Brauer).

v. Koschitzky, Deutsche Colonialgeschichte. Leipzig 1887.
Deutsche Kolonialgesetzgebung. Berlin 1893 u. f.
Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Berlin 1898 u. f.
M. Brose, Die deutsche Kolonialliteratur 1884/1895. Berlin 1897; und seitdem alljährlich, seit 1909 von H. Henoch fortgesetzt.
Deutsche Kolonialzeitung. Frankfurt 1884 u. f. Neue Folge Berlin 1888. (Organ des deutschen Kolonialvereins.)
Deutsches Kolonialblatt. 1890 u. f. (Amtsblatt für die Schutzgebiete d. D. R.)
Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. 1889—1903. (Herausgegeben von der deutschen Kolonialgesellschaft.)
Koloniale Rundschau. 1909 u. f.
Kolonialpolitische Korrespondenz. (Organ von Carl Peters.)
Koloniales Jahrbuch. 1888—1898 u. f.
Nordafrika, Organ der marokkanischen Gesellschaft in Berlin. Beiblatt zu »Die Deutschen Kolonien« 1903; später: Deutsche Monatsschrift für Kolonialpolitik und Kolonisation.
Die deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee. Amtliche Jahresberichte herausgegeben vom Reichskolonialamt. Berlin 1912 u. f.
Paul Rohrbach, Dernburg und die Südwestafrikaner, Berlin 1911.
Dr. Joachim Graf v. Pfeil, Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika. Berlin 1907.
Paul Samassa, Die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas. Leipzig 1909.
Hans Meyer, Das deutsche Kolonialreich. 2 Bde. Leipzig 1909/10.
Chr. G. Barth, Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Leipzig 1910.
A. Heilborn, Die deutschen Kolonien (Land und Leute). 3. Auflage. Berlin und Leipzig 1912.
A. Penck, Tsingtau. Berlin 1911.
v. Janson, Tsingtau, Erwerb, Blüte und Verlust. Berlin 1915.
Dr. W. Schrameier, Kiautschou seine Entwicklung und Bedeutung. Berlin 1915.
Kurt Hassert, Deutschlands Kolonien. Leipzig und Berlin 1910.

Anhang II.

Vergleichende Uebersicht des Bestandes des Kolonialbesitzes *).

	1877		1915	
	□km Umfang	Einwohner	□km Umfang	Einwohner
Spanien	416 130	8 096 800	440 510	640 000
Portugal	1 862 944	3 281 729	2 093 000	9 210 000
Niederlande	1 749 994	24 480 900	2 045 647	38 107 600
Frankreich	966 050	5 997 600	10 484 000	45 573 500
Großbritannien u. Irland	21 072 656	203 941 766	29 703 800	317 188 000
Russisches Reich, Sibirien u. Zentralasien:	16 217 551	8 079 080	15 882 400	20 304 900
Vereinigte Staaten	—	—	307 497	9 912 317
Dänemark	88 459	47 400	88 459	40 545
Italien	—	—	1 633 650	1 739 800
Belgien	—	—	2 365 000	20 000 000
Deutsches Reich	—	—	2 952 900	12 386 859

*) Die Zahlen stammen aus dem diplomatisch-statistischen Jahrbuch des Gothaischen Genealogischen Hofkalenders von 1877 und 1915 und sind ergänzt und verbessert aus dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften 1910 und der Uebersicht über die Kolonien der europäischen Staaten in der Kolonialen Rundschau 1914/15. Die deutsche geographische Quadratmeile ist zu 7,53 □km gerechnet.

Anhang III.

Gesamt-Uebersicht der Einzel-Kolonien.

Spanien.	qkm Umfang	Einwohnerzahl
Fernando Po und Dependenzen	2 116	23 844
Span. Guinea	31 200	200 000
Rio de Oro und Adrar	189 200	12 000
Span. Marokko (Prot.)	218 000	404 000
Portugal.		
Kapverdische Inseln	4 848	147 500
Guinea	36 244	820 000
S. Thomé und Principe	936	43 130
Angola	1 255 700	4 119 000
Mozambique	922 840	3 120 000
Indien (Goa usw.)	4 259	531 798
Indischer Archipel	19 058	300 000
Macao	10	63 991
Niederlande.		
Ostindien.		
Java und Madura	131 440	30 098 008
Außenbesitzungen (Provinzen)	1 783 913	8 000 000
Westindien.		
Gouv. Surinam	119 756	95 099
Gouv. Curaçao	1 048	55 153
Frankreich.		
Algerien	579 289	5 563 828
Tunis (Schutzstaat)	130 000	1 952 836
Franz. Marokko (Schutzstaat)	569 400	3 600 000
Einflußgebiet der Sahara	1 080 000	250 000
Franz. Westafrika	3 913 190	11 626 000
Franz. Aequatorialafrika	2 521 000	4 105 600
Franz. Somaliküste und Dependenzen	120 000	271 859
Madagaskar	585 530	3 143 511
Mayotte und Komoren	2 168	94 384
Réunion	1 980	173 822
Dependenzen	3 740	—
Indische Besitzungen	513	282 389
Indo-China	803 050	14 589 209
St. Pierre und Miquelon	241	4 209

Frankreich.	qkm Umfang	Einwohnerzahl
Guadeloupe und Dependenzen	1 780	212 430
Martinique	987	185 385
Franz. Guiana	88 240	48 800
Neukaledonien und Loyalty-Inseln	16 120	50 608
Chesterfield-Inseln	1,1	—
Wallis-Inseln und Futuna	220	6 000
Ozeanische Besitzungen	4 390	31 477
Clipperton-Insel	6	—
Großbritannien und Irland.		
I. Mittelmeer.		
Gibraltar	5	18 446
Malta	306	216 617
Cypern	9 318	282 388
II. Asien.		
Kaiserreich Indien	4 843 400	316 008 000
Ceylon	65 993	4 189 246
Malediven (Prot.)	300	30 000
Straits Settlements	4 238	728 635
Malaiische Schutzstaaten	133 000	1 935 900
Nord-Borneo	31 106	80 560
Sultanate Brunei und Sarawak (Prot.)	119 200	522 000
Sprattley-Insel und Amboyna Cay	?	unbewohnt
Hongkong mit Pachtgebiet	1 048	500 098
Kamaran-Inseln	130	100
Pachtgebiet von Wei-hai-wei	741	150 000
Bahrein-Inseln (Prot.)	213	552
III. Afrika.		
Gambia	9 409	138 401
Sierra Leone	83 160	1 403 132
Goldküste	208 611	1 503 386
Nigeria	868 900	17 124 000
Somaliland (Prot.)	176 800	346 809
Ostafrika (Prot.)	641 200	4 000 000
Uganda (Prot.)	578 800	2 893 494
Sansibar	2 652	197 250
Nyassaland (Prot.)	103 483	1 021 651
Britisch Südafrika (Union)	3 119 800	8 195 799
Mauritius und Dep.	2 093	378 427
Seychellen und Dep.	406	23 507
Tristan da Cunha	116	95
St. Helena	122	3 722
Ascension	88	186
IV. Amerika.		
Kanada (Dominion of Canada)	9 697 129	7 758 000
Neufundland und Labrador	421 200	245 137
Bermudas	50	18 994
Britisch-Honduras	22 355	41 170
Bahama-Inseln	11 499	56 765
Jamaika und Dep.	11 910	866 832

IV. Amerika.	qkm Umfang	Einwohnerzahl
Leeward Islands	1 847	132 406
Windward Islands	1 310	160 210
Barbados	432	172 203
Trinidad und Tobago	4 840	350 000
Britisch-Guiana	234 720	299 014
Falkland-Inseln und Dependenzen	423 400	3 298
V. Australien und Südsee.		
Australischer Bundesstaat	7 938 800	1 115 069
Neuseeland	27 039	1 070 910
Fidschi-Inseln und Rotumah	19 331	149 179
Tonga-Inseln	1 010	22 527
Salomon-Inseln	38 480	150 500
Kleinere Inselgruppen	2 308	40 605
Aegypten	1 040 000	11 000 000
Aegyptischer Sudan	2 559 752	3 000 000
Russisches Reich.		
Zentralasien	3 488 530	10 727 000
Sibirien	12 393 870	9 577 900
Bochara	203 430	1 500 000
Chiwa	67 430	800 000
Vereinigte Staaten.		
Philippinen	312 000	8 831 618
Porto Rico	9 376	1 184 489
Guam	546	12 963
Samoa-Inseln (Tutuila etc.)	140	7 251
Hawaii	16 767	191 909
Italien.		
Libyen	1 155 600	1 000 000
Eritrea	119 080	450 000
Somalia	365 518	400 000
Pachtgebiet von Tientsin	46	17 000
Dänemark		
Island	103 366	85 188
Grönland (gletscherloses Gebiet)	121 529	13 517
Westindien.		
St. Croix	218	15 467
St. Thomas	86	10 678
St. John	55	941
Deutsches Reich.		
Togo	87 200	1 032 368
Kamerun	790 000	4 149 871
Deutsch-Südwestafrika	835 100	98 830
Deutsch-Ostafrika	997 000	7 665 234
Deutsch-Neu-Guinea		
Bismarck-Archipel und Kaiser-Wilhelmsland	240 000	603 427
Ostkarolinen, Westkarolinen Palau und Marianen	2 476	
Samoa	2 572	38 097
Pachtgebiet von Kiautschou	552	196 470

Kolonialmächte.

uta.		Holland.
deira.	1602	Gründung der holländisch-ostindischen Gesellschaft.
reicht. Die siedelt.	1603/05	Gründung von Forts auf den Molukken.
g wird er-	1610	Gründung von Neu-Niederland (Nord-Amerika).
Caps.	1615	Sieg über die Spanier bei Malakka.
landet in	1619	Verteidigung von Batavia.
rasilien.	1623	Blutgericht über die Engländer in Amboina.
ei Diu.	1624	Bahia erobert.
bert Goa.	1624	Festsetzung an der Goldküste.
erden ent-	1625	Unternehmungen der westindischen Kompagnie in Guyana.
mus.	1633	Entdeckung von St. Helena.
n unterwirft	1634	Besetzung von Curaçao.
en.	1637/44	Verwaltung des Grafen von Nassau in Neuholland (Brasilien).
rnambuco.	1638	Besetzung von Mauritius.
agoabai.	1641	Eroberung von Malakka.
ederlassung	1641	Eroberung von Loanda.
anda.	1646	Vertrag mit den führenden Staaten von Java.
n Brasilien.	1654	Untergang Neuhollands (Brasilien).
Ceylon.	1658	Eroberung von Ceylon.
.	1662	Verlust von Formosa.
Portugiesen	1674	Verzicht auf New York.
rtugiesisch-	1710	Mauritius aufgegeben.
ndelsgesell-	1753	Ganz Java in den Händen der Kompagnie, Ausdehnung auf
at.		
uco.		
ramento.		

Dr. Veit Valentin,

Privatdozent a. d. Universität Freiburg i. Br.

Frankfurt am Main und die Revolution von 1848|49.

XIV. u. 554 S.

Stuttgart und Berlin 1908.

J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem.

XII. u. 240 S.

Stuttgart und Berlin 1910.

J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Die Mächte des Dreiverbandes.

22 S.

München und Berlin 1914.

Verlag von R. Oldenbourg.

Bismarck und seine Zeit.

134 S. 13.—15. Tausend.

Leipzig und Berlin 1915.

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Belgien und die große Politik der Neuzeit.

24 S.

F. Bruckmann A.-G., München 1915.

563148

HMod
V1567ko

Valentin, Veit
Kolonialgeschichte der Neuzeit.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 27 05 14 013 3